Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

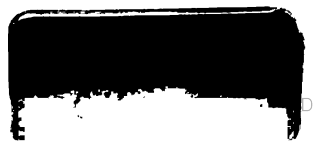
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Geo. u. 138 l (2,2

F, 0



Digitized by Google

<36622506060012

<36622506060012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

B a
23

Offizier-Bibliothek
3. Infanterie-Regiments.

Ba
23 Tr.

Bd 1x

Digitized by Google

Digitized by Google

Offizier-Bibliothek
3. Infanterie-Regiments.

Vollständige

Völkergallerie

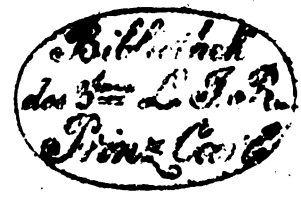
in

getreuen Abbildungen aller Nationen

mit

ausführlicher Beschreibung derselben.

II. Bandes II. Abtheilung.



Meißen, bei Friedrich Wilhelm Goedsche.
Löwenberg, bei Eschrich und Comp.

Digitized by Google

4° Jes. u. 138 l/2,2

Altbestand 17451

Wehrkreis-
bücherei VII
München

80 Bms

Digitized by Google

Australien.

Australien*), das seinen Namen von seiner südlichen Lage gegen die alte Welt hat, begreift eine große Menge Inseln im stillen Meere, oder in der Südsee, zwischen den asiatischen Inseln und Amerika, zwischen 35° nördl. und 66½° südl. Br. und 130° bis 270° östl. L. von Ferro. Der Anfang zur Entdeckung dieses Erdtheils wurde gemacht, nachdem Amerika und die Südsee den Europäern bekannt geworden waren. Ferdinand Magelhaens war der erste, welcher sich einen unsterblichen Namen durch Aufopferung seines Lebens bei dieser Entdeckung erkaufte, und er muß als der erste Auffinder dieses Erdtheils angesehen werden, indem er die Bahn zur Auffindung der australischen Inselwelt eröffnete. Dieser edle Mann, ein geborner Portugiese, unternahm nämlich, nachdem er früher schon unter dem berühmten Albuquerque zur See und in Ostindien gedient, aber in Folge einer Entzweiung mit dem Hofe sein Vaterland verlassen hatte, auf Befehl Kaiser Karls V., der seine Dienste annahm, 1519 den 20. September mit 236 Mann auf fünf Schiffen eine Entdeckungsreise von S. Lucar in Spanien nach der Südsee. Weil er überzeugt war, daß zwischen Nord- und Südamerika keine Durchfahrt vorhanden sei, so faßte er den Entschluß, Südamerika zu umsegeln. Glücklich erreichte er den 12. Januar 1520 die ungeheure Mündung des La Platastromes und meinte die Durchfahrt gefunden zu haben; allein das süße Wasser überzeugte ihn bald, daß er sich an der Mündung eines ausgedehnten Flußgebietes und also noch weit von seinem Ziele befinde. Vom 31. März an war er genöthigt, den unter 45° südlicher Breite schon strengen südlichen Winter fünf Monate lang auszuhalten, wo er der ganzen Kraft seines Geistes bedurfte, um der Meuterei seiner Gold suchenden Offiziere Einhalt zu thun. Mit der Festigkeit eines Columbus erklärte er am 24. August 1520, wo er seine Schiffe aus dem Hafen St. Julien führte, bis zum 75° südl. Br. zur Aufsuchung der Durchfahrt nach dem Südmeere fahren zu wollen. Schon im October erreichte jedoch der kühne Seefahrer unter 52° südl. Br. das von ihm so benannte Cap de las Virgines, fuhr so in die nach ihm benannte Straße ein und stand am 28. November 1520 siegreich im großen Australoceane, den er drei Monate lang durchschiffte und, weil die hier so häufigen Stürme gänzlich ruhten, das stille Meer nannte. Während dieser Zeit entdeckte man in diesem an vielen tausend Inseln reichen Meere blos zwei wüste Eilande, die der Admiral, da sie die halbverhungerten Seefahrer in ihrer Hoffnung auf frische Lebensmittel so sehr täuschten, die Unglücklichen (Desaventuratos) nannte. Dem Hungertode nahe erreichten sie endlich am 6. März 1521 die Ladronen oder Marianen, wo sie sich erquickten, und endlich den Archipel St. Lazarus und zuletzt die Philippinen entdeckten. Nach dem Geiste der damaligen Zeit hatte der fromme Seefahrer nichts Eifrigeres zu thun, als die Heiden zu bekehren, was ihm denn auch mit dem Könige der Insel Zebu gelang. Dagegen verlor er in einem Gefechte mit dem Könige der Insel Matan den 26. April 1521 sein Leben. Der Rest der Expedition ging nun nach den Molukken, aber nur ein Schiff, die Victoria, kam am 21. Septbr. 1522 unter Anführung des Cano nach St. Lucar in Spanien zurück.

Dreihundert Jahre verflossen, bis die sämmt-

*) Anfangs hieß es Südindien. Die Benennung Polynesien, d. i. Inselwelt, hat den Vorzug, daß sie einen wahren Begriff von diesem Erdtheile giebt. Merkator nannte ihn nach dem ersten Weltumsegler Magellania; von Wilhelm Postel wurde er Ghasdia benannt. Nach Cook kamen die Namen Australia, Polynesien und Neuholland in Gebrauch. Die Franzosen, besonders Malte-Brun, nennen diese Erdgegend Océanique. In Voraussetzung eines ehemaligen Zusammenhanges wählten britische Geographen den Namen Australasia.

Digitized by Google

lichen Inseln entdeckt wurden, die man unter dem Namen Australien begreift. Nach Magelhaens setzten spanische Seefahrer die Entdeckungen fort, besonders Alvaro de Mendana, der 1568 die Salomons- und Marquesasinseln entdeckte und quer durch die Societäts- und Freundschoftsinseln fuhr, doch ohne dieselben zu sehen. Pedro Fernandez de Quiros, der ihn auf seiner dritten Reise begleitet hatte, nahm einen südlichern Lauf, gerieth in den inselreichsten Theil der Südsee, und durch ihn wurden die Societätsinseln und das Heiligegeistland bekannt.

Mit dem 17. Jahrhundert begannen die Entdeckungen der Holländer. Großen Dienst leisteten der Erdkunde le Maire und Cornelius Schouten, welche 1615 die nach dem ersten benannte Straße glücklich durchfuhren und damit erwiesen, daß das atlantische mit dem stillen Meere mittelst eines großen Südmeeres unterhalb Südamerika verbunden sei. Es wurden hierauf im Norden Neu-Guinea's der Schoutensarchipel, die Nordküste Neuguinea's, die Admiralitätsinseln und die Küsten Neu-Irlands aufgefunden. Das Jahr 1616 zeichnet sich durch die vom Holländer Diek Hardigh gemachte Entdeckung Neu-Hollands aus, wiewohl man mit einiger Wahrscheinlichkeit die Auffindung Neuhollands hundert Jahre früher den Portugiesen zuschreibt, deren Entdeckungen aber von ihrer Regierung verheimlicht und nachher vergessen worden zu sein scheinen. In demselben Jahre ward von den Holländern die Nordküste Neuhollands besucht, und zu Ehren des Anton van Diemen, Generalgouverneurs von Ostindien, Diemensland benannt. In den zehn folgenden Jahren vollendeten Edel, Witt und andere Seefahrer, deren Namen verloren gingen, die Entdeckung der nördlichen und westlichen Küsten Neuhollands, indessen verhinderte der wilde Anblick des Landes und die Gefahren, mit welchen man sich diesen Küsten nähert, die Anlegung von Colonien. 1622 wurde von einem andern Holländer die nach dem Gouverneur von Batavia benannte Carpentariabai besucht und befahren. Peter Mut, unternehmender als seine Vorgänger, besuchte 1627 auch die Südküsten. 1642 umschiffte der berühmte Abel Tasman Neuholland von Batavia aus, jedoch in zu weiter Entfernung, um die Küsten genau zu erforschen. Dessenungeachtet entdeckte er im Süden die Insel Van Diemensland, die man in neuerer Zeit ihm zu Ehren Tasmanien genannt hat, und welche er für einen Theil Neuhollands hielt. Durch diese Umschiffung wurde der Irrthum berichtigt, daß sich Neuholland als weiterer Continent bis an den Südpol erstrecke. Tasman entdeckte außerdem noch die Eilande Pylstaat, Middelburg, Amsterdam und Rotterdam, die Freundschaftsinseln, Prinz Wilhelminseln, Hemskerksuntiefen und das folgende Jahr die Mackinseln, nebst der Küste von Neu-Irland, die er irrig für Neu-Guinea hielt. Zwischen 1690 und 1710 sandte die holländisch-ostindische Compagnie mehrere Seefahrer aus, um die weitläufigen Länder, als deren Herr sie sich betrachtete, zu untersuchen. Unter diesen zeichnete sich Van Flammnig durch seine Verdienste aus; denn er untersuchte mehrere Häfen und Buchten der Westküste Neuhollands und sah hier die ersten schwarzen Schwäne. Uebrigens ließen auch die Holländer, nach der engherzigen Politik des 17. Jahrhunderts, von ihren Entdeckungen nur wenig zur öffentlichen Kunde kommen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts unternahmen Engländer und Franzosen mit neuer Begeisterung die Durchschiffung des Australoceans und von dieser Zeit an tritt auch Australien als fünfter Welttheil in die Wissenschaft ein. Der Britte John Byron durchsegelte die Südsee 1764 und entdeckte die Eilande Disappointment, die König Georgs-, Prinz Wales-, Herzog von York-, die Byrons- und Gefahr-Inseln. Ihm folgte unmittelbar Wallis, der die südliche Kette des gefahrvollen Archipels entdeckte und die Insel Sagittaria des Quiros, das jetzige Otahiti, wiederfand. Unmittelbar darauf machte Carteret eine wichtige Entdeckung. Nachdem er nämlich die Insel Santa Cruz des Mendana berührt hatte, durchschiffte er zuerst den St. Georgs-Canal zwischen Neu-Britannien des Dampier und der Insel, welche seitdem den Namen Neu-Irland erhalten hat.

Digitized by Google

Um dieselbe Zeit war der Franzose Bougainville für die nähere Kenntniß Australiens thätig. Er untersuchte den gefahrvollen Archipel, von dem Wallis nur einen kleinen Theil zu derselben Zeit gesehen hatte, verweilte längere Zeit auf Otahiti, von deren Schönheit die Franzosen so bezaubert waren, daß sie dieselbe als einen würdigen Wohnplatz der Göttin von Paphos betrachteten und ihr den Namen Neu-Cythere beilegten. Bougainville schlug einen ganz andern Weg durch den Australocean ein, auf welchem er die Schifferinseln entdeckte; zugleich berührte er auch den h. Geistarchipel des Quiros. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn, seinen Lauf nordwärts zu richten, wo er den Archipel der Louisiada und der Salomonsinseln besuchte. Dieses war die erste mit so glänzendem Erfolge gekrönte Reise der Franzosen um die Erde.

Unstreitig aber erwarb sich der englische Weltumsegler James Cook *) von 1768 bis 1799 um die genauere Untersuchung des neuen Erdtheiles die größten Verdienste. Nach der Umsegelung Otahiti's entdeckte er eine Durchfahrt bei Neu-Seeland, welche Cooksstraße heißt und Neu-Seeland in zwei große Inseln theilt. Ebenso durchfuhr er die Torrestraße, welche Neu-Guinea von Neuholland trennt. Endlich befuhr er die Ostküste Neuhollands, verweilte in der schönen Botanibai und gab durch seine begeisternde Schilderung dieser schönen Bucht Veranlassung zur Gründung der Kolonie Neu-Süd-Wales. Nach seiner Rückkehr 1771 ernannte ihn sein König zum commandirenden Schiffsmeister und befahl sogleich, zwei Fahrzeuge, Resolution und Aventure, zur genauern Erforschung der Südsee auszurüsten. Begleitet von den beiden Forster, Vater und Sohn (auf deren Rath der Genuß des Sauerkrauts als sicheres Mittel gegen den Skorbut eingeführt wurde) durchsegelte Cook bei dieser am 13. Juli 1772 vollendeten Expedition die Südsee bis zum 60° südl. Br., und vernichtete dadurch die fabelhaften Muthmaßungen des 16. Jahrhunderts von einem südlichen Continente, welchen man, um der nördlichen Erdhälfte das Gleichgewicht zu halten, als nothwendig daseiend vorausgesetzt hatte. Auf dieser Reise wurden die Freundschaftsinseln erforscht und die neuen Hebriden. Man entdeckte Neu-Caledonien und fand die Marquesasinseln des Mendana wieder auf. Neu-Seeland wurde genauer erforscht, und die beschreibende Geographie Australiens gewann unermeßlich durch die geistvollen Forschungen der beiden Forster. — Kaum war Cook 1775 glücklich zurückgekehrt, als er schon wieder im folgenden Jahre mit zwei Schiffen, in Gesellschaft Clarke's, auf eine neue Weltumsegelung ausfuhr, nachdem er vorher von seinem Könige zum Kapitän ernannt worden war. Er besuchte Neuholland, Neu-Seeland und die Gesellschaftsinseln, und brachte den Otahitern verschiedene europäische Thiere und neuholländische Muskatnußbäume mit. Der Hauptzweck seiner Reise war, die Behringsstraße und Nordwestküste Amerika's zu untersuchen, und wo möglich eine nördliche Durchfahrt in das atlantische Meer zu finden. Auf der Rückfahrt dieser Nordreise entdeckte er unter 22° nördl. Br. die Sandwichinseln. Diese Insulaner, welche nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, nahmen die Europäer mit religiöser Verehrung auf, wurden aber später gegen Cook, weil er einen Morai (Götterwohnung) hatte niederreißen und als Brennholz einschiffen lassen, und zur Strafe der Eingebornen, die sich durch Entwendung eines Bootes entschädigt hatten, ihren alten König gefangen wegführen wollte, so entrüstet, daß sie ihn erschlugen und seinen Leichnam zerrissen am 14. Februar 1779.

Auf Ludwig XVI., Königs von Frankreich, Befehl, ward La Peyrouse mit zwei Fregatten, La Boussole und L'Astrolabe, zu einer reinwissenschaftlichen Reise, wozu der König selbst

*) Er ward geboren 1728 in der englischen Grafschaft Yorkshire und kam in seinem 13. Jahre zu einem Kohlenschiffer in die Lehre, wo er sich zum Schiffskoch und endlich zum Steuermannsgehülfen emporschwang. Das Ersparte wandte er an, um Mathematik und Schifffahrtskunde zu lernen. Bald ward er nun zu weitern Fahrten nach der Ostsee gebraucht und für sein pünktliches, treues und gutes Betragen 1759 zur Stelle eines Schiffsmeisters erhoben, und 1764 übertrug man ihm das wichtige Geschäft, Neufoundland aufzunehmen. 1769 ernannte ihn Lord Hawke zum Befehlshaber des Schiffes, welches eine reinwissenschaftliche Reise in die Südsee unternehmen sollte.

Digitized by Google

den Plan entworfen hatte, ausgerüstet. Die Schiffe gingen 1785 unter Segel. Nördlich von den Sandwichinseln entdeckte er eine unfruchtbare kleine Insel, der er den Namen Necker gab; nachdem er die Nordwestküste Amerika's berührt und die Nordostküste Asiens befahren hatte, durchfuhr er das stille Meer bis Neuholland, auf welchem Wege er die Schiffer- und Freundschaftsinseln berührte. Von der Botanibai aus sandte er nebst seinen Tagebüchern Bericht über seine vorhabende weitere Reise nach Frankreich und ist seitdem mit seinen beiden Schiffen verschwunden.

Die Reisen d'Entrecasteaux's, La Billardiere's, Baudin's und ähnliche haben nur wenige Entdeckungen hinzugefügt. Ihre Aufgabe war, den unglücklichen La Peyrouse aufzusuchen. Ihre Mühe war aber vergeblich. Erst in der neuesten Zeit gelang es den Schiffskapitänen Dillon und d'Urville, auf der Insel Wanicolo die Spuren des Schiffbruchs, so wie selbst einige Trümmer der zwei Fregatten La Peyrouse's aufzufinden. — Baudin, der 1800 seine Reise vollführte, nahm den größten Theil der südlichen und westlichen Küsten Neuhollands auf und gab der Erdkunde Napoleonsland und den Archipel Bonaparte. 1788 ward auf Neuholland die Verbrecherkolonie von Neu-Süd-Wales durch einen Deutschen Arthur Philipp gegründet. 1791 entdeckte der Nordamerikaner Ingraham die nördlichen Marquesasinseln und 1804 der Amerikaner Crooker Strongis-Island. 1805 machte endlich wieder ein Spanier Juan Baptist Monteverde eine Entdeckung von 29 Inseln in einer Gruppe, die seinen Namen führt. 1815 ward von den Britten die Aucklandsgruppe und 1816 von dem Russen Kotzebue die Rumanzoff-, Spiridoff-, die Kurilskette-, die Kutusoff-, Suvarow- und Radakinseln aufgefunden. Von 1823 bis 26 vollendete Kotzebue auf dem Schiffe Pretpriatie abermals eine Reise um die Erde, ohne jedoch neue Entdeckungen zu machen.

Noch erwähnen wir die Verdienste Krusenstern's, Campbell's und Hunter's. — Ohne Zweifel liegen in diesem großen Meere noch andere Inseln, die bis jetzt kein Europäer gesehen hat, und selbst von den schon entdeckten Ländermassen Australiens kennt man blos die Küsten; darum läßt sich auch über Boden und Gewässer im Allgemeinen wenig Zuverlässiges sagen.

„Wodurch sind diese Inseln entstanden?" hören wir unsere Leser fragen. Die kleinern Inseln sind zum Theil durch des Feuers Kraft entstanden, viele dagegen sind auf Korallen gegründet *), und nirgends finden sich so ausgedehnte und gefährliche Korallenriffe, als hier. Aus dieser letztern Bildungsweise erklärt sich auch der oft gänzliche Mangel an Säugethieren auf vielen solcher Inseln. Bemerkenswerth ist es, daß dieser Inselbau sich nur in Osten zeigt; je weiter gegen Westen, desto vollkommener scheinen Land, Produkte und Einwohner. Neuholland wird von Humboldt als ein von Asiens Festland durch eine Naturrevolution abgerissene Trümmer gehalten; allein dieses Land hat mehr Aehnlichkeit mit Afrika, als mit Asien.

Die höchsten bekannten Berge sind in den Sandwichinseln der Mauna-Roa und in Neu-Seeland der Pic Egmont, deren Höhe ungefähr 14,000 Fuß beträgt. — Auffallend ist in diesem Erdtheile der Mangel an großen Flüssen, denn man hat noch keinen kennen gelernt, wel-

*) Gewiß sehr interessant ist es, die Natur bei der Bildung der Koralleninseln, hier noch gleichsam in der Arbeit begriffen, beobachten zu können. Die Korallenthiere fangen ihre Arbeit stets nur auf Felsengrund an, bauen aber, sobald ihr Bau die Oberfläche des Meeres erreicht, nicht höher, sondern dehnen sich in die Breite aus. Auf der immer unebenen Oberfläche ihres Baues sammelt sich leicht Sand und Schlamm, zunächst am äußern Rande der Korallengrundlage. Dadurch entstehen ring- oder halbringförmige Inseln, deren Mitte viel später zum festen Boden wird und stets eine Vertiefung bildet, die man selbst auf den schon vollkommen ausgebildeten Inseln theils als See, theils als sumpfige Niederung noch deutlich erkennt. Zuerst erscheinen Pflanzen auf dem neuen Boden; Vögel lassen sich bald darauf nieder; die verfaulenden Pflanzen erhöhen allmählig den Boden, Vögel tragen vielleicht den Samen anderer Pflanzen herbei; es zeigen sich auch Bäume, und zuletzt nimmt der Mensch von der neuen Schöpfung Besitz. — Die Annahme einer von Süden ausgegangenen Erdrevolution findet in der Gestalt, Zerstreuung und Beschaffenheit der Inseln Bestätigung.

Digitized by Google

cher der Elbe gleich käme; wiewohl es den meisten Inseln nicht an Bewässerung fehlt. — Das Klima Australiens ist, da es in der heißen und in der südlichen, gemäßigten Zone liegt, theils heiß, doch im Allgemeinen mit einer weniger drückenden Hitze, als in den asiatischen und afrikanischen Ländern unter gleicher Breite, theils gemäßigt, mild, rein und gesund. Auch sind die Länder dieses Erdtheils, die auf der südlichen Halbkugel liegen, kälter als jene auf der nördlichen. Manche Inseln genießen einen immerwährenden Frühling. Die geringe Größe der meisten setzt sie selbst in der Nähe des Aequators dem völligen Einflusse der kühleren Seeluft aus. Regelmäßigen Ostpassatwind bemerkt man besonders zwischen 16 und 24° R.; südlicher ist der Wind unbeständiger.

Ueber die Produkte läßt sich noch kein allgemeines Urtheil fällen, da das Festland so wenig bekannt ist. Sehr reich ist die Pflanzenwelt, die sich hier im milden Klima und fruchtbaren Boden in voller Ueppigkeit entfaltet. Vor allen wichtig ist der nützliche Brodbaum, der jedoch auf dem Festlande nicht zu sein scheint. Palmen und Pflanzen mit eßbarer Wurzel sind in Ueberfluß vorhanden, selbst Gewürze auf einigen Inseln, Baumwolle, vorzüglicher neuseeländischer Flachs, das Tikholz, der Papiermaulbeerbaum, Kasuarinaholz, Cedern, Fichten, Bambus, Zuckerrohr und viele andere durch eigenthümliche Gestalten ausgezeichnete Pflanzen, besonders auf dem festen Lande. — An Thieren sind die kleineren Inseln arm. Von vierfüßigen Thieren hat manche gar keine Arten, andere nur Schweine, Hunde, Fledermäuse und Ratten, das Festland dagegen hat uns schon mit verschiedenen ganz neuen Gattungen und Arten bekannt gemacht, unter denen das Känguruh und Schnabelthier die merkwürdigsten sind. Robbenarten sind in einigen Gegenden häufig und Wallfische im Süden in Menge. In verschiedenen Gegenden sind europäische Hausthiere einheimisch gemacht und gedeihen gut, zum Theil verwildert, wie in Amerika. An Geflügel ist kein Mangel; auch das Huhn ist einheimisch. — Bis jetzt hat man große Armuth des Mineralreichs gefunden, namentlich von Gold und Silber kaum eine Spur, dagegen hin und wieder Kupfer und Eisen; von Steinen giebt es natürlich mannichfaltigere Arten, verschiedene Edelsteine, Kalk, Bimstein u. a., ferner Steinkohlen; auch Steinsalz und Salzquellen.

Die Bewohner (nur etwa 3,700,000 auf 170,000 □ Meilen, so daß man im Durchschnitte kaum 10 Menschen auf die □ M. rechnen kann) bilden zwei Hauptarten: im Osten sind sie malaiischer Art, zum Theil dem Kaukasier an Farbe und Gestalt äußerst nahe, im Westen vom Negerstamme, Papuas genannt. Aus der Vermischung beider Hauptstämme sind verschiedene Mittelarten erzeugt worden. Die Papuas bewohnen Neuholland, Neuguinea, die Louisiada, die Salomonsinseln, die neuen Hebriden, Neubritannien und Neucaledonien, und haben, besonders in Neuholland, aufgeworfene Lippen und Wollhaare wie andere Neger, von denen sie sich durch sehr dünne, magere Arme und Beine auszeichnen. Diese Negerart steht der zweiten, der malaiischen, an Bildung bei weitem nach, vorzüglich in Neuholland, wo die Einwohner widerliche, affenartige Gesichtszüge haben, auf der niedrigsten Stufe der körperlichen und geistigen Bildung stehen und im Zustande der Wildheit, ohne Staat und ohne Religion leben. Der große Mund mit dickaufgeworfenen Lippen springt fast wie eine Schnauze hervor, und dahinter verliert sich die kleine platte Nase. Die tiefliegenden Augen verrathen eine tückische Rohheit, selten dumme Gutmüthigkeit. Nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, suchen sie Fische, klettern auf die Bäume oder erlegen bisweilen die leicht zu fangenden Känguruhs, und verzehren Alles fast roh; kaum daß sie den Vögeln die Federn abrupfen. Die Bewohner der neuen Hebriden und von Neucaledonien, die man gleichfalls zu den Papuas rechnet, verzehren das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, haben aber bebaute Felder mit Pisangs, Yams- und Aaronswurzeln. — Der malaiische Hauptstamm, welcher die australischen Inseln, als die Freundschafts-, Societäts-, Sandwichinseln ꝛc., bewohnt, zeichnet sich durch die schönsten, regelmäßigsten Formen aus, deren die Gestalt des Menschen unter irgend einem Himmelsstriche fähig ist. Die Hautfarbe

Digitized by Google

ist bisweilen nicht dunkler, als die der Spanier und Italiener; ja einige Frauen sah man völlig weiß, wie die schönsten Europäerinnen. Im Ganzen zeigen sich diese Inselbewohner als gutmüthige, gesellige, sanfte, fröhliche und leichtsinnige Menschen. Doch stimmen die Reisenden darin überein, daß sie einen Hang zum Stehlen haben und ihre Weiber und Töchter ohne Zurückhaltung den Europäern preisgeben. Auch herrscht bei einigen derselben die abscheuliche Sitte des Genusses des Menschenfleisches und der Menschenopfer. — Sie leben in Dörfern, verfertigen mancherlei Geräthschaften und treiben eine Art von Landwirthschaft. Große Kunstfertigkeit, überhaupt bei Vielen treffliche Anlagen und unverdorbene Natur sind nicht zu verkennen.

Die Regierungsform dieser Völker ist nach dem Stande der Kultur verschieden. In den gebildetsten Archipelen fanden die Europäer feudalistische Alleinherrschaften vor; Landeigenthümer waren die Edeln oder Feris; für sie arbeitete die andere Volksklasse, welche sogar von dem Genusse gewisser Nahrungsmittel ausgeschlossen war. Die Aristokraten waren wieder unter einem Oberhaupte oder Könige vereinigt, der nach dem Herkommen oder überlieferten Gesetzen des Landes regieren mußte. Solche Staaten fand man besonders auf den Sandwich-, Gesellschafts- und Freundschaftsinseln. Mehr oder weniger ausgebildet finden sie sich beinahe in allen Inseln des stillen Meeres wieder. Auf den größern Ländereien oder Inseln sind die Menschen auch wilder und am regellosesten und thierischsten auf der größten Insel Neuholland. An Verfassung, Eigenthum u. dgl. ist da nicht zu denken, wo der Boden nicht unter das Letztere gerechnet wird.

Die Religion ist meist bloßer Fetischismus, höchstens roher Naturdienst und Menschenopfer. Sie verehren Haupt- und Untergötter, haben Priester und hegen sehr sinnliche Hoffnungen in Rücksicht eines andern Lebens. Gewöhnlich sind ihre Morais oder Begräbnißgebäude die Oerter, wo der Gottesdienst verrichtet wird. Englische Missionäre haben die christliche Religion auf den Societäts- und Sandwichinseln verbreitet. Unter allen Insulanern sind die Bewohner der Sandwichinseln durch ihre Bekanntschaft mit den Europäern am weitesten fortgeschritten.

Auch für den Handel sind die neuen Anlagen der Europäer bei dem guten Gedeihen europäischer Pflanzen und Thiere nicht unwichtig und schon jetzt giebt es manche Produkte zur Ausfuhr.

Außer den Ureinwohnern Australiens findet man jetzt auch Europäer, wenige auf den Sandwichinseln; über 50,000 in der von den Engländern auf der Ostküste Neuhollands angelegten Verbrecherkolonie und eine geringere Zahl in Van Diemensland. Ueberhaupt hat Großbritannien im Jahre 1824 alle zwischen dem 129. u. 135.° der Länge liegende Inseln und Landstriche Australiens, nebst Arsley und Clarence-Straße und Port Essington auf der Halbinsel Koburg, in Besitz genommen.

Diese Inselwelt wird am passendsten nach der Abstammung der Bewohner und nach der Lage der Inseln im Süden oder Norden des Aequators eingetheilt. Der Negerstamm bewohnt die westlichen, der Malaienstamm die östlichen Gegenden.

A. Negerländer, alle im Süden des Aequators.

I. Das Festland oder Neuholland, mit der britischen Kolonie Neu-Süd-Wales und der Kolonie am Schwanenflusse.

II. Inseln: 1) Van Diemensland. 2) Norfolk (fok). 3) Neuguinea. 4) Admiralitäts-Inseln. 5) Neuirland oder Tombara und Neuhannover. 6) Neubritannien. 7) Neugeorgien oder Salomons-Inseln. 8) die Königin Charlotten- oder Santa Cruz-Inseln. 9) die Neuhebriden oder heil. Geist-Inseln. 10) Neucaledonien.

B. Malaien-Inseln.

a) Im Norden des Aequators.

1) die Marianen, Labronen (Diebsinseln), Lazarusinseln. 2) die Karolinen oder Neuphilippinen. 3) die Pelew (pelju) Inseln. 4) die Lord Mulgrave's-Inseln. 6) die Sandwich-Inseln.

Digitized by Google

b) Inseln, südlich vom Aequator.

1) Neuseeland. 2) die Tonga oder Freundschafts-Inseln. 3) die Schiffer-Inseln. 4) die Gesellschafts-Inseln. 5) die niedrigen Inseln. 6) die Marquesas oder Mendana (denja)-Inseln. 7) die Oster-Insel.

A.

Die Völker der Negerländer im Süden des Aequators.

I.

Die Bewohner des Continents oder Neu-Hollands.

Neuholland (Ulimaroa, Australasien), das Festland des fünften Erdtheils, die größte Insel der Erde (140 bis 150,000 □ M.) hat seinen Namen von den Holländern, die 1615 das Land wieder entdeckten, nachdem es beinahe ein Jahrhundert früher schon von den Portugiesen gefunden worden war. Die südwestliche Spitze heißt nach dem holländischen Schiffe, welches dieselbe im Jahr 1660 zuerst sah, Kap Leeuwin. Auf der Süd-, West- und Nordküste erschweren Untiefen oder heftige Brandungen das Landen. Es giebt daselbst keinen sichern Hafen, und das ganze bis jetzt bekannte westliche Küstenland scheint eine sumpfige Niederung zu sein. Einige Küsten haben ein rauhes, unfruchtbares Ansehen; andere enthalten große fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin versetzt worden sind, trefflich gedeihen. Das noch wenig untersuchte Innere enthält viele Gebirge, unter andern die blauen Berge, eine im Westen der britischen Kolonie von Norden nach Süden fortschreitende wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie zeigt überall unzugängliche Schluchten, hohe und steile Felsenwände und schauerliche Abgründe, so daß es erst 1813 dem Briten Evans gelang, von der Kolonie Sidney aus die blauen Berge zu übersteigen, worauf der Gouverneur Macquarin eine 100 englische Meilen lange Bergstraße anlegen ließ, auf der er 1815 zuerst in das Innere eine Entdeckungsreise unternahm und die erste westliche Niederlassung, die Stadt Bathurst, in einer sehr fruchtbaren Gegend gründete. — Das Klima des ganzen Continents ist mild; die Wärme ist hier, wie auf allen Inseln dieses Erdtheils, der in den übrigen Ländern von gleichen Breitengraden nicht gleich, jedoch erreicht die Sommerhitze, die hier natürlich in den europäischen Wintermonaten eintritt, oft einen sehr hohen Grad. Im Winter fallen heftige Regen. Stürme und Donnerwetter sind beinahe zu allen Jahreszeiten häufig und heftig; auch Erdbeben hat man gespürt. — An großen Strömen fehlt es. An Meerbusen, Baien und Buchten fehlt es Neuholland nicht. Der größte Meerbusen ist der von Carpentaria an der Nordküste, der 80 Meilen breit und 120 Meilen lang ist. Einheimisch sind: das Känguruh *), das Schnabelthier **), die Schweif-

*) Das Känguruh ist ein Säugethier. Es giebt mehrere Arten, alle eßbar, und, den Schwanz ausgenommen, ohne Fett. Man bereitet aus ihnen die besten Wildpretgerichte. Die Känguruhs bedienen sich selten und nur dann ihrer Vorderfüße, wenn sie grasen. Nagend bewegen sie sich auf allen Vieren, unter Beihülfe des Schwanzes, weiter, richten sich von Zeit zu Zeit auf, um irgend eine mit den Vorderpfoten abgerupfte Lieblingsnahrung in Gemächlichkeit zu verzehren, indem sie dieselbe aus einer Pfote in die andere nehmen, wie Kinder, die sich über einen schönen Apfel recht herzlich freuen. Werden sie gejagt, so hüpfen sie auf den Hinterbeinen mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit von dannen, und der auf- und niederschlagende Schwanz hilft ihnen das Gleichgewicht erhalten. Sie springen dann über Bäche, tiefe Abhänge, und über gewöhnliches Buschwerk mit einem Satze, und die Hunde können ihnen an solchen Stellen nichts anhaben, auf der Ebene aber werden sie leicht ermattet. Gewöhnlich packen die Hunde sie an den Lenden, werfen sie um und erwürgen sie dann durch einen Biß in die Gurgel. Das Känguruh hat nur Ein Junges auf ein Mal, welches in der Bauchtasche an den Zitzen der Mutter so lange lebt, bis es von der Größe eines Daumens zu der eines Pudels gelangt, mit einem feinen Pelze bekleidet und stark genug ist, um hinter der Mutter herzuhüpfen, sich selbst zu nähren und bei Gefahren, oder wenn es ihm zu kalt ist, die warme Bauchtasche wieder zu suchen. Lustig ist es mit anzusehen, wenn die Alten grasen und die Jungen aus ihrem Aufenthalte die Köpfe herausstecken, um die zarten Spitzen der Gräser abzunagen, über welche jene hinweggehen. Wenn sie von Jägern hart gedrängt werden, bleiben sie zuweilen plötzlich sitzen, fassen mit der Vorderpfote in die Tasche und werfen das Junge heraus, um leichter fliehen zu können.

**) Das Schnabelthier (Ornithorhynchus) ist ein Vogel ohne Federn und Flügel; ein Säugethier ohne

Digitized by Google

thiere, der Dingo *) oder neuholländische Hund, das neuholländische fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neuholländische Kasuar, die prächtige Manura, das weiße Wasserhuhn, der schwarze Schwan und andere Vögel; an den Küsten Seeelephanten, Haifische, Wallfische, Robben, Stachelrochen, Riesen- oder Perlmuscheln, eßbare Mollusken; aus dem Pflanzenreiche: Palmkohl, Sago, Pfeffermünz-, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagoniholz, eine neue Art von Kajeputbaum, Yams, wilder Flachs u. s. w. Man hat Spuren von Eisen, Kupfer, Granit, Porphyr, Basalt, Kalkstein, Steinkohlen, die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgesetzt werden, und Steinsalz gefunden. In den Kolonien gedeihen die europäischen Hausthiere, Getreidearten und Gartengewächse, Obst, Wein, Taback, der dem westindischen nichts nachgiebt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hierher gepflanzte Gewächse. Die meisten Bäume haben hartes Holz und verdanken ihre Namen zum Theil ihrem Ansehen, ihrer Größe oder ihren Früchten. Der Apfelbaum gleicht dem europäischen nur im Laube, einige entfernte Aehnlichkeit mit europäischen Formen haben die Wald- und Sumpfeiche. Die Cedern gleichen dem Honduras-Mahagoni, und der Theebaum liefert den Kolonisten ein Surrogat für den echten Thee. Ueber 130 Akazienarten schwitzen den reinsten arabischen Gummi aus und ihre Rinde giebt treffliche Lohe. Das Gummi hat ganz dieselben Eigenschaften, wie das arabische, und wird mit dem besten Erfolge auch so benutzt. Ein Eucalptus mannifera genannt, liefert das herrlichste Manna, des Morgens auf dem Rasen in Flocken liegend, oder an den Aesten und Stämmen hangend, wo es dann vor Aufgang der Sonne gesammelt werden muß. Dieses kostbare Erzeugniß ist das einzige angenehme Purgativ, das wir kennen, wie auch dasjenige, welches am wenigsten nachtheilig ist. Die Xantoreen schwitzen auch Gummi aus, womit die Eingebornen die Fugen ihrer Kähne verpichen, und ihre Schafte zu Wurfspießen benutzen. Die Blätter der Myrthen sind gewürzreich und eine Gattung Indigo giebt guten Färbestoff; eben so findet sich eine Art der Kaffeestaude. Die Holzarten sollen außerordentlich hart und schwer verbrennbar sein, und man will es diesem Vortheile zuschreiben, daß die Feuersbrünste in den europäischen Niederlassungen weder zahlreich, noch verheerend sind. Der Reichthum des Innern wartet auf glückliche Forscher. — Die segenvolle, fruchtreiche Kokospalme, der Brodbaum, die Banane, die mehlreiche Aaronwurzel nebst andern fleischigen Wurzelknollen, die auf den Inseln der Südsee wachsen, fehlen der neuholländischen Inselgruppe gänzlich. Schwerlich giebt es ein Land, besonders unter dem schönen Himmel der Tropen, auf welches die Hand der Natur sparsamer und stiefmütterlicher ihre Gaben ausgestreut hätte, als Neuholland. Wo die Natur für ein Land so wenig gethan hat, können sich die Menschen nur sparsam vermehren. Wirklich giebt es auch, außer den Polgegenden, kein Land, das schwächer bevölkert wäre, als der neuholländische Archipel.

Die Eingebornen Neu-Hollands (s. Taf. I.) sind von afrikanischer Bildung (unstrei-

---

Zitzen, mit einem Worte ein Thier, das durchaus nicht in unsere Naturgeschichte paßt und einer ganz andern Ordnung der Dinge anzugehören scheint. Es ist 17'' lang, hat Schnabel und Zehen wie eine Ente, Füße wie ein Säugethier, einen breiten Schwanz, ein glänzendes Haar, auf dem Rücken schwarzbraun, auf dem Bauche gelblich grau, auf dem Kopfe ragen unverhältnißmäßig kleine Augen und Ohren hervor. Es lebt wahrscheinlich von kleiner Fischbrut und Insekten, und wohnt in den Teichen und Flüssen Neuhollands ziemlich häufig. Es taucht auf aus dem Wasser, um zu athmen und wieder unter, um Beute zu suchen. Zitzen hat man an ihm noch überall nicht entdecken können, aber entschieden ist es durch neuere Beobachtungen geworden, daß es Eier legt. Am Hinterfuße hat es einen hohlen Giftsporn, womit es verwundet und vergiftet, so daß selbst Menschen starke Entzündungen bekommen. Es ist erst vor 20 Jahren entdeckt worden.

*) Der Dingo ist an Gestalt dem Fuchse ähnlich, von röthlichbrauner und schwarzer Farbe. Er ist ein gefährliches Raubthier, hat sich indessen an den Küsten zähmen lassen und wird als Jagdhund, besonders bei der Emujagd, benutzt. — Ein Mittel zwischen Tiger, Fuchs und Wolf sind die Schweifthiere, (Dasyurus). Sie haben langgestreckte Körper, einen Hundekopf, kurze spitze Ohren, rothbraunes Fell mit länglichrunden, weißen Flecken, der Schwanz ist lang, weiß und gefleckt mit kurzen Haaren, und endiget in einen schönen, langhaarigen, eirunden Büschel. Es giebt Dasyurusarten von der Größe einer Maus bis zu der eines mittelmäßigen Wolfs.

Digitized by Google

tig eines Stammes mit den Madegassen), den Kafern nicht unähnlich, indessen auf einer weit niedrigern Kulturstufe. Die Europäer fanden die Neuholländer stumpf, ohne Neugierde, ohne Entwickelung, verkümmerte Gestalten, wie sie die Noth bildet; dabei alle jene Eigenschaften, welche rohen Menschen eigen sind: Wildheit, Rach- und Mordlust, Gierde, Raub- und Freßsucht u. s. w. Von Schamhaftigkeit ist selbst bis jetzt noch keine Spur entdeckt, und nicht einmal die Feigenblätter des Paradieses sind unter den wilden Horden Neuhollands noch bekannt. — Ihre Farbe ist dunkelbraun, beinahe schwarz. Sie haben platte Nasen mit großen Löchern, was wahrscheinlich von der Gewohnheit herrührt, die Nasenknorpel zu durchbohren und Beine oder andere Zierrathen darin zu tragen. Ihre Augen liegen tief, und da die Freßwerkzeuge erst bei zunehmender Herrschaft des Geistes zurücktreten, so sieht man hier hervorgeschobene Unterkiefer, einen weit gespaltenen Mund und dicke Lippen. Ihr Haar ist dunkelbraun oder schwarz, wie ihre Haut, es fühlt sich rauh an, hangt bei einigen straff herab, oder ist bei andern strickartig zusammengedreht, wo es dann wie ein Besen um den Kopf herumsteht, was neuholländisch schön ist. Die Männer haben stark verfilzte Bärte, ihr Schädel ist dick und schwer. Sie sind im Allgemeinen von kleiner Statur, zartem Knochenbau und kleinen Extremitäten. Es giebt jedoch auch viele große, starke, breitschultrige, herkulesartige Antinous unter ihnen. Im Alter werden sie äußerst runzlig und bei ihrer Magerkeit hangt ihnen die Haut dann in starken Runzeln herab. Der Zierrath durch die Nase giebt ihnen ein häßliches Ansehen. Die Weiber verzieren sich das Haar mit angeschnürten Känguruhzähnen und beide Geschlechter bemalen sich, wenn sie ihre Verwandten betrauern, Stirn und Backen mit Streifen von weißem Thon. Wie alle Wilden, haben sie wenig Krüppel unter sich, weder Lahme noch Bucklige. Ihre Sinne, weder durch Eau de Cologne, noch Moschus überreizt, sind ausnehmend scharf. Es ist unglaublich, wie fein ihr Gesicht, Gehör und Geruch ist. Töne, die unserem Ohre gänzlich entschlüpfen, werden von ihnen vernommen, und sie verfolgen die Spuren von Menschen und Thieren, wo das schärfste Auge des Europäers nichts, als Gras und Laub bemerkt. Sie sind daher die besten Sbirren der Kolonien, indem man sich ihrer bedient, entlaufene Verbrecher und Buschklepper einzufangen. Selten entgeht ihnen Jemand, den sie verfolgen; Tage lang folgen sie ihm durch die dichtesten Wälder und verwickeltsten Schlupfgänge, und nach dem schwachen Eindruck des flüchtigen Fußes auf Grase oder abgefallenem Laube wissen sie mit unglaublichem Scharfsinn zu bestimmen, ob es die Spur eines Weißen oder Eingebornen, eines Freundes oder Feindes ist.

Ihre Lebensweise ist einfach. Sie essen, wenn sie etwas haben; suchen, wenn sie hungrig sind; schlafen, wenn sie müde sind; machen ihren Streit durch ritterliche Kämpfe aus, wenn sie beleidigt sind; heirathen, wenn sie Bedürfniß dazu treibt; erziehen ihre Kinder, lieben ihre Enkel und sterben, wenn sie ausgelebt haben, wo sie dann in ein anderes Leben gehen und sich verwandeln. Sie sind also Naturmenschen, die sich der Führung ihrer großen Mutter gänzlich überlassen, ohne daß es ihnen einfällt, ihr jemals zu widerstreben. Sie leben, wie sie können, und leiden, was sie müssen. — Ihre Nahrungsmittel, zu denen vorzüglich Dingowa oder Farrenwurzel gehört, verzehren sie entweder roh oder rösten das Fleisch beim Feuer; das Kochen verstehen sie nicht. — Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet; schlafen unter freiem Himmel oder verkriechen sich in Felsenhöhlen, oder in einer erbärmlichen Hütte. Die Weiber tragen ihr ganzes bewegliches Eigenthum, das jedoch höchst gering ist und blos aus den täglichen Nahrungsmitteln besteht, in einem Netze, das aus dem Baste des Faserrindenbaumes geflochten ist und nach Art eines Tornisters bis auf die Hüfte herabhängt. Eine kunstlose Wasserschale gehört zu ihrem Hausrathe; sie ist aus der abgezogenen Rinde von den knorrigen Auswüchsen des Theebaumes geformt. Die Männer sieht man nie ohne ihre Waffen, die aus Speeren, dem Waddir oder der Keule und einer Art hölzernem Schwerte, das sehr gekrümmt ist, bestehen (s. Taf. II.). Bei ihren Gefechten bedienen sie sich eines roh gearbeiteten länglichen Schildes, der aus dem sehr harten und schweren

Digitized by Google

Holze des Eisenrindenbaumes besteht; sie gebrauchen ihn jedoch blos im Kriege. — Ihre Hauptbeschäftigung ist Jagen, worin sie sehr geschickt sind. Sie erlegen auf 90 bis 110 Fuß Entfernung mit ihren Wurfspießen ein in voller Flucht begriffenes Thier. Die Männer sorgen für die auswärtigen Geschäfte; flechten Netze zum Fisch- und Wildfang aus Bast; führen Krieg unter einander oder mit andern Stämmen, und diese entstehen meistens um der Weiber willen. Diese suchen die Farrenwurzel auf, flechten niedliche Körbe aus Binsen und pflegen ihre Kinder. — Ungeachtet ihrer wandernden Lebensweise behauptet doch jede Horde ein gewisses Land als Eigenthum. Bei aller Beweglichkeit der Horden wandern diese doch niemals weit und greifen nie in das Jagdgebiet des Nachbarstammes ein. Die Stämme scheinen sich durch manche Abzeichen zu unterscheiden. So wird denen, die um Sidney herum wohnen, zur Zeit der Mannbarkeit ein Vorderzahn ausgezogen, andere haben tiefe Narben in den Schultern, noch andern fehlt an der linken Hand das Gelenk eines Fingers. — Was ihre geistigen Anlagen betrifft, so wird von ihnen durchgängig eine schnelle Fassungskraft und eine bewundernswürdige Nachahmungsfähigkeit gerühmt. Bemerkenswerth und von der schärfsten Beobachtungsgabe zeugend ist, daß sie mit wahrhaft auffallender Fertigkeit das Benehmen Anderer mit solcher Genauigkeit nachzuahmen vermögen, daß sie die geschicktesten Mimiker weit hinter sich lassen. Dieses geht so weit, daß man ihnen nur den Namen irgend eines Weißen, der in ihrer Nähe wohnt, zu nennen braucht, um sogleich ihn so dargestellt zu sehen, daß man auf den ersten Blick erkennen kann, wem es gilt. Dessen ungeachtet sollen ihnen Urtheil, Nachdenken und Sorge für die Zukunft kein graues Haar erzeugen. Eben so sind ihre mechanischen Talente gänzlich unentwickelt. Ihre Waffen und Jagdgeräthe sind höchst kunstlos und einfach; ihre Kanoes bestehen aus einem Stück Baumrinde, einer Burgattung, das an beiden Enden zusammengebunden ist, und mit welchem sie sich nicht leicht weit vom Ufer wagen (s. Taf. II.). — Ihre bürgerliche Verfassung betreffend, so leben sie nur familienweise oder höchstens in kleinen Stämmen zusammen. Sie haben Häuptlinge, deren Stelle bei einigen Stämmen erblich ist, bei andern dem Tapfersten übertragen wird. Die Bande des Gehorsams sind indessen sehr locker, und die mit dieser Würde verbundenen Vortheile bestehen darin, bei der Vertheilung des Jagd- oder Fischereiertrags der ersten Portion theilhaftig zu werden. — Ihre religiösen Begriffe beschränken sich auf einfache Begriffe einer Gottheit, eines zukünftigen Lebens und Gespensterglaubens. Eine Art von Gottesdienst hat man unter ihnen noch nicht entdeckt. In der Regel haben sie nur Eine Frau, ohne durch ein Gesetz daran gebunden zu sein; viele haben daher auch zwei Weiber. Ihre Frauen behandeln sie, gegen die Sitte der Wilden, gut. Sie verloben ihre Töchter schon frühzeitig und die Ehe wird nach dem 12. Jahre der Braut vollzogen. Hat einer, der heirathen will, keine Verlobte, so ergreift er das erste beste mannbare Mädchen, und zwingt sie, ihm zu folgen, allenfalls durch eine tüchtige Tracht Schläge als Brautschatz. Die Eltern des Mädchens widersetzen sich nie; ist aber das Mädchen an einen andern schon verlobt, so sucht sie der Bräutigam dem Entführer wieder zu entreißen und die Sache wird durch einen Zweikampf ausgemacht. Ein solcher Zweikampf oder auch andere Beleidigungen werden mit vielen Förmlichkeiten abgemacht. Der Kläger schickt dem Beklagten eine Ausforderung, Zeit und Ort werden bestimmt, und der Herausgeforderte hat das Recht, die Waffen zu wählen. Indessen giebt auch der andere Theil beiläufig an, welche Waffe er wünscht, entweder den Schlacht- oder Jagdspeer. Die Kämpfer bemalen sich Gesicht und andere Theile mit Streifen von rothem Ocker. Zum Zweikampf werden von beiden Theilen die nächsten Freunde mitgebracht. Es wird nun ein Platz bereitet und mit Pallisaden umgeben, der ungefähr einen Kreis von 24′ Durchmesser bildet und 2′ tief ausgegraben ist. Die beiden Kämpfer treten in den Kreis, nehmen nach einem kurzen mit heftigen Geberden begleiteten Gespräche die Speere, deren fünf bis sechs auf dem Boden liegen, auf und schleudern sie gegen einander. Wer seinen Gegner zuerst trifft, ist Sieger, und die Zuschauer be-

Digitized by Google

grüßen ihn von beiden Seiten mit Jubel. Meistens findet dann eine Versöhnung statt, die durch Geschrei, Tanz, Lustkämpfe u. dgl. gefeiert wird. Um die Versöhnung vollkommen zu machen, vereinigt man sich allenfalls noch zu einer bis acht Tage dauernden Jagdpartie. — Die Schmerzen des Gebärens kennen die neuholländischen Weiber beinahe nicht, denn die Geburten gehen so leicht von statten, daß sie Tags darauf ihre gewöhnlichen Geschäfte verrichten. Das Kind wickeln sie in die weiche Rinde des Theebaums, die sich vortrefflich dazu eignet. Indeß dauert dieß nur einige Tage, denn bald sind die Kinder kräftig genug, um auf den Armen getragen zu werden, und nach einigen Wochen reiten sie schon auf den Schultern der Mutter, indem sie sich an den Haaren festhalten. Die Kinder lernen ihre Glieder bald gebrauchen und bevor ein Jahr um ist, verstehen sie schon sich der leckern Würmer der Akazientinde zu bedienen. — Stirbt der Neuholländer, oder kommt er im Kriege um, so wird ihm die Haut abgezogen, der Leichnam verbrannt, die Haut aber getrocknet und aufbewahrt; zu welchem Zwecke, ist aber nicht bekannt (s. Taf. III.). Seit der Anwesenheit der Weißen hat sich ihr ursprünglicher Unsterblichkeitsglaube dahin modificirt, daß sie mit dem Glauben sterben, in ein besseres Leben zu gehen, daselbst eine Verwandlung zu erleiden, um dann als weiße Menschen wieder in ihr Land zurückzukommen.

Man ist noch immer ungerecht genug, zu behaupten, daß die Neuholländer jeder Civilisation unfähig seien. Ob dieses der Fall ist, mögen ein Paar Anekdoten beweisen, die wir aus den Berichten glaubwürdiger Männer haben. Dawson berichtet, daß die Australier, trotz ihrer natürlichen Gutmüthigkeit, oftmals Akte grausamer Rachgier, besonders an den Weißen, ausüben. Dieses ist besonders in diesem Augenblicke auch in Tasmanien (oder Vandiemensland) der Fall, wo die vereinzelten Kolonisten einen schweren Stand haben. Indessen höre man doch, was die Wahrheit demselben Berichterstatter abnöthigt.

„In den abgelegneren Theilen der Kolonie war es an der Tagesordnung, daß sie wie Hunde behandelt und unter den geringfügigsten Vorwänden mit Flintenschüssen getödtet wurden. Oft beklagten sich die Eingebornen bei mir, daß man ihre Eltern und Verwandten ermordet hätte und sie brachten mir mehrere Waisen, deren Väter von der Hand der Weißen der Nachbarschaft gefallen wären. Als einer der letztern kam, um für seine Leute, mit denen er den Karuah (ein Fluß) hinaufzog, Lebensmittel zu holen, sagten sie zu mir, dieser Mann habe zehn ihrer Angehörigen erschlagen; der Elende leugnete auch die Sache gar nicht, sondern versicherte im Gegentheile, er würde auch künftig nicht anders mit ihnen verfahren. Hauptsächlich sind es die Holzhacker, welche sich die gräuelhaftesten Gewaltthaten gegen die Eingebornen erlauben. Man erzählte mir davon schauerliche Geschichten. Vor meiner Ankunft hatten mehrere Holzhacker oberhalb der Quellen der beiden schiffbaren Ströme und ihrer Zuflüsse, die sich in den Stephenshafen münden, ihren Aufenthalt genommen, und bei meiner Ankunft erfuhr ich, daß eine Abtheilung von ihnen in beträchtlicher Entfernung im Innern, in der Nähe eines Flusses, der in der Sprache der Eingebornen Mariall heißt, welches Wort einen Fremdling bedeutet, oder einen Ort, der von ihnen selten oder nie besucht wird, noch ihre Arbeiten fortsetzten. Zugleich hörte ich, die Eingebornen der Umgegend seien gegen die Weißen, mit denen sie früher in Eintracht gelebt, sehr feindselig gestimmt, und bereits sei es von beiden Seiten zu Thätlichkeiten gekommen. Die Eingebornen ließen an allen Weißen, deren sie habhaft werden konnten, ihre Rache aus, und da häufig Züchtlinge aus der Strafanstalt zu Port Macquarie sich nach Port Stephens flüchteten, welche beide Orte 90 Meilen von einander entfernt sind, so geschah es manchmal, daß solche Ausreißer ihnen in die Hände fielen, die sie im mindesten Falle ihrer Kleider beraubten. Ich befand mich noch nicht lange in Port Stephens, als ich selbst Augenzeuge war, wie mehrere flüchtige Deportirte in dem elendesten Zustande, nackt, verwundet und halb todt anlangten. Alle stimmten in ihrem Berichte überein: die Feindseligkeiten würden von den Stämmen begangen, die gegen das Cap Hawke und links vom Mariall, mit einem Worte, in der Nähe des Distrikts

Digitized by Google

wohnten, in welchem die Holzhacker arbeiteten; gegen diese waren die Eingebornen außerordentlich erbittert. Wer mit heiler Haut davon kam, verdankte es in der Regel der Vermittelung der Weiber. Nicht lange, so hörte der Holzschlag auf und es blieben von den Holzhackern nur so viele zurück, als zum Sägen und Fortschaffen des Holzes erforderlich waren. Im Juni fand sich einer ihrer Aufseher, ein armer, aber braver Mann, bei mir ein, um mich von dem Vorgefallenen zu unterrichten, so wie die Vermuthung mitzutheilen, daß die Ursache in dem an einem achtjährigen schwarzen Knaben, Namens Toni, begangenen Mord, wegen dessen er vier Personen in Verdacht habe, zu suchen sei. Ich erließ sogleich einen Verhaftsbefehl gegen die bezeichneten Individuen, zwei davon wurden nach Port Stephens geführt und verhört. Die Zeugnisse, welche mir gegen sie vorlagen, schienen mir hinreichend, um sie nach Sidney zu schicken. Ende Augusts erhielt ich vom Generalprocurator die Einladung, ihrem Prozesse beizuwohnen. Das Gericht erklärte sie überwiesen, das bedauernswürdige Kind ohne alle Veranlassung ermordet zu haben. So zogen sich die Weißen durch diesen Mord eine allgemeine Verfolgung zu." Früher soll es noch ärger gewesen sein, so daß man Hunde mit dem Fleische der Eingebornen fütterte.

Folgende Anekdote, die uns ebenfalls Dawson berichtet, stellt dieses in ein noch helleres Licht. „Eines Tages suchte mich Bongari in größter Entrüstung auf, um sich zu beklagen, daß ihn ein Weißer, für den er eine gewisse Last nicht tragen wollte, geschlagen habe. Bei der Confrontation leugnete dieß der Weiße, ein begnadigter Deportirter, nicht; meinte aber, daß sein voriger Herr sich um so etwas nicht würde bekümmert haben, auch wenn er ein Dutzend dieses Geschmeißes getödtet hätte. Auf diese Unverschämtheit drohte ich ihm mit Verhaftung oder Verjagung aus der Niederlassung; da schien er bescheidener zu werden. Der Wilde aber sagte zu mir heimlich: Herr! thue ihm nichts zu Leide, nur mache, daß er mich nicht wieder schlägt. Ich entließ den Weißen mit einem Verweise und der Bemerkung, daß er es der Fürbitte Bongari's zu danken habe, so davon zu kommen. Der Bursche ging; da folgte ihm Bongari nach und rief: Tom, Tom, gieb mir deine Hand! Aber Tom wollte nichts von ihm wissen. Da holte ihn Bongari ein und drückte ihm seine Hand wie einer, der aufrichtig verzeiht, während ihn der Gefühllose keines Wortes würdigte. Ich rief Tom zurück, stellte ihm vor, wie der Wilde sich unendlich edler betragen und wie ich gesonnen sei, wegen seines brutalen Betragens ihn fortzuschicken. Bongari war sehr betrübt darüber und sagte ihm mit einer Herzlichkeit Lebewohl, die ich nimmermehr von einem Wilden erwartet hätte."

Die Neuholländer haben Laster, wie es ihre Kulturstufe mit sich bringt, aber auch ausgezeichnete Tugenden. Ihre Ehrlichkeit ist unbestechbar. Nie mißbrauchen sie das Vertrauen, nur wenn man ihnen Mißtrauen zeigt, mag man sich vor ihnen in Acht nehmen. Diese Unterscheidung gereicht ihrem Herzen, wie ihrem Verstande zur Ehre. Sie benutzen niemals eine Gelegenheit zum Betrug; wer ihnen mit Wohlwollen entgegenkommt, kann Alles von ihnen erlangen. Sie ehren ihre Eltern ihr Leben lang uud diese üben während ihres ganzen Lebens den größten Einfluß auf ihre Kinder aus, ob diese verheirathet sind oder nicht. Stirbt in einer Familie der Vater, so tritt die Mutter an den Platz, heirathen die Kinder, ehe sie Witwe wird, so pflegt die Mutter die Enkel mit Zärtlichkeit. Ein Neuholländer würde sich zu Tode arbeiten, so sehr man ihn sonst der Trägheit beschuldigt, bevor er seine Eltern in Mangel schmachten ließe. Eingeborne, welche in der Kolonie arbeiten, laufen, wenn man ihnen zu essen giebt, mehrere Meilen weit mit ihrem Topfe fort, damit die Mutter auch etwas habe.

Vier Engländer waren einstens auf einem offenen Boote nach einer südlich von Sidney gelegenen Insel gefahren, um Cedern zu fällen. Ein fünftägiger Sturm hatte sie verschlagen, so daß sie nicht wußten, wo sie waren. Nach einer zwanzigtägigen Fahrt, auf welcher einer ihrer Gefährten vor Durst starb, strandeten sie nördlich von Port Jackson an der Moretoninsel. Die Eingebornen nahmen die Schiffbrüchigen liebreich auf, wiesen ihnen Hütten zur Wohnung

Digitized by Google

an, fischten und jagten für sie, und Frauen und Kinder sammelten ihnen Farrenwurzel. Regelmäßig zwei Mal des Tages bemalten sie dieselben und würden sie sogar tättowirt und ihnen die Nasenknorpel durchbohrt haben, hätten sich die Europäer nicht diese Gastfreundschaft verbeten. Diese Schiffbrüchigen reisten mehrere hundert Meilen tiefer in's Land und wurden von den Eingeborenen überall mit gleicher Gastfreundschaft aufgenommen. Dieses ist also der Eingeborne auf Neu-Holland. So lebt und lebte vielleicht seit Jahrtausenden eine Nation, deren Größe und Umfang wir noch nicht kennen, und die trotz dem, was wir von ihr gesagt haben, noch immer im Munde sowohl, als den Schriften des Europäers sich als Sprichwort gebrauchen lassen muß, wenn man die tiefste Verworfenheit der Menschen bezeichnen will. — Mögen hier noch folgende Worte eines englischen Bischofs stehen, welche er gegen die Geistlichkeit von Vandiemensland äußerte: „Ich kann meine Besorgniß nicht unterdrücken, daß durch unsere Niederlassung in ihrem Lande ihre Existenz, so elend sie man uns auch schilderte, sich wo möglich noch verschlimmert hat. Je zahlreicher und ausgedehnter ihre Handelsberührungen mit den Europäern wurden, um so mehr verloren sich die ihrem Charakter eigenthümlichen guten Eigenschaften, während sie von uns sich aneigneten, was tadelhaft und schlecht war. Das empörendste Schauspiel, so sich jedem darbietet, der an diesen Gestaden landet, ist die Erscheinung der vormaligen Herren des Landes in einer Versunkenheit, die sie größtentheils der Liebhaberei für berauschende Getränke verdanken, die wir ihnen mittheilten, und die von so manchen Personen noch fortwährend aufgemuntert wird; statt daß sich von der höhern Bildung, worauf sie Anspruch machen, und dem Christenthume, wozu sie sich bekennen, wohl etwas anderes erwarten ließe."

Die Bewohner der britischen Kolonie von Neu-Süd-Wales.

Nach dem Verluste der amerikanischen Kolonien bedurfte England eines Platzes, wohin es diejenigen abgeben konnte, die zu schlecht waren, um in der Heimath zu cursiren. Die Schilderungen, welche Cook auf seiner ersten Reise von der Botanibai und der Küste an der Ostseite Neuhollands unter 38° südl. Br. machte, schienen der britischen Regierung ganz geeignet, um sich hier ihres Unraths zu entladen. Es wurden daher eine Menge Mitglieder der ehrbaren Gesellschaft der Beutelschneider und Freibeuter, wovon London wimmelt, verurtheilt, nach Neu-Süd-Wales, wie man das neue Land nannte, verwiesen zu werden. Es war am 13. Mai 1787, wo Kapitän Philipp beordert wurde, den ersten Transport auf der Fregatte Sirius zu begleiten. Zehn Transport- und Proviantschiffe langten am 15. Januar 1788 in Neuholland an. Sie überbrachten 564 männliche und 192 weibliche Verbrecher, nebst 212 Seesoldaten. Da die Botanibai keinen brauchbaren Hafen darbot, so wählte man den nördlich gelegenen Port Jackson (Taf. III.). Hier wurde im Namen des Königs von England von dem ganzen Continente unter dem Namen Neu-Süd-Wales Besitz ergriffen. Indessen wird dieser Name blos der Ostküste beigelegt, wie solches früher auch von Cook geschehen war. Sogleich legte man den Grund zur Stadt Sidney *)

*) Sidney, die Hauptstadt am Hafen Jackson, mit 20,000 Einw. Das Erste, was man von ihr erblickt, ist der schöne, schlanke Thurm der Georgskirche. Die Küsten sind malerisch und ziehen sich in einer schönen Wellenlinie hin. Schöne Landhäuser begrüßen den Fremdling. Endlich breitet sich die nette Stadt, welche durch die orientalischen Gestalten einen romantischen Anblick gewährt, vor ihm aus. Am Hafen stehen die Häuser nahe beisammen, wie dieses in England der Fall ist; weiterhin sind jedoch die bessern Wohnungen getrennt, und wie Landhäuser mit Gärten umgeben. Die meisten sind aus weißen Quadern oder aus Backsteinen erbaut, die weiß übertüncht werden. Gewöhnlich sind sie zwei Stockwerke hoch, mit einer hölzernen Einfassung, und ein freundlicher Garten, reich an Blumen aller Zonen und Produkten zweier Erdhälften, erheitern die Gebäude nach hinten. Die Straßen der Stadt sind breit, und sowohl die Festigkeit des Bodens, als die Trockenheit des Klima's erlauben es, daß sie nicht gepflastert werden. Elegante Laternen erleuchten dieselben des Nachts. Die Stadt ist drei Viertelstunden lang und eine Viertelstunde breit. Sie enthält 2 Pfarrkirchen, eine Presbyterianer-, 1 Methodisten- und 1 katholische Kapelle; ferner eine Schule für Waisenknaben und eine Armenanstalt. Vorrathshäuser und Magazine deuten auf den Handel hin, der hier blüht. Das Wasser wird durch Rinnen und Brunnen herbeigeschafft. — In den Sitten der Einwohner findet sich manche Kleinstädterei. Besondere Vorzüge derselben sind aber die Nettigkeit und persönliche Reinlichkeit, die man überall bemerkt. — Ein großer Marktplatz gewährt Bequemlichkeit allem Verkehr.

Digitized by Google

(Taf. IV.). Es war wirklich keine geringe Aufgabe, aus Leuten, die nie gewohnt waren, zu arbeiten, Ackerbauer zu machen, und nur durch die äußerst braven Gouverneure, Philipp und Hunter, gelang dieß Unternehmen. Die Arbeit war anfangs um so weniger beliebt, je schwerer sie war. Das Land mußte erst gerodet werden, ehe man Saat unterbringen konnte. Zudem war das erste Land, das man urbar machte, unfruchtbares Küstenland, das fast gar keine oder schlechte Ernte gab, bis man im Innern besseres Land fand. Durch die Nachlässigkeit der Deportirten verlief sich das wenige Hornvieh, das aus Europa mitgebracht war, in die Wälder. Dieses Ereigniß war jedoch segensvoll für die Kolonie, denn man fand nach 7 Jahren eine Heerde trefflicher Ochsen, die sich in den Wäldern in unglaublicher Anzahl vermehrt hatten. Endlich lernten auch Londoner Beutelschneider arbeiten, und die Kolonie war schon 1796 fest begründet. Es war kein Mangel an Nahrung mehr vorhanden. Man fing an, sich auf englisch einzurichten und Tauschhandel mit den Eingebornen zu treiben. 1800 zählte die Kolonie schon 6000 Einwohner, welche 7000 Acres Land, 6000 Schafe, 2000 Ziegen und 1200 Stück Hornvieh besaßen. Jetzt fing die Kolonie an, blühend zu werden. Die Umgebungen waren erforscht, das Land vermessen, Flüsse entdeckt, neue Kolonien angelegt, und auf solche Art ein Staat gegründet, dessen weltgeschichtliche Bedeutung die Zukunft empfinden wird. Je mehr der Wohlstand der Kolonie zunahm, desto leichter bequemten sich die immer neu anströmenden Verbrecher zur Arbeit. Auch freie Kolonisten wurden dadurch herbeigelockt, die bedeutende Kapitalien mitbrachten. Der Raum fing endlich an zu eng zu werden. 1814 machte sich der Gouverneur Macquarie auf den Weg nach den zum Theil von Wilden (s. Taf. IV.) bewohnten blauen Bergen, die auch glücklich überstiegen wurden. Man machte nun mehrere Versuche, hinter die Gebirge zu kommen, und gegenwärtig liegt die Stadt Bathurst, im schnellen Aufblühen begriffen, jenseit der blauen Berge.

Das Land der Kolonie ist eines der schönsten der Erde. Thäler und Berge wechseln mit fruchtbaren Ebenen ab. Der aus Europa kommende Kolonist hat das unvollendete Werk der Natur vollendet. Die Kolonie breitet sich zwischen 30 und 38° südl. Br., und 165 bis 170 östl. L. von Ferro aus. Es ist dieß derjenige Theil, welcher das gemäßigte Klima auf Neuholland hat. Die bösartigen Fieber aller Art, Pocken, Keuchhusten, Krämpfe und Cholera kennt man dort nicht, am meisten ist die Ruhr zu fürchten, die jedoch bei einer ordentlichen Lebensweise niemals tödtlich wird. Augenentzündungen kommen häufig vor; sie werden durch die blendend weißen Küsten, von denen die Sonnenstrahlen abprallen und durch einen gewissen Wind verursacht, sind aber leicht zu heilen. Die Atmosphäre ist außerordentlich trocken, welches macht, daß die Hitze, selbst wenn sie auf 30° Reaumur steigt, dennoch weniger Beschwerden verursacht, als eine bei weitem niedrer Temperatur im erblichen England. Der menschliche Körper entwickelt sich außerordentlich schnell und prachtvoll, jedoch können sich Jünglinge, die in's mannbare Alter treten, bei der Trockenheit der Luft leicht die Schwindsucht zuziehen. Dagegen genesen Personen, die mit einer solchen Krankheit hinkommen, gewiß. Die Luft äußert auf den europäischen Körper eine vorzüglich glückliche Einwirkung. Die Menschen, die krank hinkommen, genesen schnell, Verbrecher, welche durch Ausschweifungen aller Art, wie durch verpestete Kerkerluft so geschwächt waren, daß man an der Möglichkeit zweifelte, sie hinzubringen, wurden nicht nur wieder hergestellt, sondern robust und stark. — Aus der Lage des Landes gegen den Pol geht hervor, daß aus dem Süden kalte, aus dem Norden warme Winde kommen. Die Südostwinde sind die kältesten, die Nordwestwinde die heißesten; die letztern werden durch die kahlen Sandsteinfelsen, über welche sie streichen, noch mehr erhitzt, so daß man sie den Glühwinden der Sahara gleichstellen kann. Regen erfrischen von Zeit zu Zeit die Fluren; Februar und August liefern die meisten Regentage, der Mai die wenigsten. Man kann im Durchschnitt auf das Jahr hundert Regentage annehmen; manches Jahr tritt aber außerordentliche Dürre ein, welche Mißwachs verursacht. In den heißen Sommermonaten des December und Januar suchen auch Hagelwetter die Kolonien

Digitized by Google

heim. Donner und Blitz sind majestätisch; Frost und Kälte tritt selten am Meeresufer ein, nimmt aber zu gegen das Innere.

Was jetzt den Reichthum und Wohlstand der Bewohner bildet, das sind eingeführte Güter, wozu hier blos der Boden vorgefunden wurde. Dieser ist im Ganzen genommen theils sehr gut, theils mittelmäßig. Die angebaute Landschaft bietet ein schönes und äußerst erfreuliches Bild dar. Orangen, Limonen, Citronen, Nektarinen, Granatäpfel gedeihen mit gleicher Fröhlichkeit, wie unsere nordischen Obstarten, mit denen sie vermischt den Gärten eine liebliche Mannigfaltigkeit gewähren. Um die Ananas zur Reife zu bringen, bedarf es blos eines gemeinen Erdbeetes. Mandeln hat man bereits im Ueberflusse, die Feigen sind köstlich, und Wein und Rosinen werden Ausfuhrartikel werden. Nichts übertrifft die Saftigkeit und den Geschmack der Melone. Unsere Getreidearten geben so, wie unsere Knollengewächse, zwei Ernten; Weizen wird im April und Mai gesäet, im November geerntet; Mais wird im November gelegt, und im März und April eingesammelt; Bataten und Kartoffeln geben in demselben Felde auch zwei Ernten. In kalten Distrikten werden treffliche Hülsenfrüchte gebaut, außerdem Runkelrüben, Buchweizen, die Mangowurzel nebst allen unsern Küchen- und Gartengewächsen. — Durch die Kolonien und besonders durch die daselbst seit einigen Jahren bestehende Ackerbaugesellschaft hat Neuholland zahlreiche, dem Menschen höchst nutzbare Hausthiere erhalten. Nichts hat so sehr zum Aufblühen der Kolonie beigetragen, als die Einführung des Schafes. Die Schafe sind hier gewöhnlich in Heerden von 300 Mutterschafen oder 400 Widdern vertheilt; jeder hat einen besondern Hirten, der sie früh auf die Weide und des Nachts in die Hürde treibt. Den Hirten steht, wie bei uns, ein guter Hund zur Seite, der die wilden Hunde, als die einzige Gefahr, die den Schafen hier droht, abhält. Die Schafe werden im November geschoren, und die Lammzeit tritt im März und April ein, also im Herbst, was für die Lämmer besonders darum sehr vortheilhaft ist, weil alsdann die Weideplätze besonders gut sind, ein zweiter Frühling eintritt und die Lämmer leichter Kälte als Hitze ertragen. Man pflegt die Schafe besonders vor der Schur häufig zu waschen, und manche industriöse Kolonisten lassen jedes Thier vor dem Scheeren in ein Gefäß warmes Wasser tauchen. Die Wolle wird sogleich sortirt und nach Art der Baumwolle gepreßt, um beim Verpacken wenig Raum einzunehmen. Die australische Wolle zeichnet sich durch Feinheit und Festigkeit aus, und in Hinsicht des festen Stapels übertrifft sie die sächsische Wolle. Je magerer die Schafe sind, desto dichter und feiner bildet sich die Wolle, und die alten magern Mutterschafe liefern die beste und schönste Wolle. 1825 wurden bereits 11,842 Pfund Wolle ausgeführt. Schon jetzt wirft eine Heerde Schafe dem Besitzer einen reinen Ertrag von 15,000 Fl. ab. — Im Jahre 1813 besaß die Kolonie 21,573 Stück Rindvieh, welche Zahl in den acht folgenden Jahren auf 68,149 gestiegen war. Zum Theil stammt es von einer Abart des bengalischen Büffels mit weicher Haut, kurzen, gewundenen Hörnern und hohen Schultern, zum Theil aus englischen Racen. Es wurden bereits Ochsen von 1400 Pfd. geschlachtet. Für die Rindviehzucht eignen sich besonders die Gegenden um Bathurst und Argyle, wo ein feuchter Boden das üppige Gras hervortreibt und zur Schafzucht weniger geeignet ist. Die eingeführten Racen haben sich hier außerordentlich verbessert und verschönert. Wie in Südamerika ist auch hier das Rindvieh verwildert, aber einen großen Vorzug vor dem amerikanischen Rindvieh behauptet das australische dadurch, daß es sich zur Milchwirthschaft eignet, wovon es sich in Amerika entwöhnt hat. Auch bei dem Rindvieh bemerkt man eine unverwüstliche Gesundheit. — Die australischen Pferde zeichnet besonders Muth und Ausdauer in Ertragung von Beschwerden aus; auch sind sie sehr gelehrig und besonders aufmerksam auf den Weg, den sie einmal gegangen sind. Den Eseln, so wie dem Kameele, ist bis jetzt der Eintritt in die Kolonie noch nicht gelungen. Dagegen hat das Schwein eine desto günstigere Aufnahme gefunden. Ein gutes Zuchtschwein wirft jährlich zweimal und nie weniger als 8 Junge, die nach einem Jahre ohne irgend eine darauf verwendete Sorgfalt von dem bloßen Futter der Wälder, zu einem Gewicht von 120 Pfund heranwachsen. Will man einen Hirten

Digitized by Google

ersparen, so gewöhnt man sie Abends nach Hause zu kommen, indem man ihnen allezeit bei der Nachhausekunft eine Portion Mais giebt, womit sie auch gewöhnlich gefüttert werden. Man hat hier auch die Gewohnheit, da das Salz noch ziemlich theuer ist, den Schweinen Steinkohlen zu füttern, wovon sie sehr fett werden. (Da die Steinkohle wahrscheinlich ein aus Vegetabilien entstandenes Produkt ist, so wird das Wunderbare an dieser Thatsache in etwas vermindert.) — Das zahme Geflügel: Gans, Ente, Puter, Perlhuhn, Pfau, Haushahn gedeihen ohne Pflege und vermehren sich ohne alle Kosten. Die Hühnerarten halten sich gewöhnlich auf Bäumen auf. Mit Raubthieren hat der hiesige Kolonist weniger zu kämpfen. Höchstens sind die Schlangen furchtbar, welche sich jedoch mit zunehmender Kultur außerordentlich vermindern. Dieses würde noch mehr der Fall sein, wenn sich die Kunst des dortigen Schlangenbändigers, Namens Wilkinson *), vererben sollte.

Bewohner.

Seitdem 1788 Kapitän Philipp die erste Ladung Verbrecher als Kolonisten einschiffte, wurde der Transport jährlich regelmäßig wiederholt, und im Jahre 1827 betrug der Abfall aus England nicht weniger, als 2801 männliche und 502 weibliche Verbrecher. Nachdem die ersten Schwierigkeiten des Anbaues überwunden waren, gelangten Viele, die sich zu ihrem Vortheile geändert hatten, schnell zu einem hohen Wohlstande. Seitdem haben sich denn auch viele freie Kolonisten trotz des Vorurtheils dahin begeben. Die Vortheile eines freien Kolonisten sind sehr groß, da ihm eine beliebige Anzahl von Verbrechern zugetheilt wird, die gegen Unterhalt für ihn arbeiten müssen. Dieselben Vortheile genießt derjenige, welcher nach überstandener Strafzeit in der Kolonie verbleiben will, oder wegen guter Aufführung begnadigt wurde. Ganz natürlich entstehen daher verschiedene Einwohnerclassen, welche sich gewöhnlich sowohl durch Sitten als Benennung unterscheiden. Der Generalzahlmeister der Kolonie, zu dessen Zeit das Pfund Currency oder Kolonialpapier weniger, als ein Pfund Sterling galt, gab durch seine komischen Ausdrücke Gelegenheit zur Benennung der verschiedenen Classen der Kolonisten, welche seitdem allgemein geworden ist. Man unterscheidet also die Bevölkerung, welche unmittelbar aus dem Mutterlande kommt, und von diesem auch abstammt, durch den Beinamen Sterling; sodann die in der Kolonie Gebornen durch den Namen Currency. Ferner unterscheidet man Legitime und Illegitime. Legitime werden jene Verbrecher genannt, welche man aus dem Mutterlande hierher transportirte, also nach dem Ausspruche des Gesetzes ihren Aufenthalt hier nehmen mußten; Illegitime sind die freiwilligen Einwohner. Die Nachkommen der letztern werden vier Merinos genannt. Dann giebt es auch Personen, welche die Zeichen P. B. und C. B. sowohl auf den Kleidern, als auf dem Hute tragen, an den Straßen und Brücken arbeiten, und ihr Quartier in den Gefangen- oder Kärnerbaraken zu nehmen haben. Neuangekommene Verbrecher werden Kanarienvögel genannt, weil sie bei der Landung gelbe Kleider erhalten; späterhin erhalten sie den nicht entehrenden Namen Gouvernementsleute. Das Wort Verurtheilte hört man nie, und wird auch nie geduldet. Wer einen, der seine Strafzeit überstanden hat, mit dem Namen „Verurtheilter" belegt, wird zu 50 Pfund Sterling verdammt. Trotz allem diesem ist es in England keine Ehre, in Neu-Süd-Wales gewesen zu sein. Selbst in Sidney begegnen sich alte Bekannte, die sich hier plötzlich treffen, nur mit Mißtrauen, angeredet

*) Dieser Mann ist gewohnt, mit den Schlangen auf einem sehr vertrauten Fuße zu leben, und geht selten aus, ohne einige der giftigsten auf der bloßen Brust zu tragen, oder in seinen Hut gestopft zu haben. Als er in Diensten bei dem Pfarrer zu Paramata war, kam er einst nach Hause, indem der Schwanz einer derben Schlange gleich einer Locke aus seinem Hute hervorsah. Als man ihn darauf aufmerksam machte, knipp er das Thier in den Schwanz, damit es ihn unter den Hut ziehen möchte. Er hält fortwährend dergleichen in seinem Schlafzimmer und theilt mit ihnen sein Lager. Er behauptet, die ganze Kunst, sie zu zähmen, bestehe blos darin, daß man mehrere zusammen in einen Sack stecke, wodurch sie die Lust zum Beißen verlieren und sich ruhig anfassen ließen. Er fängt sie, indem er ihnen auflauert, wenn sie in der Sonne schlafen, er nähert sich von hinten, faßt sie schnell beim Halse unmittelbar am Kopfe, drückt ihnen mit dem Daumen unten die Kinnladen und steckt sie in seinen Quersack.

Digitized by Google

will keiner dem andern erkennen. Abgesehen von allen Spott- und Beinamen theilt sich die Bevölkerung, die man gegenwärtig auf 70,000 anschlagen kann, in Freiwilligeingewanderte und Emancipirte, und diese beiden Classen trennt eine Art von Scheidewand. Ein Theil der Einwanderer enthält sich jeden Umgangs mit den Emancipirten, und entsteht dann und wann ein Streit, so hört man verachtend ausrufen: „Ich bin Sterling, und das sollt ihr euch merken!"

Indessen erweckt die Nachkommenschaft den Einwanderern beider Classen schöne Hoffnungen für die Zukunft. Die sogenannte Currencyjugend ist sehr beliebt; sie ist durch die Laster ihrer Väter nicht verdorben, und es keimt aus ihr ein kräftiges Geschlecht hervor. Nüchternheit und Abneigung von starken Getränken ist charakteristisch bei ihnen; ihre Rechtschaffenheit ist zum Sprichwort geworden. Sie erhalten gemeiniglich gute Erziehung, und es läßt sich durchaus nicht leugnen, daß die Verurtheilten, welche in eine regelmäßige Ehe treten und Familien gründen, für welche sie ihren Unterhalt gesichert sehen, ihr Herz der Tugend wieder zuwenden. Die Currencyjugend zeigt schlanke Formen, blaue Augen und schönes blondes Haar, dabei aber eine blässere Gesichtsfarbe, als die der Europäer ist. Rothe Wangen blühen hier eben so wenig auf, wie in Amerika, und veranlassen an den Eigenthümer die Anrede: „Sie sind aus der alten Welt, wie ich sehe!" — Wie in Westindien und Amerika verlieren die australischen Frauen ihre Zähne sehr frühzeitig; ein Uebel, welches als Folge der Uebersiedlung angesehen werden kann, und sich in der Folge, wie bereits Amerika zeigt, heben wird. Die jungen Leute aus der untern Volksclasse geben sich nicht gern mit der Landarbeit ab, sondern haben mehr Neigung zur Schifffahrt und zu Handwerken, ein Uebelstand, der daher rührt, daß sie mit Feldarbeit nur Verbrecher beschäftigt sehen, welches einen Schein der Verachtung darauf wirft. Eben so sind sie dem Soldatenstande abgeneigt, nehmen auch nicht leicht Bedienungen bei den Gerichtsstellen an.

Sanftmuth, Bescheidenheit und einfacher Sinn ist dem zweiten Geschlechte eigen. Die Mädchen der untern Classe suchen frühzeitig in Dienste zu kommen, um von ihren Eltern unabhängig zu werden. Man nimmt sie gern in Dienste und giebt ihnen jährlich 10 bis 15 Pfd. Lohn. Die Tugend der Keuschheit könnte ihnen jedoch in einem höhern Grade eigen sein. Die junge Nachkommenschaft ist im Allgemeinen lebhaft, geistvoll, gewandt und vaterlandliebend. Sonderbar ist die Ansicht, welche diese gebornen Australier von ihrem Mutterlande haben, indem sie dasselbe förmlich für das Land der Diebe halten. Im Uebrigen hat sich der englische Geist ganz auf sie vererbt. Sie finden Freude an Wettrennen, Mummereien und dem Boxen. Das weibliche Geschlecht hängt an Vergnügungen und neuen Moden. Indische und chinesische Stoffe gelten jedoch hier nichts, desto mehr aber Londoner und Pariser Moden. Man hat Spazierfahrten, Concerte, und sogar ein Theater, und man lebt in Sidney so ziemlich auf demselben Fuße, wie in London. Morgenbesuche macht man Nachmittags und die Nachmittagsbesuche am späten Abend. Ein heiterer Sinn belebt alle Classen; Gesellschaften, Bälle, Gastmähler finden statt. Equipagen giebt es die Menge, Posthaltereien sind in allen größern Orten der Kolonie angelegt, um die Briefe nach allen Theilen der Kolonie mit großer Bequemlichkeit zu besorgen.

Auch Geisteskultur wird nicht vernachlässigt. Viele gut eingerichtete Schulen kommen der Erziehung zu Hilfe. Berühmt sind die lateinischen Freischulen in Sidney, die kaledonische Akademie, nach dem guten Vorbilde der schottischen Schulen eingerichtet, Privaterziehungsanstalten; ferner eine Seeschule für die nöthigen Kenntnisse der Schifffahrt und des Handels. Man hat auch Mädchenschulen, Musiklehrer und französische Tanzmeister. — Die Häuser sind im englischen Style gebaut: die Thüren und der innere Ausbau der meisten Wohnungen ist aus Cedernholz verfertigt, so wie auch die meisten Möbeln. Indischen Binsenmatten ertheilt man den Vorzug vor den englischen Teppichen wegen ihrer Kühle, aus welcher Ursache man auch die weiße Farbe zu Hauskleidern wählt. Ein blaues Wams über leichte Sommerkleider bildet die gewöhnliche Tracht der Vornehmen, so wie den Sonntagsstaat der untern Classen. Im Som-

Digitized by Google

mer trägt man Strohhüte, die zum Theil in Sidney selbst verfertigt werden. — Von Sidney aus werden auch die kirchlichen Angelegenheiten der Kolonie besorgt, und man bestrebt sich, die Wohlthat der Seelsorge unter alle Landesbewohner zu verbreiten. Für Gewerbschulen und nöthige Anstalten zum Volksunterricht in allen volkreichern Orten sind Ländereien angewiesen. Es sind auch Apotheken vorhanden, in denen Armen unentgeltlich Rath und Arzenei ertheilt wird. Wo Engländer sind, giebt es auch Lesevereine und Bibliotheken. Daher erscheinen für eine Bevölkerung von 60,000 Seelen nicht weniger als 9 Zeitschriften; Schriftsteller und Dichter sind daher schon entstanden. Gastfreundschaft herrscht in der ganzen Kolonie im uneingeschränktesten Maße.

Die bürgerliche Stellung der Einwohner muß jedoch bei allem dem darum eine eigene Farbe annehmen, daß Neu-Süd-Wales eine Verbrecherkolonie ist. Zwischen den freiwilligen Einwanderern und den Emancipirten herrscht immer eine gewisse Spannung. Die Emancipirten werden von allen Gesellschaften und Aemtern ausgeschlossen. Dennoch sind die Letztern der nützlichste und unternehmendste Theil der Bevölkerung. — Die Hauptbeschäftigungen der freien Einwohner bestehen in Ackerbau, Viehzucht, Handwerken und Handel. Handel und Gewerbe lohnen schnell, aber nicht immer dauernd. — Dem Ansiedler werden von der Regierung, nach Maßgabe seines baaren oder disponibeln Vermögens, Ländereien von 100 bis 2560 Acres vergeben. Um Ansprüche auf so große Ländereien zu machen, muß ein Vermögen von 2000 Pfund Sterling nachgewiesen werden. Auf ein Vermögen von 500 Pfund werden 640 Acres ertheilt. Nach Verlauf von 7 Jahren muß er sein Eigenthumsrecht dadurch beweisen, daß er ein Viertel des Werthes der Ländereien auf ihre Verbesserung verwendet habe. Von da an bezahlt er eine Abgabe von fünf Procent des Werthes der erhaltenen Ländereien. Diese Abgabe kann aber auch auf einmal abgelöst werden, was um so leichter ist, da die Acre Landes, welches unbebaut an den Kolonisten vertheilt wird, nur ungefähr auf 3 Gulden unsers Geldes geschätzt wird. Die erste Sorge des Ansiedlers geht darauf, sich an den Ort seines Eigenthums zu begeben, ein Haus zu bauen und das beschwerliche Geschäft der Ansiedelung in einem wilden Lande zu beginnen. Die Ländereien, welche besäet werden sollen, müssen eingehegt werden, um die Saat zu schützen. Eben so werden Umzäunungen zu Obst- und Gemüsegärten angelegt. Es wird nun ein Haus gebaut, entweder aus Flechtwerk und Mörtel, oder auch, wo Holz genug ist, aus Zimmerholz, in holzlosen Gegenden nimmt man aber auch Rasen und Steine. Ein solches erstes Haus ist gewöhnlich 24′ lang und 12′ tief. Es wird mit einem Stackete umschlossen, um das Vieh abzuhalten. Das Abräumen der Wälder geschieht durch Deportirte gegen billigen Lohn. Die Bäume werden gewöhnlich verbrannt. Solche Ansiedlungen bereiten selten dem Ansiedler ein glänzendes Loos, wohl aber seinen Kindern. Auf diese Weise sieht man immer neue Ansiedlungen entstehen, die sich natürlich immer weiter nach dem Innern ausdehnen, während die zunächst an Sidney sich bereits in schöne, an England erinnernde Landgüter verwandelt haben. Es giebt Gutsbesitzer, die wirklich es zu einem bedeutenden Einkommen gebracht haben, die selbst in England nichts weniger als unbedeutend geachtet würden. Diese Classe von Menschen ist es auch, welche nach Verfeinerung und Verbesserung strebt, allerlei nützliche Versuche anstellt und durch Einführung neuer Gegenstände des Ackerbaues, der Viehzucht und der Industrie neue Erwerbsquellen öffnet.

Die Deportirten.

In jedem Jahre verurtheilen die Assisen in England ein Paar Tausend Taschendiebe, Räuber, Falschspieler u. dgl. Gesindel zur Deportation. Zu ihrer Deportirung sind eigene Schiffe eingerichtet, und es wird für sie während der Ueberfahrt auf eine sehr menschliche Weise gesorgt. Sobald ein Verbrecher verurtheilt ist, wird er auf die Hulks oder das Gefängnißschiff in den Hafen gebracht, und untersucht, ob er zur Reise in die Kolonie geschickt ist. Ist Alles bereit, so wird auf dem Transportschiffe eine Musterung durch Namensausruf vorgenommen, wo dann einer nach dem andern in das Verdeck hinabsteigen und sich in doppelte, wiewohl ziemlich leichte, Fesseln schla-

Digitized by Google

gen lassen muß. Der Schiffsarzt vertheilt sie nun in ihre Zellen zu 6 und 6 Individuen. Eine Kammer mißt gewöhnlich 9 bis 12 Fuß in der Länge, und enthält für jeden Gefangenen eine Bettstelle mit zwei Decken. Zwei Reihen solcher Kammern ziehen sich um das Schiff herum über einander hin. Im Mittelpuncte des Schiffes sind einige bequemere Bettstellen für Greise und gebrechliche Personen. Auf jedem Transportschiffe befindet sich ein Spital, wo der Verbrecher im Fall der Krankheit sehr gut verpflegt wird. Am Bord herrscht die größte Reinlichkeit und die desfallsigen Ordnungen des Reinigens, Waschens und Lüftens werden mit strenger Genauigkeit befolgt. Sobald man England verlassen hat, werden die Fesseln zur Hälfte abgenommen. Nachdem man sich zu Rio-Janeiro erfrischt und mit den nöthigen Provisionen versehen hat, entledigt man sie vollends ihrer Fesseln. Die Kost der Gefangenen kann sehr gut genannt werden. Sie erhalten täglich drei Pinten Wasser, ein halb Pfund Zwieback, am Sonntage Rindsbraten und Plumpudding, von beidem jeder ein Pfund. Montags Schweinfleisch und durchgetriebene Erbsen; Dienstags Ochsenfleisch und Reis; Mittwoch und Donnerstag wie Sonntag und Montag; Freitags Rindfleisch, Reis und Pudding; Sonnabend Schweinfleisch allein. Das tägliche Frühstück besteht aus Reis in Wasser gekocht, mit zwei Unzen Zucker für jeden; das Tabackrauchen ist nur auf dem Verdecke erlaubt; Messer werden nur bei der Mahlzeit gestattet; Abends erhält noch jeder eine Pinte Porter. Bei weiterer Fahrt erhalten sie Zitronensaft mit Zucker, und einmal die Woche ein Mösel Wein. Bei der Ankunft in Neu-Süd-Wales wird jeder Deportirte gefragt, ob er auf der Ueberfahrt keine Ursache zur Unzufriedenheit über die erfahrene Behandlung von Seiten des Kapitäns oder Arztes habe, und damit ja nichts versehen werde, so erhält der Arzt für jeden Deportirten, den er gesund landet, eine Guinee zur Belohnung.

Sobald das Transportschiff im Hafen von Sidney angelangt ist, umgeben es eine Menge Boote, und es finden manche drollige Erkennungsscenen statt, indem die Spießgesellen sich freuen, einander hier wieder zu finden. Bald erscheint jedoch der Intendant und sorgt dafür, daß die Kanarienvögel in ihr Kostüm gekleidet werden. Jeder empfängt zwei gelbe Jacken, nebst Hosen von derselben Farbe, zwei Schnupftücher, zwei Westen, drei Hemden von gestreiftem Baumwollenzeuge, zwei Paar Stiefel und eben so viel Schuhe, endlich ein Bett und zwei gute Decken, alles neu; denn von dem alten Hausrathe, dessen man sich auf dem Schiffe bedient hatte, gelangt nichts auf das Land. Hierauf wird Musterung gehalten, nachdem sie zuvor gebadet, rasirt und ihre Haare verschnitten worden. Die gewöhnlichen Fragen sind: Was ist Euer Gewerb? was könnt Ihr? Seid Ihr mit der Behandlung während der Ueberfahrt zufrieden? Sagt Eure Beschwerde ohne Scheu! Hat Jemand nun zu klagen, so wird es auf das Genaueste untersucht und mitunter erhalten Arzt und Kapitän strenge Verweise. Nach diesem Examen geht die Ausschiffung vor sich; Freunde und Verwandte begrüßen sich. Auch ihr Gepäcke wird ausgeschifft, muß jedoch unter sorgfältige Bewachung gestellt werden, weil sonst das Verschwinden desselben unvermeidlich wäre. Nach der Ausschiffung werden sie in Reihe und Glied gestellt, auf den Platz von Sidney geführt und vom Gouverneur gemustert. Er stellt ihnen die Güte der Regierung vor, welche sie in ein so schönes Land geschickt hätte; bemerkt ihnen, wie die baldige Verbesserung ihrer Lage von ihrem guten Betragen abhänge, und übergiebt sie nun dem Oberintendanten, der sie classificirt und zu ihrer Bestimmung abführen läßt. Solche, die in der Heimath sich mit dem Landbau und ähnlichen Arbeiten beschäftigt haben, werden für das Innere bestimmt, und als Feldarbeiter an die Ansiedler abgegeben, die übrigen bleiben in Sidney zurück und werden auf Rechnung der Regierung in den Depots verwendet, oder an Privatpersonen abgegeben, welche für sie Bürgschaft leisten. Die nach dem Innern bestimmt sind, werden nach Paramata *) abgeführt, wo sie dann weiter

*) Paramata, am Flusse gleiches Namens, mit 3000 Einw. Vom Flusse aus sieht man vor sich ausgebreitet die Kirche mit ihrem doppelt bekränzten Thurme im Mittelpunkte der Stadt (s. Tab. V.). Hin-

Digitized by Google

verwendet werden. Im Allgemeinen werden die Gefangenen übermäßig mild behandelt. Sie erhalten nicht nur reichliche und gute Nahrung, sondern ein Fleißiger kann auch mit seiner Arbeit in vier Stunden fertig sein, und die übrige Zeit zu seinem eigenen Nutzen verwenden. Die Polizei und öffentliche Ordnung unter ihnen wird streng gehandhabt, auf Reinlichkeit, ordentliches Betragen, Besuchung der öffentlichen Gottesverehrung u. dgl. sehr streng gehalten. Ungehorsam, Faulheit, Trunkenheit u. dgl. werden hart bestraft. Wird ein Verbrechen begangen, so erfolgt die Strafe nach englischen Gesetzen und der aufs Neue Verurtheilte gewinnt dadurch nichts von seiner Deportationszeit, weil er sie nach überstandener Strafe wieder fortsetzen muß. Das gute Betragen wird gewürdigt, aufgemuntert und hat nicht nur einige Vergünstigungen, sondern mancherlei Erleichterungen, und wohl auch gänzliche Begnadigung zur Folge. Nach überstandener Strafzeit oder erhaltener Begnadigung steht es jedem frei, sich ansässig zu machen oder in sein Vaterland zurückzukehren. Im ersten Falle erhält er einen Freibrief und tritt in die Verhältnisse der freien Kolonisten ein. — Noch glücklicher sind die weiblichen Verbrecher. Sie werden nicht nur bequemer übergeschifft, sondern auch auf der ganzen Reise viel besser behandelt. Sie werden in der Kolonie als Dienerinnen vertheilt und gewöhnlich bald verheirathet, da der Mangel an Weibern außerordentlich groß ist. Sobald eine schöne Sünderin einen Begnadiger findet, wird sie ohne weiteres frei gegeben; und dieser Fall bleibt niemals aus. Man sieht indessen hier, daß auch die feilsten Dirnen aus England durch eine rechtmäßige Ehe schnell gebessert werden und bei weitem leichter, als die männlichen Verbrecher, von denen eine große Anzahl auch in der Kolonie unverbesserlich bleibt. Das veränderte Klima und die geregelte Lebensweise stellt ihren Organismus schnell her, und sie sind darum allezeit ein sehr erwünschtes Geschenk für die Kolonie.

Die Kolonisten am Schwanenflusse.

Im Jahre 1827 sandte die englische Regierung den Kapitän Stirling nach West-Neuholland ab, um daselbst die Küste zu untersuchen und wo möglich einen bequemen Platz zu einer Niederlassung auszuersehen. Am 2. Mai 1827 kam er am Kap Leuwin an. Von diesem südwestlichsten Punkte Neuhollands untersuchte er die Küste bis zum Schwanenflusse, warf vor der Mündung desselben Anker und schickte verschiedene Streifparteien aus, um das Land zu untersuchen, nachdem er in Booten den Schwanenfluß so weit als möglich hinaufgeschifft war. Man fand das Land fruchtbar, und als man die Spitze der ersten Gebirgsreihe überstiegen hatte, erblickte man eine unübersehbare Ebene vor sich. Die Eingebornen zeigten sich nicht wild und widerstrebend. Das Klima fanden sie äußerst angenehm; die wechselnden Land- und Seewinde mäßigen die Hitze; der grün bekleidete Boden, die unendlich mannichfaltigen Grasarten, Kräuter, Gestrüppe und Bäume bewiesen, daß es dem Lande nicht an Boden, Wärme und Feuchtigkeit gebreche. Das Land ist reich an Kohlenminen, wohl bewässert, voll Quellen und Flüsse. In Bezug auf die Produkte gilt Alles, was von Neuholland im Allgemeinen gilt. Hier ist auch der schwarze Schwan heimisch und zahlreich, das Klima äußerst gesund, daher auch die Einwohner stark und gesund sind. Die See ist unendlich reich an Fischen.

Was konnte einladender sein als dieser Bericht? Die Gründung der Kolonie wurde daher beschlossen; sie sollte aber nicht aus Verbrechern,

---

ter ihr steht das elegante Hotel des Gouverneurs. Linker Hand auf einer anmuthigen Höhe ein stattliches Haus eines reichen Kolonisten. Die Stadt nimmt einen beträchtlichen Raum zu beiden Seiten des Flusses ein. Eine solide Brücke verbindet beide Theile derselben. Die einzeln stehenden Häuser sind mit Gärten umgeben. Viele haben zwei Stockwerke und sind äußerst elegant gebaut. Unter den Gebäuden zeichnen sich aber noch die Militärkasernen, die Baraken der Verbrecher und das Gefängniß aus. Die Straßen sind nach den vier Himmelsgegenden angelegt, und wie die in Sidney, nicht gepflastert, aber des Nachts eben so regelmäßig bewacht. Auf der linken Seite des Flusses ist das Arbeitshaus für Weiber. Gute Gasthöfe sind auch in Paramata heimisch. Der Gouverneur Brisbane hat die Stadt mit einer Sternwarte geschmückt.

Digitized by Google

sondern aus ehrbaren freien Auswanderern bestehen. Für jede 3 Pf. Sterl., welche der Kolonist als sein Besitzthum ausweist, erhält er 40 steuerfreie Morgen Landes; diejenigen, welche es übernehmen, auf ihre Kosten Arbeiter hinzuzubringen, erhalten 200 Morgen Landes für jeden solchen Arbeiter über 10 Jahre, 40 Morgen für jedes Kind von 3 Jahren, 80 für jedes Kind über 6 Jahre und 120 für jedes über 9 Jahre. Die Kolonie ward durch einen Statthalter, gegenwärtig den Kapitän Stirling, regiert, welchem die beschränkenden Behörden zur Seite stehen. Nach allen getroffenen Vorbereitungen ging die Expedition im Jahre 1828 auf zwei Fregatten zur Anlegung der Kolonie ab. Man fand Alles bestätigt, zum Theil noch übertroffen, was Stirling berichtet hatte. Nur das Land fand man mehr mit Holz bestanden, als man glaubte. Ein solches Land ist schwerer urbar zu machen, obwohl es immer einen bessern Boden giebt, als welches frei gefunden wird. Außerdem ist Ueberfluß an trefflichem Bau- und Zimmerholz besonders in einem Lande willkommen, wo Seestädte gegründet und Schiffe gebaut werden sollen. Am 6. November 1830 waren gegen 400 Kolonisten am Schwanenflusse, der Grund zur Stadt Freemantle war gelegt und mehrere Gebäude bereits aufgeführt. Ueberdies waren drei Ortschaften angelegt, mit den Eingebornen, die sich auf das Freundschaftlichste benahmen, ein Verkehr angeknüpft, und die Kolonie befand sich so wohl, als sie sich nach dieser kurzen Zeit nur immer befinden konnte. Jetzt ist man schon bis zum Kap Leuwin vorgedrungen. Dadurch, daß man das Klima noch nicht genau kannte, hat die erste Jahresernte wohl etwas gelitten, denn man sah sich genöthigt, von Vandiemensland Vorräthe kommen zu lassen.

Bei Kap Leuwin fand man eine ansehnliche Bai, in welche ein großer See durch einen seichten Kanal ausmündet. Der See empfängt Flüsse aus dem Innern und 50 Kolonisten haben sich an seinen Ufern bereits angesiedelt. Wo der See mit dem Meere sich vereinigt, wird eine Stadt Augusta gebaut. Je weiter man das Land erforscht, desto mehr lernt man seinen Werth erkennen. Allenthalben trifft man gutes Land, herrliches Holz, köstliche Produkte. Die Stadt Perth ist auch bereits gegründet und hebt sich schneller; mit den Eingebornen ist man in gutem Vernehmen und hofft, es auch für die Zukunft zu bleiben. Ein Kolonist, Herr Robinson, hat bereits eine Reise nach dem Innern unternommen und bei den Eingebornen des Landes gastfreie Aufnahme gefunden. Dieses freundliche Verhältniß dauerte jedoch nicht lange; denn nach den neuesten Nachrichten ist es bereits zwischen den Kolonisten und den Eingebornen zu offenbaren Thätlichkeiten gekommen. Die Zunahme der Kolonie selbst ist sehr schwach, und die Nachrichten darüber sind sehr verschiedenartig. Indessen wird sie, wenn auch langsam, dennoch gedeihen, aber auch das Schicksal der Eingebornen scheint entschieden, und es ist die Frage, ob nach 300 Jahren Neuholland von der eingebornen Bevölkerung auch nur so viel aufzuweisen haben wird, als das spanische Amerika. — Die Verbrecher auf Neu-Süd-Wales werden nicht immer so sorgfältig bewacht, daß nicht viele die Freiheit suchen sollten. So sind denn mehrere zahlreiche Gesellschaften derselben nach dem Innern entflohen, haben sich unter die Eingebornen gemischt, sich mit ihnen durch die Bande des Bluts verbunden und häuslich niedergelassen. Dasselbe ist der Fall mit vielen Schiffbrüchigen von der Menge Schiffe, die auf Neuhollands Klippen und Riffen ihren Untergang gefunden haben. Man darf daher erwarten, einst Menschen wieder zu finden, die von Europäern abstammen, und vielleicht dürfte dadurch mehr Civilisation unter die Wilden verbreitet werden, als durch die Ansiedlung selbst.

Vom Schwanenflusse aus dehnt sich Edelsland in nordwestlicher Richtung hinauf. Die Landspitze am äußersten Ende von Edelsland heißt Pointe Escarpée. Neben diesem Punkte bildet sich nordwärts die große Seehunds- oder Haienbai (s. Taf. V.), vor welcher einige Inseln liegen, unter denen wir nur die Insel Dirk-Hartik erwähnen, auf welcher ein großes, wunderbar gebautes Nest hoch empor ragt (s. Taf. V.).

Digitized by Google

II.

Die Bewohner der Inseln.

I.

Die Bewohner von Vandiemensland, nebst den britischen Verbrecher-Kolonisten.

Vandiemensland, im Südosten des australischen Festlandes gelegen, unter 40—44° südl. Br., eine seit 1797 durch die vom Wundarzte **Baß** entdeckte (30 Meilen breite und 36 Meilen lange, inselreiche) Bassesstraße als Insel vom südöstl. Neuholland getrenntes Land, ist 1255 □ M. groß und zählte 1827 über 16,000 europäische Bewohner. Diese Insel wurde am 1. December 1642 von **Abel Jahnsen Tasman** entdeckt; am 9. März 1773 landete der erste Britte auf ihr, im Februar 1793 wurde sie zum ersten Mal umschifft. **D'Entrecasteaux** untersuchte sie im Jahre 1792 und 93. Der Entdecker nannte sie, nach dem damaligen holländischen Statthalter in Ostindien, **Van Diemen**. **Godwin** schlägt in seiner Beschreibung vor, sie **Tasmanien** zu nennen, um sie von dem nördlichen Vandiemenslande auf der Nordküste Neuhollands zu unterscheiden. — Vandiemensland ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach eine schöne, wohlbewässerte, hafenreiche Insel. Sie ist von hohen Bergreihen durchzogen (der höchste Berg ist der **Tafelberg**, 4000 Fuß hoch und während der Hälfte des Jahres mit Schnee bedeckt), voll Bergspitzen, Schluchten und Abgründe. Alle Küsten zeigen indessen die mannichfaltigste Abwechslung, meistens aber einladende lachende Landschaften. Berge und Thäler, Hügel und Ebenen, gekrönt mit hohen Waldungen und üppigen Weiden in den Gründen, gewähren die freundlichste Mannichfaltigkeit. Der Boden ist sehr fruchtbar. Thon und Mergel sind mit Pflanzenerde gemengt. Unter den **Flüssen** ist der **Derwent** im Süden, der **Tamar** im Norden schiffbar. — Das **Klima** ist nicht so warm als in Neu-Süd-Wales (die höchste Wärme = 21° R., im Winter dagegen 4° Kälte), so daß Südfrüchte nicht mehr gedeihen, aber für die übrigen europäischen Pflanzenarten höchst geeignet. Die großen Waldungen liefern ganz vorzügliches **Bauholz**, besonders schöne Masten. Die **Produkte** sind im Allgemeinen denen des festen Landes gleich; Mangel an Nahrungspflanzen zeigt sich auch hier. Merkwürdig ist ein vor kurzer Zeit entdecktes Erdgewächs, das in einer Tiefe von 1 bis 1¼ Fuß in der Form runder Bälle von der Größe eines Menschenkopfs mit einer dünnen Haut, gleich den Kartoffeln, vorkommt. Es zeigt eine schwammige feste Substanz, die außerordentlich viel Nahrungsstoff enthält. Diese Pflanze tritt nur in kleinen Blättern, welche mittelst äußerst zarter Fasern mit der Knolle zusammenhängen, auf die Oberfläche hervor. Man nannte sie Naturbrod. — Die Küsten sind reich an Robben, so wie das Meer an Wallfischen; unter den Landthieren findet sich auch eine Pantherart. Es giebt ganze Berge von Eisenerz, auch Kupfer, Steinkohlen, Marmor, Krystall, Karneole. Kalk und Alaun sind vorhanden. — An **eingeführten** Produkten gedeihen Getreide, Kartoffeln, Obst, Hülsenfrüchte, kurz alle Erzeugnisse des europäischen Land- und Gartenbaues bei weitem besser, als in Europa selbst. Ernten folgen auf Ernten. Rind- und Schafvieh gedeihen herrlich und liefern treffliches Fleisch. Neuholländisches Wild ist hier in Ueberfluß, so wie die köstlichsten Seefische. An Schlangen, nußgroßen Taranteln und Skolopendern fehlt es freilich auch nicht. Die Menge und Mannichfaltigkeit der Vögel ist unermeßlich; aber auch ihre Farbenpracht, die sich sogar auf die eingeführten Truthühner und Tauben erstreckt, ist erstaunenswerth.

Die **eingebornen Bewohner** sind, wie die Neuholländer, **Papuas**, und ganz desselben Geschlechts (s. Taf. VI.). Breitgedrückte Nasen, große Nasenlöcher, dicke Lippen, starkes Gebiß, langes Wollenhaar mit rothem Ocker und Fett gesalbt, unverhältnißmäßige Gliedmaßen, wahrscheinlich in Folge jugendlicher Verstümmelung, charakterisiren den Tasmanier. Die meisten gehen ganz nackt, und man sieht so beide Geschlechter mitten in der Kolonie herumwandeln. Im Allgemeinen gilt von ihnen Alles, was von den Neuholländern gesagt worden ist. Mehr, als diese, beschäftigen sie sich jedoch mit dem Fisch-

Digitized by Google

fange (s. Taf. VI.). Seit Gründung der britischen Kolonie sind sie natürlich auch die Unterdrückten und werden bald von der Erde verschwunden sein, was um so schneller vor sich gehen wird, als sie in der neuesten Zeit sich haben einfallen lassen, die eingewanderten Fremden aus ihrer Insel zu vertreiben. Ein allgemeiner Vertilgungskrieg, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann, ist daher gegen sie eröffnet. Man haßt sich gegenseitig. Die Eingebornen sind gegen die Kolonisten äußerst aufgebracht und ermorden dieselben, wo sie können. Letztere befinden sich dagegen zu wohl, als daß sie gutwillig weichen sollten. Die Einwanderung nimmt vielmehr mit reißender Schnelligkeit zu, da viele, die nach dem Schwanenflusse gehen wollten, hier eine sehr bequeme Unterkunft finden. Der Gouverneur ist daher im offenen Kriege mit den Eingebornen begriffen, und die Ansiedler haben unterm 1. Januar 1831 den Gouverneur gebeten, daß er in dem Ausrottungsplane der Eingebornen fortfahren möge. Man hat daher beschlossen, dieselben zu umringen und sämmtlich gefangen zu nehmen. Förmliche Kordons sind nun gegen sie gezogen. — Nach allen Nachrichten, die wir besitzen, haben die Wilden von den Europäern nur ihre Laster angenommen. Freilich haben diese auch nichts gethan, um ihnen eine gute Meinung von sich beizubringen, oder ihre geistigen Anlagen zu entwickeln. Die ersten Ansiedler waren wohl der verderbteste Theil des Menschengeschlechts auf Erden, solche, die zwei und mehre Male zur Auswanderung nach Australien genöthigt wurden, und von den Verbrechern in Neu-Süd-Wales selbst die verdorbensten und unverbesserlichsten waren. Die Folgen blieben nicht aus. Jene unverbesserlichen Menschen flohen in das Innere und bildeten hier förmliche Raubhorden. Die Kolonie war durch andere Transporte und freie Ansiedler bereits zu einigem Wohlstande gelangt, als diese fürchterliche Bande noch immer Vernichtung drohte, und nur nach einem wirklich schrecklichen Kampfe auf Leben und Tod war es gelungen, gegen 1818 diese Vagabunden, deren Häuptling Howe eine Art berüchtigter Berühmtheit erlangt hatte, zu vertilgen. Dies geschah nicht früher, als nachdem ein Preis von hundert Guineen auf seinen Kopf gesetzt war, Howe von zwei entschlossenen Männern überfallen und nach einem verzweifelten Widerstande mit Flintenkolben erschlagen wurde. Er war ein Mensch von außerordentlicher Körper- und Geisteskraft, und 15 Jahre lang der Schrecken der keimenden Kolonie. Bei einem solchen Zustande der Dinge konnten die Eingebornen natürlich nicht gewinnen.

Die Bewohner der britischen Kolonie in Vandiemensland.

Angelegt wurde diese Kolonie von den Engländern im Jahre 1805 (man führte nämlich aus Neu-Süd-Wales 362 männliche Sträflinge und 12 freie Weiber über); welche schnell aufblühet, besonders seitdem die Kolonisten der Norfolk-Insel 1811 hierher versetzt sind. Sie zählte 1821 = 6371 Einwohner, ohne Besatzung (1825 = 21, 500), unter denen 3477 Deportirte.

Die Deportirten

werden ganz auf dieselbe Weise behandelt, wie in Neu-Süd-Wales, nur ist die Anzahl derer, welche sich bessern, bei weitem geringer. Die meisten von ihnen, sagt ein Augenzeuge, sind jämmerliche Taugenichtse, Lügner, Betrüger, Schwärmer, Trunkenbolde, trotz dem, daß es ihnen hier so leicht würde, tugendhaft und glücklich zu sein. Dürftige sieht man in der ganzen Kolonie nicht, auch nicht jene blassen, kummervollen Gesichter, die man in den großen Städten Europa's überall sieht. Man kennt kein Elend, außer dem, welches Müßiggang und Ausschweifung erzeugt. Was man in England von der Besserung der Deportirten sagt, ist mehr ein frommer Wunsch. Um Alles kurz zu fassen: Wer, um angenehm zu leben, keiner großen, glänzenden Welt bedarf, in der Wahl seiner Bekanntschaften nicht zu delikat ist, dem wird es in Vandiemensland wohl gefallen. Es ist das gelobte Land für Landwirthe und Künstler, wie für jeden, der gern arbeitet. Diese arbeitende Klasse, hauptsächlich

der freien Ansiedler,

ist der achtungswürdigste Theil der Kolonie. Um ihn zu vermehren und zu vergrößern, hat die

Digitized by Google

Regierung dieser Kolonie den Offizieren der indischen Kompagnie, welche sich, um ihre in Indien angegriffene Gesundheit herzustellen, häufig nach dem ihnen näher liegenden Vandiemensland begeben, Ländereien bewilligt, unter der Bedingung, daß sie innerhalb zwei Jahren davon Besitz nehmen, wenigstens fünf Gulden auf den Morgen Landes verwenden, falls sie sich daselbst aufhalten, oder das Doppelte, falls sie sich nicht daselbst aufhalten. Dadurch hat denn die Kolonie viele ehrenhafte und wohlhabende Ansiedler gewonnen. Der Wohlstand dieser schönen Kolonie ist aber auch erstaunlich. „Am ersten Januar, „berichtet der Hobarttown-Almanach von 1829," belief sich die Bevölkerung auf 20,000 Seelen, die 600 Eingebornen der Wilden ungerechnet. Unter jenen 20,000 zählte man 12,000 Erwachsene männlichen, 4800 Erwachsene weiblichen Geschlechts, nebst 3200 Kindern unter 10 Jahren. Die Hauptstadt Hobarttown hatte damals 5700 Einw., nach neuesten Berichten bereits über 10,000. Die Territorialausdehnung des Landes beträgt 15,000,000 Morgen, von denen 6,300,000 Weideland und 1,500,000 Ackergründe vorhanden sind; der Rest besteht in steinigen und waldigen Hügeln. Vertheilt waren 1,121,548 Morgen, von denen 30,150 urbar gemacht waren. 22,950 werden mit Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, hauptsächlich aber mit Weizen besäet; 3200 aber werden mit Kartoffeln, Steckrüben, Platterbsen, und 4000 mit englischen Futterkräutern bepflanzt. Hausthiere gab es damals 2100 Pferde, 70,000 Rinder, 500,000 Schafe, 2000 Ziegen, 10,000 Schweine, 20,000 Hühner. Das Einkommen der Regierung betrug 40,000 Pf. Sterl., wovon die Hälfte leider! aus der Abgabe von geistigen Getränken floß. Die Ausgabe der Regierung betrug 120,000 Pf., denn die Verbrecherkolonien sind sehr theuer. Seit 1820, als die englische Regierung eine eigene Commission abgesendet hatte, um sich von dem Zustande der Kolonie zu unterrichten, hat sich Bevölkerung und Wohlstand derselben vervierfacht."

Die Sitten auf Vandiemensland sind strenger als in Neu-Süd-Wales; Wettrennen und Theater sind verboten. Auf die Gebräuche der Religion und die Sonntagsfeier wird streng gehalten. Andere Vergnügungen, als Assembleen, Conzerte, Bälle u. dgl., entschädigen leicht für das Versagte. — Landeigenthum wird freien Ansiedlern unter den leichtesten Bedingungen gewährt, und der Erwerber darf nur ausweisen, daß er das Erworbene mit Erfolg anzubauen im Stande ist, so werden ihm nach dieser Proportion 320 bis 2560 Acres verliehen. Der Boden ist größtentheils von der besten Beschaffenheit, und trotz dem, daß die Landwirthschaft noch nicht so raffinirt ist, wie in England, sieht man doch überall das Land mit herrlichen Aeckern und Wiesen und geschmackvollen Landhäusern prangen.

Sträflinge, deren Strafzeit verflossen ist, verdingen sich als Knechte und Arbeiter gegen einen Lohn von 50 Pf. Sterl. Auch Gefangene, die sich gut betragen, erhalten Erlaubnißscheine unter ähnlichen Bedingungen in Dienste zu treten. Sobald sie einem Brodherrn zugewiesen werden, erhalten sie auf Kosten desselben einen vollständigen Anzug von Wäsche und Schuhen; wöchentlich muß ihnen gereicht werden 10½ Pf. Fleisch, eben so viel Mehl, 7 Unzen Zucker u. s. w. Als Bettzeug erhalten sie wollene Matratzen, zwei Leintücher und eine wollene Decke, die alle drei Jahre erneuet werden müssen. Die Industrie der Ansiedler wird noch manchen neuen Zuwachs erhalten; so hat man gefunden, daß die Rebe außerordentlich gedeiht und treffliche Weinlesen giebt. Eben so fand man, daß die gemeine Malve, die überall im Ueberflusse wächst, ein so treffliches Blau liefert, wie der beste Indigo, und so ist es jeder Tag, der neuen Segen über die glücklichen Bewohner dieser Insel bringt.

Kunst und Handel mußten sich, bei so großem Segen des Landes, schnell beleben. Schon werden sehr bedeutende Quantitäten Wolle, Weizen, Felle und andere Landesprodukte ausgeführt. Der Handel und Verkehr mehrt den Wohlstand, und mit diesem entwickelt sich auch die Geistescultur. Daher hat sich auch hier bereits eine Ackerbaugesellschaft gebildet. Es wurde derselben ein Distrikt von 250,000 Morgen Landes angewiesen. Sie hat nun die prächtig-

Digitized by Google

sten Merinos eingeführt, Ländereien urbar gemacht, Musterwirthschaften angelegt, und glücklich die Zeit überwunden, in welcher sie ihre Kapitalien ohne Zinsen zusetzen mußte. Es sind schon Schriftsteller aufgetreten und Pressen in Thätigkeit. Im Jahre 1825 erschien der Tasmanische Almanach, eben so erschien der Hobarttown-Almanach einige Jahre später, ein kleines, mit schönen Kupfern verziertes, Buch, dessen sich die australischen Pressen nicht zu schämen haben. Die Tasmanien-Gazette nebst dem Launcestownadvertiser sind beliebte Zeitschriften.

Hier, wie in Neu-Süd-Wales, bekennt sich der größte Theil der Bewohner zur englischen Kirche; indessen vertragen sich die buntesten Religionsmeinungen neben einander, und religiöse Unduldsamkeit kennt man nirgends, wo die britische Flagge weht.

Vandiemensland ist gegenwärtig in zwei Grafschaften getheilt: Buckingham, die südliche, an und um den Derwent, die bevölkertste, mit der Hauptstadt Hobarttown *); und Cornwall, die nördliche, an und um den Tamar, mit der Hauptstadt Georgetown und mit der Stadt Brighton, wo sich seit 1825 der Sitz der Regierung befindet. Im Distrikt des Kohlenflusses wurde 1824 eine neue Stadt, Richmond, angelegt.

Was die Regierung betrifft, so stehen Vandiemensland und Neu-Süd-Wales unter der Verwaltung eines Generalgouverneurs, der in Neu-Süd-Wales residirt. Jeder Kolonie ist ein Vicegouverneur vorgesetzt, und der in Vandiemensland ist seit 1825 von Neu-Süd-Wales unabhängig. Neben jedem Gouverneur steht noch ein vollziehender Rath, wiewohl der Gouverneur auf eigene Verantwortung handeln kann. Die Abgaben, die er ausschreibt, die Gesetze, welche er giebt, müssen vom Oberrichter dem englischen Rechte gemäß befunden werden. Seit 1829 hat Neu-Süd-Wales eine eigene Constitution erhalten, welche dem gesetzgebenden Rathe eine dem Gouverneur ähnliche Gewalt verleiht, und dem gemäß ein Kolonialparlament in bester Form vorbereitet ist. In Neu-Süd-Wales sind auch die Geschwornen-Gerichte eingeführt, wiewohl nur dann bei Civilsachen, wenn beide Theile es verlangen. Jede Kolonie hat einen Anwalt, einen Generalprocurator, von denen einer bei den vierteljährlichen Sitzungen in den einzelnen Provinzen den Vorsitz führt. Die Beschlüsse müssen einstimmig sein. Indessen haben sich auch hier Mißbräuche eingeschlichen. So sah man, daß ein Mörder, der seinem Kameraden mit der Axt den Kopf gespalten hatte, frei wurde, weil er sich auswies, daß er ihn nicht mit der Schneide, sondern mit dem Hintertheil der Axt getödtet habe. Ein Schafdieb wurde freigesprochen, weil das Gestohlne eigentlich noch kein Schaf, sondern nur ein ausgewachsenes Lamm gewesen sei.

2. Die Bewohner der Norfolkinsel.

Diese Insel, ein kleines Eiland, zwischen Neu-Süd-Wales und Neuseeland, unter 29° südl. Br., und 185½ östl. L., hat 4 Meilen im Umfange, 250 Meilen im Osten von Neuholland. Sie wurde 1774 von Cook entdeckt und bildet

*) Hobarttown (taun) (s. Taf. VII.) mit 10,000 Einw., am Ostufer des Derwent, ist schön gebaut. Sie wurde 1805 gegründet. Die Straßen sind geräumig, breit, rechtwinklig sich durchschneidend, die schönen Marktplätze viereckig. Die Stadt enthält bereits gegen 1000 gut gebaute Häuser, unter denen die nöthigen öffentlichen Gebäude, Rathhaus, Kirche, Gefängnisse, Kasernen, Baraken für Deportirte, Hospitäler u. s. w. sich befinden. Das bunte Gewühl einer Seestadt zeigt sich auch hier. Schulen und Druckereien sind die Zeichen eines gebildeten Volkes. Handwerker und Künstler finden für ihre Talente Spielraum und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse reichen Erwerb. Hobarttown sendet bereits Schiffe auf Wallfischfang aus; eine Batterie auf Mulgravesspitze vertheidigt den sehr guten Hafen, der so ziemlich alle Flotten Europa's fassen kann. Große Magazine sind schon für den Welthandel angelegt und auf dem Nelsonsberge signalisirt ein Telegraph. Zu diesem Vortheile kommt noch die Annehmlichkeit der Stadt, deren Lage imposant ist. Die Umgegend ist nicht nur romantisch-schön, sondern auch außerordentlich fruchtbar und reich an allen Produkten der Insel. Ein durch die Stadt gehender Fluß treibt vier Wassermühlen. Man findet in der Stadt gute Gesellschaft und vermißt nicht leicht eine Bequemlichkeit. — Die Verbrecher in ihren gelben Kleidungen verrichten alle öffentlichen Arbeiten, bauen Straßen, arbeiten im Hafen, werden jedoch bei schweren Vergehen auf die Westseite der Insel transportirt, wo sie in Ketten von Tagesanbruch bis zur Nacht Fichtenholz fällen und sägen müssen, welches nach Hobarttown verschifft und zum Bauen gebraucht wird.

Digitized by Google

ein längliches Viereck, das jedoch weder einen guten Hafen, noch eine sichere Bai hat. Sie ist gebirgig, dabei jedoch außerordentlich fruchtbar mit sehr milder und gesunder Luft, hat aber steile Küsten, an denen das Meer so heftig brandet, daß die Landung höchst schwierig ist. Dies ist der Grund, warum die hier 1788 angelegte englische Verbrecherkolonie 1811 ganz aufgehoben wurde; jetzt ist sie jedoch wieder erneuert, und man schickt gerade die hartnäckigsten Verbrecher hierher, weil an Entfliehen nicht zu denken ist. Säugethiere giebt es gar nicht, wenn nicht vielleicht die Ratte einheimisch ist. Die Pflanzenwelt ist aber reich und liefert Aloe, prachtvolles Zuckerrohr, Pfeffer, Farrenkraut, Meerfenchel, Sauerampfer. In den großen Waldungen ist unter andern die Norfolkstanne zu Hause, eine Gattung des Cuniferus columnaris, die bis 200 Fuß hoch werden soll und 90 Fuß hoch ohne Zweige ist; ein köstliches Bauholz, von dem auch noch mehrere Arten vorhanden sind. Europäische Getreide- und Gemüsearten gedeihen herrlich.

Die wenigen eingebornen Bewohner sind Papuas, Neger, wild und ohne alle Kultur, überdies noch von den Lastern der Verbrecherkolonisten angesteckt.

3. Die Bewohner von Neuguinea, oder Papusland (s. Taf. VII.).

Diese Insel an der Grenze des indischen Archipels, unmittelbar im Osten der Gewürzinseln, wurde eben darum den Seefahrern schon frühzeitig bekannt, und es ist sogar wahrscheinlich, daß schon die Araber sie erreichten, indem man besonders bei den nordwestlichen Bewohnern Spuren moslemitischen Einflusses und Regierungsform antrifft. Franz, Seram und Anton Ambreu sollen sie 1511 gesehen haben, aber Saavedra war es, der den östlichen Theil 1527 die Goldinsel und den westlichen das Papusland benannte, denn den Namen Neuguinea erhielt sie 1545 von Yniго Ortiz de Rey, welcher zuerst längs der Nordküste hinsegelte und mehrere Punkte betrat. Früher hielt man Neuguinea für einen Theil eines großen australischen Festlandes, bis Louis de Torres durch seine Durchfahrt zwischen Neuholland und Neuguinea die insularische Natur des letztern außer Zweifel setzte. Abel Tasman und mehrere Andere umfuhren Neuguinea und durchzogen die Torresstraße. Bis in die neueste Zeit ist diese Insel fast von jedem Erdumsegler, z. B. von Bougainville, Cook, in der Ferne gesehen, nur aber von den wenigsten berührt worden. Forrest, der 1774 seine Reise vollbrachte, war bis auf die neuere Zeit der Einzige, welcher einige Punkte der nördlichen Küste wirklich betrat und mit den Einwohnern selbst zusammentraf, und ihm verdanken wir größtentheils das Wenige, was wir von dieser so äußerst interessanten Insel wissen. Der britische Ostindienfahrer Mac Cluer scheint während seines fünfmonatlichen Aufenthaltes an dieser Küste im Jahre 1795 die meiste Kunde gesammelt zu haben; allein die Resultate seiner Forschungen sind leider! nie bekannt geworden. Seltsam genug ist die größte Insel nach Neuholland und gewiß die schönste Australiens sehr unbekannt. — Ihre Größe beträgt 13,000, nach Andern jedoch nicht einmal 9000 Quadratmeilen. An drei Punkten ist sie andern Inseln sehr nahe, in NW. den Molukken, in O. Neubritannien, von dem sie durch die Dampiersstraße getrennt wird; in S. scheidet sie die Torresstraße von Neuholland. Im Norden verlängert sie sich durch zwei Halbinseln, welche nur durch schmale Erdengen mit einander und mit dem Hauptlande in Verbindung stehen und im Norden die große Geelomkbai bilden, fast bis zum Aequator, in Süden bis gegen 12° S. Sie erstreckt sich fast von 149 bis über 166, vielleicht, wenn nämlich ein Theil des Archipels Louisiade wirklich mit ihr zusammenhängt bis fast 169° östl. L. Nur einzelne Küstenpunkte sind bekannt. — Die Insel hat Gebirge, die sich im Innern zu einer bedeutenden Höhe zu erheben scheinen, da man an der Küste schon Gipfel von mehr als 4000 F. gefunden hat. In einigen Gegenden erheben sich Gebirge in dreifacher Ordnung über einander. — Das Klima ist natürlich sehr warm; doch kühlen die Seewinde von allen Seiten die brennenden Strahlen der Sonne, welche senkrecht herabfallen. Was immer die Phantasie ersinnen kann, ein Land zu

Digitized by Google

schmücken, findet sich hier vereinigt. Ein prachtvoller Himmel sieht ewig heiter auf das Land herab, und wird nur zur Zeit der Tropenregen umhüllt. Der abendliche Himmel bietet seinem Beschauer das ganze Gewölbe der Gestirne, und verbirgt ihm keine seiner leuchtenden Welten. Die vulkanischen Piks steigen in die Regionen des ewigen Schnees empor. Von dem hohen Gebirgsrücken fließen nach allen Seiten unzählbare Ströme, Flüsse und Bäche hinab, welche das Land kühlend befruchten. Schwerlich giebt es ein Tropenland, das sich so mannigfacher und guter Wasser rühmen kann, als Neuguinea. Alle diese Umstände tragen dazu bei, daß die wirthbaren Küsten durch zahlreiche Häfen, Baien und Buchten die handelnden Seefahrer zur Landung einladen. Die Ufer des Landes sind meistens hoch; zahllose bewaldete Inselchen umgeben sie nahe und fern, und erscheinen als eben so viele schwimmende Gärten. Klare Bäche und rasche Flüsse stürzen sich allenthalben ins Meer, und in ihnen spiegelt sich die Pflanzendecke, welche weder an Reichthum noch Ueppigkeit von irgend einer auf Erden übertroffen wird. Nicht nur unter einerlei Breite, sondern in der Nachbarschaft der Gewürzinseln, ist Neuguinea mit den Gewürzsträuchern überfüllt. Freycinet, der auf der Insel Waigiu sich aufhielt, glaubt in ihr das Vaterland der Muskatnuß gefunden zu haben. Forrest's Begleiter versichern, auch auf Neuguinea Gewürze gefunden zu haben. Die Gestade sind mit Palmen bedeckt; die Kokosnuß, Pisangs und die Dakka sind im Ueberfluß vorhanden: Bambus bilden dicke Wälder. Citronen, Limonien und Pomeranzen sind sehr häufig. Nicht allein die ganze Flora der Gewürzinseln, sondern auch die von ganz Australien, mit Ausnahme der neuholländischen, ist hier einheimisch. Die Misoirinde, welche in den Handel mit China kommt, ist die Rinde eines Baumes, welche als Räucherwerk verbraucht wird. Von Neuguinea bringen die Malaien Benzoe, Drachenblut uud andere köstliche Harze und Gummi. Das Sandel-, Sappan- und Ebenholz Neuguinea's wird für das beste des indischen Archipels gehalten. Die einzige Sagopalme *) würde ein Land zu einem Aufenthalte glücklicher Menschen machen. Alle Pflanzenformen, die wir in unsern Ländern zu sehen gewohnt sind, nehmen dort eine ganz andere Gestalt an. Unsere Gräser entwickeln sich zu jenen riesenhaften Röhren, die an Höhe unsere Waldbäume übersteigen. — Daß die Gebirge Metalle enthalten, läßt sich erwarten; Gold wenigstens soll sich im Innern finden. — Nicht weniger reich, als das Land, ist auch die See, welche die Küsten dieses schönen Landes bespült. Der Strandbewohner wird von den köstlichsten Fischen aller Art reichlich und sicher genährt, aber auch Austern, Muscheln und andere Schalthiere dienen zur Nahrung. Der Trepang in der Torresstraße wird von Malaien und Chinesen gefischt und als Handelswaare verführt. Ein Ueberfluß grauer Ambra wird an die Küste gespült; die köstliche Perle ist häufig vorhanden und wird nebst der Perlmutter in den chinesischen Handel gegeben. Keine Gegend des Oceans ist so reich an schönen Korallen, als die zwischen Neuguinea und Neucaledonien. Die Schildkröte bildet eine Hauptnahrung der Neuguineer. — Hunde und Schweine sind da, und zwar wild. — Reich ist das Land an Vögeln, unter denen man besonders den schönen Paradiesvogel in verschiedenen Arten bemerkt. Der gemeine Paradiesvogel ist von der Größe einer Amsel; er mißt vom Schnabel bis zum Ende des Schwanzes zwölf Zoll. Der anderthalb Zoll lange Schnabel ist grünlichgelb; das Köpfchen mit kleinen Augen sitzt auf einem mit kurzen, dicken und steifen Federn be-

*) Diese köstliche Palme wächst am reichlichsten in den Ländern, wo die Gewürze gedeihen und die Muskatnuß wächst. Sie hat ein schnelles Wachsthum und braucht nur 15 Jahre, um schlagbar zu werden. Man haut alsdann den gewaltigen Stamm an den Wurzeln ab, nimmt das Mark, welches einen großen Theil des Innern ausfüllt, heraus, zermahlt es zu einer Art Sägespäne, verrührt es mit Wasser und seiht es durch Siebe in ein Gefäß, wo sich das Mehl zu Boden setzt. Nachdem es nochmals abgewässert worden, ist es zum augenblicklichen Gebrauche dienlich, wird jedoch schon nach einigen Wochen sauer. Für den Handel wird es theils in Kuchen geformt und in irdenen Formen, die vorher erhitzt sind, zu einem harten Kuchen gedörrt; theils wird das feinste Sagomehl zu einem Teig geknetet und gehackt zu kleinen Körnern getrocknet. Im Durchschnitt giebt ein ausgewachsener Sagostamm 300 Pfund Mehl, obwohl es auch Stämme giebt, die den doppelten Ertrag abwerfen. Auf einem Morgen Landes können ungefähr 440 Stämme stehen und diese im Durchschnitt jedes Jahr gegen 9000 Pfund Mehl liefern.

Digitized by Google

setzten Halse. Die Schnabelwurzel gleicht dem schwarzen, ins Grüne schillernden Sammt. Kopf und Hinterhals sind schön goldgelb, der übrige Körper kastanienbraun. Die Brust spielt ins Purpurfarbene, die untern Theile der Flügel sind mit 18 Zoll langen Flaumfasern bedeckt. Das Weibchen ist weniger prächtig. Die Paradiesvögel nähren sich mit Gewürzen und aromatischen Beeren, fliegen gewöhnlich, den Königsparadiesvogel ausgenommen, in Schaaren zu 30 und 40 zusammen. Ihres prachtvollen Gewandes wegen sind sie Gegenstände des Handels. Sie werden ausgeweidet, gedörrt, der Füße beraubt und so nach China und Europa versandt; daher das Mährchen der Paradiesvögel ohne Füße. Den Paradiesvögeln schließen sich an sechs Arten prächtiger Eisvögel aus der Ordnung der Spechte, Papageien in unzähligen Arten, darunter der große grüne Papagei mit indigoblauen Schwungfedern und karminrothen Flügelfedern. Die herrliche Krontaube ist Neuguinea eigenthümlich; die kupferfarbne Muskattaube und die weiße Muskattaube sind die schönsten ihres Geschlechts. Wiedehopfe und Baumläufer, Manakinds, Wachteln und Hühner sind in Menge, und sogar die Krähen sind hier schön.

Die Bewohner Neuguineas (ihre Zahl ist schwer zu bestimmen *) sind offenbar verschiedenen Stammes; aber es ist ungewiß, welcher derselben ursprünglich einheimisch ist. Vermuthen muß man, daß auch hier Neger, die Papuas, die Urbewohner waren; jedoch scheinen die im Innern des Landes lebenden Alfurier, Alforesen, Horaforas oder Alfakis Malaien und die kultivirtesten der Insulaner zu sein, da sie von Ackerbau leben und nicht ohne Spuren von Religion sind. Noch führt man die ebenfalls aus den indischen Inseln stammenden, also malaiischen, Oran Badschus an.

Die Papuas, als die Küstenbewohner, (s. Taf. VIII.) oder Australneger, wie man sie auch nennt, sind von demselben Stamme, wie die, welche man auch auf Neuholland antrifft. Sie haben aufgeworfene Lippen, platte breite Nasen, große Augen, großen Mund, schwachen Bart, schwaches, weiches Haar, welches äußerst dick und kraus sein soll; sie lassen dasselbe nachlässig hinabhängen, was denn ihrem Kopfe einen ungeheuren Umfang giebt. Die Backenknochen sind hervorstehend, ihre Hände und Füße sind klein und niedlich. Indessen soll diese Schilderung nicht ganz passend sein; denn bei einigen soll die Nase weniger platt, die Gesichtszüge edler und das Haar lang und schlicht sein. — Der Papu geht meist nackt, was ihm denn auch sein schöner Himmel gestattet. Kaum bekleidet er sich mit einer dünnen, aus Kokosfasern verfertigten Matte, um die Mitte des Leibes gewunden und durch die Schenkel hinten hinauf geschlagen. Knaben und Mädchen gehen völlig unbekleidet. Arme und Beine sollen dünn sein, die Hinterbacken desto stärker, und als eine besondere Eigenheit bemerkt man, daß das männliche Geschlecht das schönere sei. Lemaire entwirft von den Weibern der Papuas ein wahrhaft ekelhaftes Bild. Ganz anders fand sie ein neuester Seefahrer, der uns berichtet, daß seine Mannschaft sich nur sehr ungern und zwar mit dem Gesange: Les filles y sont belles, les papas complaisans etc. von Neuguinea getrennt habe. Die Männer stecken in ihren breiten Haarwuchs einen Kamm, aus 4 bis 5 lang gesperrten Zähnen bestehend, womit sie das Haar noch zottiger zu machen suchen; einige zieren es mit bunten Federn. Die Weiber tragen ihr Haar eben so buschig und verschneiden es zu diesem Ende. Die Männer tragen in den durchbohrten Nasenknorpeln und Ohren Holzzapfen und Knochen, die Weiber im linken Ohr einen mit Glaskügelchen

*) Alle Berichte schildern uns das Land bevölkert; überall sieht man des Nachts häufige Feuer aufsteigen, welches Element hier das einzige Zeichen des Daseins menschlicher Wesen ist. Es könnten auf einer Quadratmeile Neuguineas 10,000 Menschen wohnen, ohne daß dem Reiz dieser Quadratmeile durch Verwandlung in ein ödes einförmiges Grasfeld, von seiner Schönheit etwas benommen wurde. Daher ist die wilde, unangebaute Urwaldung Neuguinea's kein Beweis für eine schwache Bevölkerung, und wenn wir auch nicht gerade zwei Millionen annehmen, so glauben wir doch, daß die Zahl von 200,000 für ein großes reiches Land, auf dem man noch keinen Punkt unbevölkert gefunden hat, zu gering ist.

Digitized by Google

behangenen messingenen Ring; sie tragen auch solche Kügelchen in Schnüren, um die Handgelenke gebunden. Dieser Schmuck kommt aus China. — Die Nahrung der Papuas besteht aus Fischen, Schalthieren, Schildkröten und dem Fleische wilder Thiere. Sie benutzen auch den Sago, besonders die auf der Insel Ravak (s. Taf. VIII.) wohnenden Papuas, welche die Begleiter des Duperrey, welcher auf dieser Insel auch verschiedene Götterbilder fand hinlänglich mit Sagokuchen versorgten, und das Betelkauen ist allgemein unter ihnen. Im östlichen Theile, wo der Sagobaum sich verliert, dient die Farrenwurzel statt Brodes. — Ihre Häuser (denn sie wohnen nicht mehr wie wilde Thiere zerstreut in den Wäldern, sondern in kleinen Dörfern) ruhen auf Pfählen und zwar so hoch, daß die Fluth sie nicht erreichen kann. Lange Brücken gehen von diesen Häusern aus, welche sie mit dem Lande, das nicht überschwemmt wird, in Verbindung setzen. Sie enthalten gewöhnlich ein großes Vorhaus mit Thüren nach der Land- und Seeseite. An dieses Vorhaus stoßen die Gemächer einzelner Familien, deren so viele beisammen wohnen, daß man ein jedes Haus für ein kleines Dorf halten und mit einem Bienenkorbe vergleichen kann. Gewöhnlich liegen nur 2 bis 3 solcher Häuser beisammen, aber in jedem derselben wohnen 60, 70 und mehrere Menschen. Auf der Seeseite ist allezeit ein Platz zur Trockenlegung der Kähne, Chorochoro genannt. Der Rauch zieht durch die Hausthüren ab. Jünglinge und unverheirathete Männer wohnen tiefer und von den übrigen abgesondert. Der Hausrath ist sehr einfach. Ein Herd mit irdenen Töpfen und porzellanenen Schalen, die sie von den Chinesen eintauschen, ein Paar Matten, Waffen, Fischergeräthe machen den ganzen Reichthum aus. — Die Beschäftigung der Männer ist Krieg und Jagd. Sechs Fuß lange Bogen aus Bambus, Pfeile, Speere, Schleudern und Keulen sind ihre Waffen. Cook bemerkte auf der Westseite bei den nackten Bewohnern eine seltsame bis jetzt noch nicht ermittelte Waffe. Die Einwohner forderten die Britten mit den drohendsten Geberden heraus; sie schwangen kurze Röhre im Kreise in den Händen, welche sogleich Feuer und Dampf, wie aus einer Muskete gaben. Dieses Feuer that keinen Schaden, gab auch keinen Knall, und man weiß nicht, wie es erzeugt wurde. Ihre Pfeile schießen sie mit großer Gewalt auf 180 Fuß Weite ab. Ihre Kähne nehmen 12 bis 18 Menschen ein, haben zu jeder Seite lange Ausleger, dienen jedoch nur zum Fischfang. Die Besorgung des Haushalts liegt den Weibern ob; diese kochen, bauen Häuser, verfertigen die Töpfe, wobei ihnen Forrest zusah. Die Frau hielt mit der einen Hand einen flachen Stein, auf welchem der Thon lag, den sie mit einem ähnlichen Steine in der andern Hand breit drückte, um ihn zu glätten. Hierauf formte sie den Thon zum Topf und ließ ihn trocknen. — Die Sitten des Volks und sein Benehmen gegen die Fremden werden sehr verschieden geschildert. Cook wurde mit Pfeilen und Wurfspießen empfangen und half sich mit seinen Zwölfpfündern. Der Triton, welcher im Jahre 1827, um eine holländische Niederlassung zu gründen, die Westküste untersuchte, ward ebenfalls feindselig empfangen, so daß er zwei seiner Offiziere einbüßte, wofür freilich die Zahl der Eingebornen, die mit dem Leben büßen mußten, nicht gezählt wird. Der Triton mußte abziehen, ohne eine Kolonie zu Stande gebracht zu haben. Dagegen rühmt der britische Capitain Andrew seine Aufnahme im Jahre 1826. „Als wir an den Küsten Neuguinea's ankamen, warfen wir die Anker an einer dem Hauptlande benachbarten Insel aus. Diese Insel war bis an das Gestade mit dichten Waldungen bedeckt. Die Wilden verkrochen sich ins Gebüsch und erhoben ein fürchterliches Geschrei. Wir überzeugten uns bald, daß dieses nur ein Ausbruch der Freude sein sollte. Sie gingen völlig nackt und kamen, als wir landeten, in großer Menge uns entgegen, um unsere Schaluppe mit der ganzen Bemannung ans Land zu ziehen. Als sie aber bemerkten, daß wir uns in Vertheidigungsstand setzten, zogen sie sich hinter eine Linie zurück, die auf dem Sande angegeben wurde. Auf ein Friedenszeichen mit einem weißen Tuche antwortete der Häuptling durch das Aufheben eines grünen Zweiges. Nun legten beide Parteien die Waffen nieder und nach einer halben Stunde war

Digitized by Google

meine Leute mit den Wilden befreundet. Anfangs ließ ich aus Furcht vor Ueberrumpelung genau Acht geben. Ich war jedoch bald von den guten Absichten der Einwohner überzeugt und durch Vermittlung der Häuptlinge kam ein regelmäßiger Tauschhandel zu Stande; in kurzer Zeit war unsere Schaluppe mit Geflügel, Bananen und Früchten angefüllt. Anfangs schienen sie sich dem Fällen des Holzes, das wir sehr bedurften, widersetzen zu wollen; durch einen Hut, einige Flaschen, Messer und andere Kleinigkeiten waren sie jedoch sehr leicht zu gewinnen. Einige Blätter der Times zogen ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich; die Buchstaben schienen ihnen so außerordentlich, daß sie für einen Titel derselben eine Schaluppe mit Zuckerrohr anfüllten." Zwei Matrosen Andrews brachten 24 Stunden ganz allein unter den Wilden zu; sie wurden sehr liebreich und gastfrei aufgenommen, erfuhren aber auch, daß die anfängliche Furcht davon herrühre, weil früher einer der Ihrigen durch einen Flintenschuß getödtet worden war. — Von der Religion der Papuas wissen wir nur wenig. Auf den westlichen Inseln und Küsten finden sich Spuren des Islam und Buddhaismus. Die Tage des Neumonds werden mit lärmender Musik festlich begangen. Menschenfleisch verschmähen sie indessen nicht, auch scheint das malaiische Feudalsystem eingedrungen zu sein und es unter ihnen Herren und Sklaven zu geben. Ihre Sprache ist gänzlich von der der Malaien verschieden. Von ihrem häuslichen Leben ist uns eben so wenig bekannt. Will ein Jüngling heirathen, so geht er in das gemeinschaftliche Wohnhaus und setzt sich zu dem Mädchen, das ihm gefällt. Die Eltern fragen, ob sie einig seien? Erfolgt ein beiderseitiges Ja, so werden Zeugen herbeigerufen, ein Hahn geschlachtet, dem Paare ein Gemach eingeräumt, und die Ehe ist geschlossen. Ob Vielweiberei unter ihnen herrsche, wissen wir nicht. — Wie sie ihre Todten begraben, darüber haben wir ebenfalls keine Kunde. Forrest entdeckte auf einer kleinen Insel nahe bei Torri ein Grabmal. Es war aus Korallenfelsen errichtet, und, was gewiß merkwürdig ist, und bereits Fortschritte zeigt in der Civilisation, es lag auf demselben die hölzerne Figur eines achtjährigen Kindes, oben war ein wirklicher Hirnschädel angebracht und die Ohren waren in Holz geschnitten. Dieses und daß sie bereits feste Ansiedelungen haben, die wahrscheinlich im Innern des Landes anders gestaltet sind, zeugt dafür, daß sie nicht mehr als Wilde betrachtet werden können. Jedes Dorf bildet eine eigne Nation, hat einen Anführer im Kriege und einen Richter im Frieden. Daß es unter ihnen Sklaven gebe, erhellt daraus, weil die Holländer früher dergleichen ausführten und auch Forrest dergleichen zum Kaufe angeboten wurden. Jeder derselben hatte ein Halsband von Bambus, an welchem ein ziemlich großer Klotz herabhing. Es ist zweifelhaft, ob dieses Kriegsgefangene waren, oder ob wirklich ein Herrn- und Sklavenstand vorhanden ist.

Die malaiischen Alfurier, im Innern des Landes,

haben mit den Bewohnern Ostaustraliens, wo sie herrschend sind, Aehnlichkeit; sind von hellerer Farbe, schlichten Haaren, schönem Wuchse und besitzen mehr körperliche Gewandtheit. Mit den Papuas, denen sie dienen und tributbar sind, was sich sonst, wie auf Madagaskar und den meisten Australarchipeln umgekehrt verhält, stehen sie in ewiger Fehde. Zur Sicherheit bauen sie ihre Häuser auf Bäume, die sie auf Leitern, aus eingekerbten Baumstämmen bestehend, ersteigen. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, indem sie Bananen, Pisangs und Hülsenfrüchte gewinnen, und gegen eiserne Werkzeuge und chinesische Manufacturwaaren verhandeln. Eine Abtheilung davon heißen

Oran Batschu; auch Piadschuer, ein Fischervolk,

das sich auf Celebes, Borneo und andern Eilanden des indischen Archipels zerstreut wieder findet. Diese Menschen bekennen sich theils zum Islam, theils zum Fohismus, stehen unter eignen Radschas, treiben Handel mit China, und der handelnde Stamm herrscht auf Waigiu, Salvatti und den umliegenden Eilanden vor. Der fischende Theil treibt blos Fischerei und bereitet Tripang. Auch ihre Häuser stehen auf

Digitized by Google

Pfählen. — Diese Völker sind lebhaft, lernbegierig, empfänglich und gewiß kulturfähig. Alle Handelsversuche der Holländer waren bis jetzt vergebens. Besser gelang es den Chinesen. Diese führen aus Waigiu und Salvatti Paradiesvögel, Schildpatt, Perlmutter und Misoirinde aus. Doch ist hier der Handel meist in den Händen der Malaien, welche für die genannten Erzeugnisse bengalische Tücher, suratische Baftas und Eisengeräthe einbringen. Dagegen ist auf Neuguinea selbst der chinesische Handel desto blühender. Die Chinesen holen von da für ihr Porzellan, Baumwolle und seidene Tücher: Gold, Perlen, Ambra, Perlmutter, Misoirinde, Tripang, Schildpatt, kostbare Holzarten und Rohr. Genaues ist jedoch nicht darüber bekannt. — Alles Gesagte gilt nur von einigen Küstenpunkten; das Innere ist nicht bekannt.

4. Die Bewohner der Admiralitätsinseln (s. Taf. X.).

Die Admiralitätsinseln, nordöstlich von Neuguinea, 165° O. 3 bis 4° S., bilden eine Gruppe 30 bis 40 kleiner Eilande, unter denen sich nur eine, die große Admiralitätsinsel, mit sehr zerrissenen Küsten und einer Menge Riffe, durch einigen Umfang auszeichnet. Sie sind gebirgig, mit Spuren von Vulkanen und fruchtbar. Sie mögen sich auch noch immer vermehren, denn die Natur ist hier beständig thätig, und sowohl die Kräfte unterirdischen Feuers, als die Geschäftigkeit mikroskopischer Würmchen sind gleichmäßig bemüht, neue Wohnplätze der Menschen über das Wasser emporzuheben. Waldungen bedecken alle diese Inseln und zwischen dem lieblichen Grün der zarten Vegetation glänzt der Brodfruchtbaum, die Kokospalme und die wohlthätige Yamswurzel hervor. Die Küsten der großen Admiralitätsinsel, die im Innern sehr bergig und wahrscheinlich nicht ohne Vulkane ist, sehen wie eine zertrümmerte Welt aus. Die weißen Berggipfel, welche ziemlich hoch in die Luft steigen, sind zwar kahl; aber ein dichter Kranz des sanftesten Grün umgiebt die hohen Berge. Ueberall gewährt diese große Insel, die über 100 Meilen Fläche halten mag, einen entzückenden freundlichen Anblick. Das Grün unter diesem Himmel ist ein ganz anderes, als wir zu sehen gewohnt sind; es hat nicht die Schwärze unserer Eichen- und Nadelwälder, nur ein eben ausgeschlagener Buchenwald, von einem der schönsten Maitage beleuchtet, kann einigermaßen einen schwachen Begriff des wohlthuenden Grüns tropischer Fluren gewähren. Europäer sind auf der Insel noch nicht gelandet.

Die Bewohner der Admiralitätsinseln (s. Taf. XII.) sind wahre Papuas, gehen völlig nackt und nur die Weiber haben einen Fasergürtel um die Lenden. Ihr Gesicht streichen sie mit weißen oder rothen Streifen an, der Nasenknorpel ist durchbohrt und die Ohrlappen, in welchen sie Rollen aus Laub tragen, außerordentlich erweitert. Bei einigen sind sie zerrissen und hängen sodann bis auf die Schultern herab. Die französischen Seefahrer, welche mit ihnen öfter in Verkehr getreten sind, fanden sie freundlich, kindisch, begehrlich und von guter Gemüthsart. Nach Eisen waren sie begierig, und mit Speeren bewaffnet, die Obsidianspitzen *) hatten. Ihre Fahrzeuge, welche 7 bis 9 Mann faßten, waren mit Auslegern und Segeln versehen. Die Kanots der Papuas sind von der einfachsten Art, ausgehöhlte Baumstämme und mit Schnitzwerk verziert. Sie verstehen sie geschickt zu lenken. Aberglaube mag es sein, daß niemals, weder hier, noch in Neuguinea, noch irgendwo in der ganzen Inselkette, die Bemannung aus gleichen Zahlen besteht. Immer sind es 7, 9 u. s. w. in ungleicher Zahl.

5. Die Bewohner von Neu-Irland und Neuhannover.

Neuirland, eine lange, schmale Insel, liegt nordwestlich vom Archipel Neubritannia, und reicht von 166° 26′ L. bis 169° 50′ und liegt

*) Obsidian, ein natürliches Glas, welches keine Spur von Krystallform zeigt, sich meist derb oder in Körnern findet, muscheligen Bruch, Glasglanz, schwarze, graue und dunkelgrüne Farben, und mittlere oder geringere Durchsichtigkeit hat. Er ist hart, hat 2, 3faches specifisches Gewicht und findet sich lagenweise in der Nähe thätiger und ausgebrannter Vulkane, auf Island, in Ungarn, auf den liparischen Inseln, auf Teneriffa und in Mexico. Wegen seiner Polirfähigkeit wird er unter dem Namen [illegible] und isländischer Achat zu allerlei Verzierungen und zu Schmuck verschliffen.

Digitized by Google

zwischen dem 2. und 4°. südl. Br. Die St. Georgsstraße trennt es von Neubritannien, die Byronsstraße von Hannover. Ihre Länge beträgt ungefähr 100 Seemeilen, die Breite schwankt zwischen 13 und 2 Seemeilen. Carteret war es, der Neuirland genauer bestimmte, nachdem es schon Lemaire gesehen und Dampier aufgefunden hatte. Eigentlich ist es eine Bergkette, welche, dem allgemeinen Bergzuge von Nordwesten nach Südosten folgend, diese ganze Insel bildet. Sie ist außerordentlich hoch, indem sie in der Carteretbai (s. Taf. X.) ein bis auf 8000 Fuß ansteigendes Bergpanorama darstellt. Die Gestade sind steil und buchtenreich. Ob man gleich noch keine brennenden Vulkane bemerkt hat, so lassen doch weder der Boden, noch die beständigen Erderschütterungen an dem Vorhandensein derselben zweifeln. Das Land ist wohlangebaut, mit Pflanzungen überall bedeckt, so weit man von den Schiffen aus sehen kann. Vorzüglich fruchtbar sind die Thäler. Es giebt große Wälder von Muskatnuß- und Kokosbäumen. Die Fülle des Nahrungsstoffes, welche jene Pflanzungen gewähren; die sorgfältige Pflege, welche man diesen angedeihen läßt; die Menge Feuer, welche bis auf die Höhen der Berge reichen; die starke Anzahl Krieger, welche sich schnell versammelte, um Dampier feindlich zu empfangen, alles dieses läßt auf eine starke Bevölkerung schließen.

Die Bewohner werden uns als ein schöner, kräftiger Menschenschlag geschildert, die von hohem Wuchs mit wolligem Haar, aber ohne platte Nase und wulstige Lippen, erscheinen. Die senkrechten Strahlen der Sonne brauen das schwarzfärbende Oel ihrer Lymphgefäße. Sie kennen den Werth des Eisens und ziehen dieses Metall allen andern vor. Jagd und Fischfang verschaffen ihnen Nahrung; zu dem letztern sollen sie sehr künstliche Netze verfertigen. Wie die übrigen Bewohner des indischen Archipels kauen sie Betel, den sie mit Kalk würzen. Die Betelnüsse sind in Blätter gewickelt, was ihren Mund roth, aber ihre Zähne schwarz färbt. Sie wehren sich tapfer und bedienen sich dabei außer ihrer Waffen auch noch, wie die Löwen, der Zähne.

Neuhannover, nordwestlich von Neuirland und durch den Byronskanal von dieser Insel getrennt, zeichnet sich besonders durch Naturschönheiten aus. Da die Byronsstraße sehr gefahrvoll zu beschiffen und deshalb die Seefahrer sich so viel als möglich entfernt halten, so haben wir bisher keine Nachricht, daß einer derselben darauf gelandet wäre. Alle haben sich damit begnügt, aus der Ferne die Insel zu betrachten. Dem vorüberseglenden d'Entrecasteaux erschien sie als eine 8 Meilen lange, außerordentlich schöne, anmuthige Insel, bedeckt mit lieblichen Hainen und Pflanzungen.

Die Bewohner, deren Zahl nicht gering sein kann, da die Insel so gut bebaut ist, zeichnen sich durch sorgfältigen Feldbau aus. Die Häuser stehen auf Pfählen, wie an den Küsten Neuguinea's (s. Taf. IX.).

6. Die Bewohner Neubritanniens.

Neubritannien, durch die Dampiersstraße von Neuguinea, durch die Georgsstraße von Neuirland getrennt, ist größer, als beide, aber durchaus an Boden, Produkten und Einwohnern jenen gleich. Noch weiß man nicht, ob das Land, das man unter diesem Namen begreift, eine einzige Insel, oder ein Verein von Inseln sei. D'Entrecasteaux hat sie zwar umfahren, aber zu landen haben ihm die braven Britannier nicht gestattet. Das schmale Land ist von einer Bergkette der Länge nach hochansteigend durchzogen. Die Gestade haben breite und tiefe Einschnitte und bieten daher gute und sichere Häfen dar.

Die Bewohner gehen alle unbekleidet, nur die Geschlechtstheile sind mit einem Faserzeuge bedeckt, welcher zwischen den Füßen durchgezogen und von hinten durch den Gürtel befestigt wird. Nasen, Ohren, Arme und Beine sind mit Zierathen geschmückt. Indessen ist es ein falscher Schluß, von der Nacktheit eines Volks auf seine Wildheit zu schließen und es darum sogleich unter die Pescherás auf dem Feuerlande herabzusetzen. Die Nacktheit dieser Völker beruht auf ganz andern Gründen. Es ist nicht die fühllose Trägheit, nicht die Versunkenheit des Feuerländers, den sein entsetzliches Klima zur Bekleidung nöthigen sollte. Die Nichtbekleidung des Tropenbewohners entspringt aus der Natur der Sache.

Digitized by Google

Kleidung ist für ihn kein Bedürfniß, im Gegentheil ist sie ihm lästig und seiner Gesundheit nichts weniger, als zuträglich. — Hunter fand in der Huntersbucht schöne und freundliche Einwohner von Kupferfarbe, mit wohlgebauten Gliedern. Sie pudern ihr Haar, das schwarz und struppig frisirt ist, mit weißem und rothem Puder. Sie sind wohlbewaffnet und schminken ihr Gesicht, wenn sie in den Kampf gehen, und fordern ihren Feind heraus, indem sie Haarpuder durch eine Röhre ihm entgegenblasen. Eine Menge Fahrzeuge verstehen sie trefflich zu regieren, und die geregelten Pflanzungen, die man von den Schiffen aus erblickte, zeigen, daß sie grade so viel arbeiten, als nöthig ist. Ihre Speere, Keulen und Schleudern wissen sie trefflich zu handhaben. Sie haben Anführer, welche im Falle der Noth sich an ihre Spitze zu stellen bereit sind.

Die Bewohner der in der Nähe liegenden Yorksinsel fand Hunter ziemlich gebildet. Sie haben schöne Waffen, zierlich gebaute Boote, treffliche Pflanzungen, welche sorgfältig eingezäunt sind und sehr gut bearbeitet werden. Man findet unter ihnen bereits jeden Unterschied der Stände, der auf den Südseeinseln überall vorkommt, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse bereits geordnet sind. Ihre Volksversammlungen werden durch eine Muscheltrompete zusammenberufen. Sie singen sehr angenehm und die vielröhrige Panflöte ist auch hier heimisch. Als Hunter landete, ward er feindselig empfangen. Freundschaftsbezeigungen wurden jedoch freundlich erwiedert, und der grüne Zweig war auch hier das Zeichen des Friedens. Nach geschlossenem Frieden wurde um eine junge Palme eine Friedenspyramide errichtet, worauf sogleich ein Tauschhandel begann, der bis zur Abreise Hunters friedlich fortdauerte.

7. Die Bewohner der Salomonsinseln.

Diese Gruppe, eine der größten und schönsten der ganzen Südsee, wurde 1567 von Mendana entdeckt, mit vieler Sorgfalt erforscht, bei dem damaligen Zustande der Schifffahrt jedoch wieder verloren, so daß der Entdecker selbst auf seiner zweiten Reise 1597 sie nicht wiederfand. Den Namen Salomonsinseln verdanken sie den romantischen Träumen der damaligen Zeit: man wollte bei den Einwohnern Gold gesehen haben und zweifelte nun durchaus nicht mehr, daß es endlich gelungen sei, das Ophir zu entdecken, woher Salomo sein Gold bezogen haben soll. Es verflossen nach der ersten Entdeckung beinahe zwei Jahrhunderte ohne neue Kunde von diesen merkwürdigen Inseln. Sie wurden sogar von Carteret neu entdeckt, mit neuen Namen belegt, ohne daß man ahnte, Salomo's berühmtes Goldland wieder aufgefunden zu haben. Kapitän Surville entdeckte ebenfalls einen Theil davon im Jahre 1769, wurde aber im Hafen Praslin von den Eingebornen so übel empfangen, daß er ihnen den Namen der Assafinen oder Meuchlerinseln gab. 1788 nannte sie Shortland Neu-Georgia. Buache war es endlich, welcher darthat, daß diese ganze Entdeckung dem König Salomo und Mendana zugehöre, worauf dann die Wiedereinsetzung Salomo's nebst der Erneuerung der von Mendana den einzelnen Inseln beigelegten Namen erfolgte. Seitdem werden sie unter dem Namen der Salomonsinseln besucht, was jedoch nicht immer ohne Gefahr geschieht. Erst 1827 wurde der Kapitän und Steuermann eines Wallfischfängers, Alfred genannt, von den Eingebornen verspeist, und nur ein glücklicher Zufall rettete die Mannschaft des Schiffs John Bull im Jahre 1828, daß ihr nicht dasselbe widerfuhr. — Die größten Inseln dieser Gruppe heißen Isabelle, Guadalcanal und Christoval, Bougainville und Choiseul. Unverkennbar ist es, daß sie dem großen von Asien sich herabziehenden Urgebirgsstocke angehören und ihrer Pflanzendecke nach noch immer indischer Natur sind. In diesen hohen Ländern, deren Küsten außerordentlich gezackt und zerrissen sich darstellen, fand Mendana mehrere Vulkane in voller Thätigkeit, und Berge, die ihre prachtvollen Umrisse hoch in die Lüfte streckten. Vermöge des vulkanischen ungemein fruchtbaren Bodens haben sich alle diese Inseln einer prächtigen Vegetation zu erfreuen. Von fern schon winken die schwankenden Kronen der uferliebenden Palmen entgegen, die gewöhnlich tiefen Buchten und Häfen sind mit sehr hohem Schilf besetzt. Tiefer im Lande gelangt man in die schönen Pflanzungen, wo das liebliche Grün der Paradiesfeige und

Digitized by Google

der Uranien mit Kokoshainen, Brodbäumen und Yamspflanzungen wechselt. Dringt man noch tiefer in das Innere, so hebt sich allmählig der Boden, aber Waldungen gewinnen bereits nach und nach die Oberhand. Noch immer zeigen sich Palmen, Gewürzbäume und alle jene Gewächse, die zu ihrem Gedeihen die senkrechten Strahlen der Aequatorialsonne bedürfen. Wo nur ein freier Platz ist, in flachen Niederungen, Thalgründen u. dgl., erblickt man kolossale Schilfgewächse und zur Höhe unserer Eichen ansteigendes Bambusgras. Kein Baum zeigt sich hier unter einem Maße von 16—20 Klaftern, die meisten übersteigen das ungeheure Maß von dreißig. Der gebildete Europäer athmet hier in diesen Prachtwäldern, sobald er die untere ungesunde Küste verlassen hat, eine angenehme Luft ein. Alle seine Lebensgeister empfangen in dem Würzduft des tropischen Gartens eine höhere Stimmung. Nur Amerika mag in seinen innern Tiefen, in den sumpfigen Wäldern des Orinoko und Cassiquiare eine ähnliche Fruchtbarkeit darbieten; allein diese Mannigfaltigkeit, Fülle und Frische dieses Lebens erreicht es nicht. — Es ist unbekannt, inwiefern diese Inseln in ihrem indischen Schmucke Thiere beherbergen. Kleine Hunde, Schweine und Vampyre hat man wahrgenommen. Unermeßlich ist die Fülle schöngefiederter Vögel. Es wird einer fünf Fuß langen Eidechse gedacht, einer seltsamen, mit einem scharfen kantigen Rücken und einem Kamme versehenen Kröte. Zwei Fuß lange Schlangen, von der Dicke eines Fingers, oben strohgelb, mit kleinen silbergrauen Quadraten ebenmäßig geschmückt, der Bauch mit knorpeligen Schuppen, sind auch gesehen worden. — Das Meer ist fischreich und Mendana hat die Perlmuschel vorgefunden.

Die Bewohner sind vom Stamme der Papuas; allein die Schattirung ins Malaiische hinüber ist unverkennbar. Sie haben krauses, weiches, kurzes, aber nicht wolliges Haar, eine kleine Stirn, tiefliegende Augen, proportionirte Nase, nicht wulstige Lippen, ein spitzes Kinn mit dünnem Barte. Auf einigen Inseln soll das afrikanische Gepräge indessen mehr hervortreten. Dabei sind sie gut gewachsen, stark, muskulös und von mittlerer Statur. — Von Kleidung wissen sie nichts; beide Geschlechter gehen völlig nackt, nur ein Strickgürtel mit einem Stück Matte um die Lenden, der jedoch von einigen Inseln auch verschmäht wird, zeigt einen Schatten der Bekleidung. Männer und Weiber tätuiren Gesicht, Arme und Beine, bemalen sich auch mit Roth und Weiß, färben das Haar roth, oder bestreuen es wohl auch auf einigen Inseln mit Kalk und Ockererde. In die durchbohrten Nasenknorpel und Ohrlappen werden Muscheln, Knochen, Ringe, Blätter und Blumen gezwängt, und dadurch die Nasenknorpel auf die Lippe, die Ohrlappen auf die Schultern herabgezogen. Sie tragen Armgelenke und Halsbänder aus Muscheln und weißen Steinen, die oft eigroß sind; sie haben auch mit Korallenschnüren umwundene Gürtel. — Die Erzeugnisse des Pflanzenreichs der sie umgebenden Thierwelt, besonders Fische, gewähren ihnen die nöthige Nahrung. Daß sie Menschenfresser sind, daran kann nicht gezweifelt werden, und es ist überhaupt sonderbar, wie so viele Seefahrer sich bemühen die Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, entweder den wilden Völkern geradezu abzustreiten oder die Berichte davon mit unhaltbaren Gründen zu widerlegen. Die Eingebornen, nicht nur in Australien, sondern selbst in den Theilen Amerika's, die schon lange mit Europäern in Verbindung stehen, leugnen es so wenig, daß sie vielmehr mit aller Unbefangenheit bekennen, es schmecke ihnen nichts besser, als ein Ragout aus Menschenfleisch. Die Salomonsinsulaner scheinen auch so wenig zu begreifen, wie die Sache anders sein könnte, daß sie selbst von den Europäern voraussetzten, als einige von ihnen gefangen wurden, man würde ihnen nun ohne weiteres den Bauch aufschneiden und sie braten. — Ihre Hütten sind, wo es das Sumpfland fordert, auf Pfählen gebaut, einfach und leicht. Doch sieht man hier schon regelmäßige Dörfer beisammen, die ein Paar hundert leicht gebaute Hütten, wie es das Klima fordert, enthalten. — Ihrem Charakter nach sind sie, zu Folge aller Schilderungen, keineswegs jenes gutmüthige, harmlose Naturvolk, welches wir auf dem größten Theile der Australinseln zu finden gewohnt sind, obgleich sie Ackerbau treiben, thätig sind, und gewisse Stufen der Civilisation schon überschritten haben. — Speere, Keulen, Bogen und Pfeile, mit scharfen Widerhaken und mitunter wohl auch

Digitized by Google

vergiftet, machen ihre Waffen aus. Die Bogen sind 6 Fuß lang und die Sehnen mit Harz bestrichen. Die Speere haben beinerne Spitzen und die Keulen sind aus sehr hartem rothem Casuarinerholz mit zackigem Beile geschnitzt. An den Armen tragen sie Schilde, womit sie Pfeile und Sonnenstrahlen abhalten. So oft Europäer sich ihnen näherten, waren sie zum Kampfe bereit und haben ihren Boden mit römischer Tapferkeit vertheidigt. Sie selbst unter einander führen wohl auch beständigen Krieg. — Ihre Wasserfahrzeuge, Piroguen, sind vollkommener, als die der Louisiade. Sie sind aus mehreren Stücken zusammengesetzt und zeugen von großer Erfahrung in der Schifffahrt. Die Form derselben ist sehr zweckmäßig und künstlich, die Arbeit schön und vollendet. Sie sind mit farbigem Holze und Perlmutter ausgelegt, haben vorn und hinten hohe Schnäbel, werden durch schaufelförmige Ruder mit ungemeiner Gewandtheit gelenkt. Die Bewohner der kleinen, im Nordwesten von Bona Vista gelegenen, Insel Arsaciden bauen Kähne, welche ziemliche Kunstfertigkeit verrathen (s. Taf. XI.) Die Kriegsfahrzeuge sind über 50 Fuß lang und 6 Fuß breit und können 40 Mann fassen, welche sämmtlich Raum darin haben, sich kämpfend zu bewegen. Und doch sind ihre Werkzeuge sehr unvollkommen; Messer aus Kieselsteinen oder Perlmutter, ein Beil aus harten Muscheln und scharf gewetzt sind ihre Instrumente. Die Fugen der Kähne füllen sie mit schwarzem Mastix (dem Harze des immer grünen Mastixbaums) aus, und haben sogar die Kunst, aus dem Balsam Takamaka Lichter zu bereiten, die heller als Wachskerzen brennen, erfunden. Außer diesen Künsten haben sie aber auch die erfunden, ihre Feinde zu vergiften. Dies ereignete sich erst im Jahre 1828, als der Wallfischfänger John Bull in einem ihrer Häfen Anker warf. Mit der größten Freundlichkeit näherten sich ihm die Eingebornen, brachten Yams und andere Eßwaaren zum Geschenk. Der Kapitän war eben im Begriff, eine geröstete Yamswurzel zum Munde zu führen, als ein junger Eingeborner, der zufälligerweise schon länger auf dem Schiffe war, hinzusprang, und durch lebhafte Geberden vom Genuß derselben abmahnte, indem er durch Zeichen zu verstehen gab, daß der Genuß der Wurzel tödten würde. Man untersuchte nun die Wurzel und fand sie mit Gift überzogen, das schnell und plötzlich tödtet. Die Eingebornen ergriffen sogleich die Flucht, wurden von einem Wallfischboote verfolgt, leisteten jedoch tapfern Widerstand, und erst als mehrere von ihnen verwundet und getödtet waren, ergriffen sie die Flucht. Nur durch einen Zufall entging also der Kapitän dem Schicksal, welches einige Zeit vorher den Alfred getroffen hatte. Dieses zeigt mehr als alles Andere, daß wir es nicht mehr mit unbefangenen Naturkindern, sondern mit Leuten zu thun haben, die bereits mit den Vortheilen und Lastern mechanischer Entwickelung ziemlich gut vertraut sind. — Der Verkehr mit den Europäern war bisher höchst unbedeutend, und außer den Spaniern, die vor ein Paar hundert Jahren sich gewaltsamen Eingang und Aufnahme zu verschaffen wußten, ist noch Niemand bei ihnen gastlich aufgenommen worden. Die wenigen Nachrichten von ihnen verdanken wir einem Eingebornen, welchen Kapitain Sürville in den Hafen Praslin an sich gelockt und bei sich behalten hatte. Wie überhaupt seine Landleute, die außerordentlich scharfsinnig, gelehrig und voll natürlicher Anlagen sind, lernte auch dieser Eingeborne bald Französisch, betrug sich gut, loderte wohl bisweilen in wildem Jähzorn auf, besänftigte sich aber auch schnell wieder. Von ihm erfuhr man Alles, was man bis jetzt von ihnen weiß. — Sie haben eine Art von Verfassung, die Aeltesten stehen in sehr großem Ansehen, doch scheinen die Häuptlinge noch größeres Ansehen zu besitzen. Ein aus zwei Federn bestehender Busch, die niemand anrühren darf, ist das Zeichen der Würde. Die Gewalt der Oberhäupter ist sehr groß. Die Unterthanen müssen von dem Ertrag der Ernte, des Fischfangs, der Beute einen Theil, den der Häuptling nach Belieben auswählt, abgeben. Das Strafrecht ist bereits eingeführt und grausam. Wer etwas ungezehndet in seine Hütte bringt, oder zufällig in den Schatten eines Häuptlings tritt, wird mit dem Tode bestraft. Die Reichen können sich durch einen Theil ihres Vermögens loskaufen. Es giebt Adelige und Gemeine, Herren und Sklaven; diese letztern sind besonders Kriegsgefangene. Das abscheuliche malaiische Lehnsystem, die wahre Geißel des indischen Archipels, ist bereits hier eingeführt. — Auch einiger Handel wird

Digitized by Google

getrieben in den Piroguen; man unternimmt ziemlich weite Reisen zu Menschen, die weißer sind als sie, wo sie bemalte Zeuge eintauschen und sich auf ihrer Fahrt nach dem Laufe der Gestirne richten. — Sie sind weder ohne Religion, noch Kultus. Sie glauben an eine Zukunft, an eine Belohnung und Bestrafung, so wie daß die Geister der Verstorbenen mit den Lebenden in Verbindung treten können. Ihre Häuptlinge scheinen zugleich das Priesteramt zu verwalten, denn man sah, daß jedesmal zu Anfang einer Schlacht der Häuptling betend seine Hände gen Himmel erhob, die höhern Mächte um Beistand anrief, und mit vielem Nachdruck und Geberdenspiel Reden an sein Kriegsheer hielt. Die Vielweiberei ist unter ihnen herrschend. Wie auf Neuholland verlobt man die Mädchen schon in der frühesten Kindheit, wo sie dann hier sogleich ihr Schwiegervater übernimmt und für seinen Sohn auferzieht. Stirbt Jemand, so wird sein Leichnam auf einem hohen Gerüste aufgestellt, darunter eine Grube gegraben, welche das Fleisch, das theils von den Knochen abgeschabt, mitunter auch wohl von Raubvögeln abgenagt wird, aufnimmt. Das Skelett wird in das gemeinschaftliche Stammbegräbniß gelegt, die Grube zugemacht und eine Hütte darüber gebaut. Die Gräber der Kinder bestreut man mit Blumen (s. Taf. XI.)

8. Die Bewohner der Charlotten oder Santa Cruz-Inseln.

Der glückliche spanische Seefahrer Mendana hatte die Salomonsinseln entdeckt, und für die Krone Spaniens in Besitz genommen, und weil er dort Gold sah, so führte er 28 Jahre nach der Entdeckung eine Kolonie im Jahre 1595 dahin. Er fand jedoch die Salomonsinseln nicht wieder auf, statt derselben aber die Marquesasinseln und den Archipel von Santa Cruz (kruß). Diese Entdeckung geschah am 8. August 1595, ging jedoch in Vergessenheit über, bis 1767 Carteret diese Inseln wieder entdeckte, und d'Entrecasteaux 1793 noch genauer erforschte. Die wiedergefundenen wurden zwar als eine neue Entdeckung mit englischem Namen belegt, erhielten jedoch, da man den Irrthum einsah, ihren ursprünglichen Namen Santa Cruz wieder zurück. Die größte Insel ist Santa Cruz oder Egmond auch Antani genannt, wo die Bai Graciosa. — Die Insel Recherche (11° 41′ S. 175½° W.) hat neuerlich die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich gezogen; sie ist das von Dillon genannte Wanikoro oder Wanikolo, auch Mannikolo, in dessen Nähe la Peyrouse Schiffbruch litt. Dillon fand die Nachricht vor, daß vor 40 Jahren zwei Schiffe auf den furchtbaren Klippen, womit die Insel umringt ist, verunglückt seien. Das eine ging vor Tamana auf dem Riff verloren, welches die Insel auf eine Entfernung von zwei Meilen ganz umgiebt, und scheint längs dem Riff geschleift worden zu sein, ohne daß Jemand entkam. Das andere Schiff scheiterte im Westen der Insel, vor dem Dorfe Pagu, und wurde in das Innere des Riffs geworfen, wo man noch unter dem Wasser Kanonen, Kugeln und zwei Anker sieht. Ungefähr 20 Mann und ein Anführer retteten sich auf Wanikoro, wurden von den Eingebornen übel empfangen, mußten sich schlagen, bauten sich aber ein kleines Fahrzeug und verließen die Insel. Die geheimnißvolle Art, womit die Eingebornen der Sache erwähnen, läßt noch etwas Schlimmeres vermuthen. Dillon und d'Urville (1827) fanden noch einige Trümmer von den Geräthschaften beider Schiffe, die sie nach Frankreich brachten. Die Menschen sind leider verloren, und Niemand gab von den verunglückten Landsleuten Kunde. Durch einen unglücklichen Zufall fuhr d'Entrecasteaux an Wanikolo vorüber, sah die Insel, legte ihr den Namen seines Schiffes, la Recherche, bei; besuchte sie, die der Zweck seiner Expedition war, nicht, obwohl sie alle seine Wünsche erfüllt hätte. Eine Kupferplatte wurde unter militärischen Ehrenbezeigungen an die Felsen geheftet, die das Andenken an la Peyrouse und seine Gefährten erhalten soll. — Dieses Meer ist voll Inseln und Klippen, und die Gefahren, welche so manches Schiff zerstörten, sind leider noch nicht einmal aufgefunden, vielweniger bestimmt.

Alle Inseln dieses Archipels sind nur von sehr geringer Größe und selbst die größte hält nicht über 10 geogr. Quadratmeilen. Ihrer natürlichen Beschaffenheit nach sind sie theils hohe vulkanische Inseln, theils niedrige Koralleninseln, aber überall von Korallenriffen umgeben. Man kann sich daher selbst der Hauptinsel nicht ohne

Digitized by Google

Gefahr nahen, ob sie gleich einen guten Hafen hat. Reich von der Natur ausgestattet bemerkt man hier doch schon eine Abnahme der indischen Insularvegetation. Die größeren Säugethiere sind alle Hausthiere, den Vampyr ausgenommen, wiewohl auch diese häßliche Fledermaus die Häuser besucht. Die Arten der Vögel sind auch hier schön und zahlreich; Hohlschnäbler, Hühner, Reiher, Enten und Gänse. Einige schwarze Eidechsen, Ameisen, Insekten, aber eine bedeutende Plage weniger als bei den bisher beschriebenen Ländern, keine Muskitos sind zu finden. Die Arten der Pflanzen nehmen hier, trotz den üppigen Vegetation, ab. Dagegen nährt sich der Mensch schon von veredelter Brodfrucht ohne Kern. Bataten, Pisang, Kokos, Breiäpfel, dreieckige Nüsse u. s. w. bilden schöne Pflanzungen. Labillardiere erwähnt einen Baum, der mit großen Blättern mannskopfgroße Früchte trage, welche die Gestalt von Tannzapfen haben, und deren Saame den Mandeln gleicht; desgleichen andere fruchtbare Bäume Faserngewächse, woraus Netze bereitet werden; eine Aloeart, die Oel liefert, eine Pflanze, welche Azurblau giebt, eine Indigospecies, mehrere Arten von Rohr und Gewürzen.

Die Bewohner sind eine gemischte Menschenfamilie, Papuas zwar, die jedoch durch Vermischung bedeutende Veränderungen erlitten haben; vielleicht ist auch etwas spanisches Blut darunter gekommen, denn von der Niederlassung, die Mendana hier versuchte, hat nichts mehr verlautet. Sie gehen ganz nackt, schnüren sich die Hüfte mit einer Schnur ein, tätowiren sich, besonders auf dem Rücken, malen sich den Körper, pudern ihr Haar röthlich und schmücken es mit Blumen, vertilgen den Bart, durchbohren Nase und Ohren, die sie mit Schildpattringen zieren, Arm- und Halsschmuck aus Korallen, Knochen, Ebenholz, Zähne u. s. w. sieht man an jedem, und einen der Insulaner sah Labillardiere einen runden Alabaster auf der Brust tragen. — Ihre Wohnungen stehen auf Pfählen und man steigt mittels Handleitern hinein. Die Häuser sind in zwei Gemächer abgetheilt und mit Palmblättern gedeckt. Es zeigen sich hier Dörfer, die bis 20 Häuser enthalten, einen Platz mit geschnitzten Götzenbildern und ein Rathhaus mit Fasces oder Pfeilbündeln geschmückt. Die Bewohner dieser Dörfer sind schon um einen bedeutenden Schritt weiter in der Kultur vorgerückt. Nicht nur besitzen sie reichliche und ordentliche Pflanzungen, sondern dieselben sind auch mit steinernen Mauern eingefaßt. Sie haben nicht nur Netze und Speere für den Fischfang, sondern auch ordentliche Angelruthen mit knöchernen Haken. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Keulen und Speere, und sie treffen mit ihren Schleudern auf eine Entfernung von 200 Fuß richtig ihren Mann. Sie bauen ordentliche Piroguen aus mehreren Baumstämmen, die sie trefflich zu regieren verstehen und womit sie weite Reisen machen. — Sie sind tapfer und haben den Europäern immer Stand gehalten. Sie haben schon einen Begriff von Handel und gehen dabei sehr vorsichtig zu Werke. Die Weiber flechten niedliche Körbe, Matten, Stricke, Angelschnüre und andern Hausrath, und, was gewiß merkwürdig ist, die Weiber tragen einen Rock, der bis auf die Knie herabfällt, und hüllen den übrigen Körper nebst dem Kopfe in ein Tuch aus einheimischem Zeuge; ein großer und bedeutender Fortschritt zur Civilisation! Betelkauen ist allgemeine Gewohnheit. Man trifft hier auch die Sitte, die im östlichen Theile des stillen Meeres so oft vorkommt, den Freundschaftsbund durch Namentausch zu versiegeln. Auch hier scheint das malaiische Feudalsystem nicht ganz fremd zu sein. Die Häuptlinge der Insel entscheiden über Krieg und Frieden und haben großes Ansehen. — Der ganze Archipel ist stark bevölkert, und sowohl Spanier als Franzosen versichern, manchmal 70 bis 80 Piroguen mit 20 und mehr Mannschaft bemannt beisammen gesehen zu haben. Ihre Sitten kommen denen der Papuas so ziemlich gleich. Sie haben mehrere Weiber; Priester und Zauberer feiern Feste, bei welchen sie die Götter mit Gesängen ehren; ob sie auch Menschenopfer bringen, ist nicht bekannt, aber Menschenfleisch verschmähen sie nicht.

Die Bewohner der Insel Tukopia sind sehr gutmüthig, lassen aber doch in jeder Familie nur zwei Knaben am Leben, um Uebervölkerung und Hungersnoth zu verhüten, da die Insel keine Schweine und nur wenig Geflügel und Fische hat, die Nahrungsmittel also nur aus dem Pflanzenreiche genommen werden. Krieg ist unbekannt, aber Diebstahl sehr gewöhnlich. Tromelin fand auf die

Digitized by Google

ser Insel unter andern einen preußischen Matrosen Bucher, der sich hier häuslich niedergelassen und mit einer Eingebornen verheirathet hatte. Er wollte nicht wieder in seine Heimath, trotz der glänzenden Anerbietungen der Franzosen.

9. Die Bewohner der Neuhebriden oder heiligen Geist-Inseln.

Schon zu Anfange des 17. Jahrhunderts haben die spanischen Seefahrer einige Inseln dieses Archipels gesehen. 1606 gelangten Torres und Quiros an die hohen Inseln desselben; sie landeten in der Bai St. Jago, dann in einem noch sicherern Hafen Vera Cruz und weilten eine geraume Zeit auf dieser großen Insel, welche sie Espiritu santo nannten, für die spanische Krone in Besitz nahmen und eine Stadt, das neue Jerusalem, zu gründen suchten, der jedoch von den Eingebornen sehr bald das Schicksal des alten Jerusalem bereitet wurde. Bougainville, welcher 162 Jahre darauf jene Inselgruppe besuchte und die Eilande: Pentecoste, Aurora, Pik de l'Etoile und der Aussätzigen (Lepreux) fand, nannte sie die großen Cycladen. Endlich kam Cook dahin und fand nebst Mallicollo auch die ganze Reihe des südlichen Archipels auf, denen er den Namen der neuen Hebriden beilegte. 1789 fand Bligh auf seiner zweiten Reise die Banksinsel, und seit dieser Zeit sind sie öfter besucht worden. Der ganze Archipel hat den Namen beibehalten, welchen Quiros der Hauptinsel gab und so heißt er denn bis heute der heil. Geistarchipel. — Diese zahlreichen Inseln, alle von sehr mittelmäßigem Umfange, (die größte ist Espiritu santo, über 15 Meilen lang) sind theils hohe vulkanische Inseln, theils niedere Motous, und Vulkane mit einem breiten Korallenstrand, wie z. B. die Insel Ambrym, von deren Pik Forster Dampfsäulen aufsteigen sah. Der Strand zeigt sich bei einigen steil und hoch, und die Brandung ist überall ungestüm; andere zeigen dagegen einen flachen, niedrigen Strand; aber von Korallenriffen sind fast alle umgeben. — Die Hitze ist in diesem Archipel sehr groß, die Witterung jedoch im Allgemeinen sehr geregelt. Die tropischen Regen fallen zur gehörigen Zeit sehr häufig, sind aber auch in der trockenen Jahreszeit nicht selten. Heftige Stürme und Erdbeben sind hier, wie in allen Gegenden Australiens, Neuholland ausgenommen, natürlich nicht ungewöhnlich. Seewinde kühlen und erfrischen diese Eilande; doch soll die mittlere Jahrestemperatur auf 19° Reaum. ansteigen. — Der theils vulkanische, theils neptunische Boden ist sehr fruchtbar, und wenn auch die Feigen-, Gewürz- und Palmenarten der indischen Erde fehlen, so sind dennoch die Erzeugnisse dieser Inseln immer noch außerordentlich zahlreich. Noch immer sieht man zwei bis vier Gattungen Feigen, Kokos- und Kohlpalmen, Pisangs, Muskatbäume, Granatäpfel u. s. w. Von den Rohrarten zeigt sich das Zuckerrohr von der tahitischen Art. Ferner gedeihen die Yams außerordentlich, mehrere Arten der Aaronswurzel, die Brodfrucht, Bataten, Kürbisse u. s. w. Alle diese genannten machen hier, nebst noch einigen Schling- und Wurzelpflanzen die zahlreichen und mannigfaltigen Gegenstände eines wirklich anmuthigen Ackerbaues aus. In den Wäldern stehen die Casuarinen mit ihrem festen Holze, aus welchen die südseeischen Keulen gebildet sind, die verschiedenen Schlingpflanzen, die schönfarbigen Winden, welche sich an den gewaltigen Bäumen emporschlingen, der Riesenbaum Australiens, die ficus religiosa u. a. — Das Thierreich ist keineswegs so zahlreich als die Pflanzenarten; das Meer ist hier selbst an Muscheln und Weichthieren nicht besonders reich. Auch von den Amphibien fand man nichts Bedeutendes; aber von Fischen wimmelt die See, welche indessen nicht allezeit wohl bekommen, denn einige Leute von Cooks Schiffen, welche Seebrachsen mit dem besten Appetit gegessen hatten, fühlten sich bald darauf vergiftet. Fur die Jagd findet sich reicher Stoff in den zahlreichen Ratten, Vampyren und Fledermäusen. Häuslich hat sich nur das Schwein niedergelassen und Cook fand nicht einmal Hunde.

Die Bewohner des h. Geistarchipels (etwa, nach Forster, 200,000 auf 200 engl. Quadratm.) sind Papuas. Sie gehen unbekleidet und nur eine Schnur um die Lenden schnürt den Unterleib ein. Weiber tragen eine faserige Schürze, einem Strohwische nicht unähnlich. Forster beschuldigt sie geradezu, daß dies aus Eitelkeit geschehe, um desto mehr zu gefallen. — Sie füh-

Digitized by Google

an ein ziemlich geselliges Leben und scheinen durch vielerlei Bande unter sich verbunden zu sein. Sie haben musikalische Instrumente, als Trommeln, Lärmmuscheln, die zugleich im Kriege dienen, und die Panflöte. Sie lieben Musik, Gesang und Tanz, und selbst in neuerster Zeit haben die französischen Seefahrer durch ein Paar Duetten großes Entzücken hervorgebracht und reichen Beifall eingeerntet. Ihre Gesänge sollen aber auch sehr harmonisch und modulirt sein: sie lieben mehr sanfte, nachklingende, als rauschende und lärmende Töne. Gemeinschaftliche Vergnügungen dieser Art füllen die Abende dieses Völkchens aus, dessen Blut leicht und ätherischer Natur sein soll. Ihre Waffen, Geräthschaften und Kanots verfertigen sie mit großer Sorgfalt. Sie weben große Matten, haben Begriffe von der Kochkunst, indem sie Pisangs rösten, und aus verschiedenen Vegetabilien, mitunter, wenn sie es haben können, mit ein wenig Menschenfleisch, gute Puddings zu bereiten verstehen. Kriege führen sie häufig, sind tapfer und essen ihre Gefangenen auf. Ob Vielweiberei bei ihnen eingeführt ist, wissen wir nicht. — Sie wohnen in Häusern, die äußerst einfach sind, indem das Dach unmittelbar auf dem Boden aufliegt. Die größten dieser Hütten sind 9 bis 10 Fuß hoch, eben so breit und 30 bis 40 Fuß lang. Sie bestehen aus neben einander aufgerichteten Pfählen, die an der Spitze mit einander vereinigt sind und über welche starke Matten gebreitet werden. Ihr Hausrath besteht aus Matten, Körben, Kalebassen, Schminkdöschen, steinernen Aexten, Speeren, Schleudern, Bogen, Pfeilen und Keulen. Ohne Schleuder und Steine gehen sie nie aus. — Sie leben unter eigenen Häuptlingen, denen sie jedoch nur eine beschränkte Macht gestatten. Die Würde scheint erblich zu sein, was indeß die Beschränkung erleidet, daß der Sohn eines Häuptlings nur unter der Bedingung Ansprüche auf die Würde seines Vaters hat, wenn er wacker genug ist, um keinen Wackerern zur Mitbewerbung zu reizen. Ihr Unterscheidungszeichen ist der Titel Ariki und der des Kronprinzen, Kautosch. Sie tragen einen weiß, roth und schwarz gestreiften Leibgürtel. Als indeß einer der Häuptlinge den Britten eine Kokosnuß zum Zeichen der Freundschaft überreichen wollte, hatte Seine Majestät so wenig Gewalt über die Unterthanen, daß dieselben in höchsteigner Person die Kokosnuß von dem Baume holen mußten. — Sie sind nichts weniger als ohne Religion, haben ihre Morais und ihre Anführer scheinen Priester zu sein. Ihre Gottheit feiern sie in heiligen Hainen durch Gesänge, welche Forstern in den stillen Abenden ziemlich wohltönend vorkamen. Auch scheinen sie einen Begriff weiblicher Würde zu haben, denn die Weiber sind zurückhaltend und anständig, leben aber in großer Abhängigkeit, und es bleibt unentschieden, ob ihre Enthaltsamkeit wirklich die Frucht der Züchtigkeit, oder des Zwanges sei.

Die Bewohner der Hauptinsel, Espiritu santo, haben Kanots mit dreieckigen Segeln, gehen nackt, sind von schöner Statur und starkem Gliederbau. Diese dunklen Körper, sagt ein Reisender, gleichen bronzenen Statuen mit ihren starken Gliedern, ausgeprägten Muskeln, krausem Haar und Bart. Ein schmaler Gürtel um den Leib, wovon hinten und vorn ein langes 5″ breites Stück Matte unter die Kniee herabhängt, ist ihre Bekleidung. Aus den Zeiten des Quiros, der hier Neu-Jerusalem gründen wollte, muß die Bekanntschaft mit dem Eisen herrühren, welche sie zeigten, da Cooks Schiffe die Insel umsegelten. Sie äußerten über die Nägel große Freude. Als Freundschaftszeichen gilt auch hier der grüne Zweig. Ihre Sprache scheint dieselbe, wie auf den Freundschaftsinseln zu sein und von der des übrigen Archipels verschieden. Sie verstehen Steine zu poliren, irdene Töpfe und hölzerne Näpfe zu verfertigen. Matten aus Baumrinden zu weben und Werkzeuge für den Hausgebrauch und Gartenbau zu verfertigen. Sie besitzen Morais und Begräbnißplätze. Forster setzt hinzu: Sie tragen auf dem Scheitel einen Federbusch, manche hatten eine weiße Muschel vor die Stirn gebunden, noch andere haben ein Palmblatt wie eine Mütze um den Kopf gewickelt und Armbänder aus Muschelwerk.

Als Bougainville im Jahr 1768 die Insel der Aussätzigen (isle des Lepreux) (s. Taf. XII.) entdeckte, fand er die Eingebornen mit Aussatz behaftet, und gab ihr deshalb jenen Namen. Die

Digitized by Google

Eingebornen, welche später Forster von fern sah, waren nackt, mit einem Strick um den Unterleib; auf dem Kopfe hatten sie etwas Weißes, und waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet.

Die Bewohner der Insel Mallicollo werden uns geschildert als Menschen von der Papuasart mit dem vollkommensten Ausdruck dieser Völkerfamilie: nicht schön nach unsern Begriffen, aber wohlgebaut, gelenkig, stark, munter und zufrieden. Sie sind außerordentlich lustig, geschwätzig, bereit jede Unbill abzuwehren, ungereizt aber freundlich, sanftmüthig und zuvorkommend. Sie gehen ebenfalls nackt, mit einem Strick um den Leib, die Mädchen und Jungfrauen mit einem Faserngürtel. Sobald Cook in den Hafen eingelaufen war, näherten sich die Eingebornen mit grünen Zweigen von Dracaena terminalis und dem schön gestreiften Croton, und begrüßten die Schiffe mit dem Ausdruck: Tomar oder Freund. Beachtenswerth ist die Ceremonie, womit sie den Offizier bewillkommt hatten, der früher den Hafen sondirte. Ein Kanot kam dicht an die Schaluppe, die Männer darin hielten grüne Zweige in die Höhe, schöpften Wasser in die hohle Hand und gossen sichs auf die Köpfe, und waren äußerst zufrieden, als dieser Gruß von dem Offizier der Schaluppe erwiedert wurde. Sie waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, folglich zu Krieg und Frieden gleich aufgelegt. Die Geschenke an tahitischen Zeugen vergalten sie dadurch, daß sie ihre Pfeile dagegen überreichten. Sie plauderten unaufhörlich mit den Ankömmlingen und unter sich selbst, fletschten auch wohl aus Freundlichkeit die Zähne dazu. Erst mit Einbruch der Nacht, und da man ihnen kein Gehör mehr gab, gingen sie ans Land zurück, wo sie die ganze Nacht hindurch tanzten und trommelten. Forster sagt, daß sie das geschickteste, verständigste und gutmüthigste Volk seien, welches er in der ganzen Südsee kennen gelernt hätte. Sie kamen ganz unbefangen auf das Schiff, kletterten am Tauwerk auf und ab, freuten sich wie Kinder über Alles, was sie sahen, und wurden entzückt über die Kleinigkeiten, womit man sie beschenkte. Einer der Eingeborenen konnte der Begierde nicht widerstehen, auch auf das Schiff zu kommen, aber ein Matrose stieß ihn zurück. Ein wiederholter Versuch ward auf ähnliche Art zurückgewiesen. Der Eingeborne legte nun einen Pfeil auf den Matrosen an, was sogleich dem Kapitän angezeigt wurde, der auch ohne Weiteres eine Musketenkugel abschoß, die glücklicher Weise nicht traf. Zum Ueberfluß schoß man nun dem Eingebornen das Gesicht voll Schrot, worauf denn dieser losdrückte, daß der Pfeil tief in den Mast eindrang. Die armen Naturkinder flohen nun freilich voll Schreck an den Strand, doch mußte ihnen zum heilsamen Warnungszeichen noch eine Kanonenkugel nachgesandt werden. Trotz dieser Brutalität versöhnten sich die guten Mallicoller wieder mit ihnen, brachten sogar eine Anzahl Schweine als Zeichen der Freundschaft dar. Dahin jedoch konnte es nicht mehr gebracht werden, daß man diese unbescheidenen Fremdlinge tiefer in das Land gelassen hätte. Auch lieferte man in den Tausch wohl einheimische Industriewaaren u. dgl., aber keine Lebensmittel.

Als die Eingebornen der Insel Tanna, auf welcher Cook einen brennenden Vulkan fand, den sie wahrscheinlich als ein Heiligthum betrachteten, den Britten mit aller Gewalt den Zugang zu demselben verwehrten, kam es auch hier zu Händeln und die Kanonenschüsse trieben die Wilden schnell dem Strande zu. Ein junger Held blieb indessen bei dem Krachen der Kanonen, die nach dem Strand gefeuert wurden, ruhig lächelnd in seinem Kanot stehen. Der längere Aufenthalt Cook's war von einer Reihe Brutalitäten begleitet; dennoch hörte dieses gute Volk nicht auf, sich immer wieder durch ein Paar Korallen oder Nägel versöhnen zu lassen, und selbst als ein niedriger Matrose, veranlaßt durch einen Offizier, einen jungen Tanneser ohne alle Veranlassung über den Haufen schoß, ließ man sich doch wieder besänftigen. Diese Züge belehren uns am besten, daß die Südseeinsulaner wahrhaft gutmüthige, einfache, kindliche und gemüthvolle Wesen sind, wahre Naturmenschen und keine Verwilderten. Uebrigens sind die Tanneser eben so nackt, wie die Mallicoller, aber noch scharfsinniger und empfänglicher, als sie, auch viel muthiger und von einem wahren Heldengeiste beseelt. Schon Kapitän Wallis rühmt den Muth dieser Helden, und Forster gesteht mit ihm, daß

Digitized by Google

n in ihnen die Helden Homer's wiedergefunden habe. Sie haben ihre Sänger und Redner, und ganze Nächte sitzen sie um das Feuer herum mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit ihren Rhapsoden zuhörend, welche in eintönigen Gesängen wahrscheinlich die Thaten der Vorfahren vortragen. Sobald der eine aufhört, fängt der andere an, in demselben Tone fortzufahren.

10) Die Bewohner Neu-Caledoniens.

Neucaledonien, eine 325 Quadratmeilen große, 60 Meilen lange und 10—15 Meilen breite Insel, 300 Stunden von der Ostküste Neuhollands, welche Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise 1772 auffand, und sie Neucaledonien nannte, weil er zwischen den Bergen dieses Landes und den irischen Bergen einige Aehnlichkeit zu bemerken glaubte, auch den Namen der Insel von den Eingebornen nicht erfahren konnte. Die Westküste besuchte d'Entrecasteaux im Jahre 1792, und späterhin wurde dieses Land auch von anderen Seefahrern besucht. Die südlichen, westlichen und nördlichen Küsten sind mit furchtbaren Felsenriffen umgeben, welche den Zugang bis jetzt unmöglich gemacht haben; blos an der Ostseite können sich die Schiffer mit weniger Gefahr der Küste nähern, obgleich auch da sich mehrere Korallenriffe zeigen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die sich stufenweise 3200 Fuß hoch erheben, durchzieht die ganze Insel und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. — Das Klima ist der Lage des Landes angemessen; es liegt an der Grenze der Tropen. Der Boden, welcher nicht leicht auf einer Südseeinsel so viele kahle Stellen darbietet, als hier, wirft die senkrechten Strahlen zurück, wodurch dann die Temperatur ungemein erhöht würde, wenn der kühlenden Seeluft nicht von allen Seiten der Zugang gestattet wäre. Durch letzteren Umstand ist daher die Luft mild, gesund und stärkend. Dennoch bemerkten Forster und seine Gefährten bei Einigen Aussatz, Geschwülste, besonders häufig die Elephantiasis. Auch bemerkte hier Forster einen Kakerlak *) mit vollkommen blonden Haaren und weiß am ganzen Körper, hin und wieder mit Flecken, wie Blattern. Obwohl nun Naturforscher diese allezeit nur bei einzelnen Individuen vorkommende Erscheinung einer Kränklichkeit und Schwächlichkeit des Körpers zuschreiben, so war dieses Individuum dennoch vollkommen gesund und von starkem, kräftigem Körperbaue. — Die Pflanzendecke ist hier nicht mehr die, welche von Neuguinea an bis zum h. Geistarchipel ihre Pracht vor uns entfaltete. Die Palmen sind bis auf die Kokospalme verschwunden und selbst diese zeigt nur einen verkrüppelten Wachsthum, und obschon die Brodfrucht gedeiht, so scheint dennoch hier die Vegetation mehr der neuholländischen, als indischen ähnlich zu sein. Man sieht hier bereits jene Melaleuken **), welche die Rinde abwerfen, so wie auch mehrere Arten Gewächse, die dem benachbarten Neuholland an-

*) Kakerlaken (Albinos, weiße Neger, Blafards, Leukäthiopes, Dondos) fand man ehemals auf der Erdenge von Panama und an den Mündungen des Ganges, und beschrieb sie als Individuen einer besondern Menschenart; indessen sind sie von neueren Naturforschern in verschiedenen Gegenden Europas, z. B. in der Schweiz, in Frankreich, in den Rheingegenden, in Tyrol ꝛc., ebenfalls wahrgenommen worden. Die Kakerlaken sehen mißfahl oder leichenhaft aus, und unterscheiden sich von den echten Weißen nicht nur durch ihre runzelige Haut, sondern auch durch ihre rothen Augen, denn das schwarze Pigment fehlt, und sie daher beim vollen Licht des Tages nicht ganz öffnen können. Da sie beim Mondschein und im Dunkeln ziemlich gut sehen können, und deshalb auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, so werden sie von Linné und andern Naturforschern Nachtmenschen genannt. Wenn sie von wirklichen Negern abstammen, ist ihr Haar wollartig; stammen sie aber von Ostindiern ab, so ist es weniger kraus; doch allezeit milchfahl und wässrig, wie ihre Haut selbst. Dabei sind sie nicht nur außerordentlich dumm, sondern auch von einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit, und erreichen fast niemals die Größe der Völker, zu denen sie ihrer Geburt nach gehören. Aus diesem Grunde sind sie selten fähig, Kinder zu zeugen; wenn sie aber diese Kraft haben, so werden die Nachkommen wie die Eltern. Der Name Kakerlaken wird sowohl im Allgemeinen von den sogenannten Albinos, die stets weiß sind, als auch von den eigentlichen Kakerlaken gebraucht, deren braune Haut mit weißen Flecken gesprenkelt ist. Nur wenige haben sich durch besondere Geistesanlagen ausgezeichnet und eine wissenschaftliche Bildung erlangt.

**) Der Melaleukus kommt auch auf den Molukken vor, und aus seinen Blättern wird daselbst der Cajeputbalsam bereitet. Die Stämme stehen einzeln 20 bis 30 Schritt aus einander; an der Wurzel sehen sie meist schwarz und wie verbrannt aus, die lose schneeweiße Rinde hängt zu Zeiten liederlich herab, und weiße, wohlriechende Blatter schmücken die Krone.

Digitized by Google

gehören. Unterholz und niedriges Gebüsch ist zwischen den dünnstehenden Bäumen nirgends zu sehen, und selbst das Gras mager und nicht häufig. Der sumpfige Strand ist mit Manglebäumen und dicken Rohrarten besetzt; die Zahl der Kräuter und Pflanzen an den Bergabhängen ist indessen noch immer zahlreich genug. In Pflanzungen werden gezogen: das Arum, Yams, Zukkerrohr, Pisangs, und ein von dem der übrigen Südseeinseln verschiedener Brodfruchtbaum. Im Ganzen scheint jedoch das Land seine Bewohner, deren Zahl nicht groß ist, nur karg zu nähren, da zumal die Thierwelt nicht hinreichende Nahrung darbietet. Weder das Schwein, noch der Hund wurden von Cook's Begleitern vorgefunden und ein Paar Schweine, welche dieser auf der Insel zurückließ, erregten bei den Einwohnern Furcht und Abscheu, so daß man sie gar nicht annehmen wollte. Das Meer liefert indeß viele Arten Schalthiere und Mollusken, häufige Fische, welche auch die Einwohner geschickt zu fangen verstehen. Unter diesen sind jedoch einige Arten, besonders ein Tetraodon mit unförmigem Kopfe, außerordentlich giftig. Cook und die beiden Forster mußten den Genuß von ein Paar Bissen der öligen Leber beinahe mit dem Leben bezahlen. Die giftige Beschaffenheit dieses Fisches rührt nicht, wie bei andern Arten mitunter der Fall sein mag, von der giftigen Nahrung des Thieres her, sondern scheint der Art wirklich eigenthümlich zu sein, da die Eingebornen sich mit Abscheu von dem Fische hinwegwandten, ihn auch nicht annahmen, sondern durch Zeichen zu erkennen gaben, daß man ihn ins Meer werfen möge. Das Geschlecht der Vögel ist schön und zahlreich. Es giebt auch mehrere Singvögel, deren Melodieen einen sehr angenehmen Eindruck auf das Gemüth machen. Forster behauptet, unsere Krähe daselbst gefunden zu haben. Raben, Tauben, Elstern, Papageien u. s. w. sind häufig; das Huhn ist das einzige Hausthier, und der Vampyr, vielleicht auch einige Seekälber, die einzigen Säugethiere.

Die 120,000 kastanienbraunen Bewohner (s. Taf. XII.). sind Papuer, haben in der Physiognomie viele Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Vandiemensland und reden eine von allen Sprachen der Südseeinseln abweichende Sprache. — Kleidung ist ihnen unbekannt. Sie gehen alle nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Männer bedecken den Kopf mit aus Bast geflochtenen, den Husarenmützen nicht unähnlichen Mützen, um welche die aus Schnüren verfertigte Schleuder gewunden ist. Manche schmücken noch ihre Mützen mit einem Busch von Hahnenfedern. Die Weiber tragen auch hier jene bis auf die Knie herabreichenden Faserngürtel. — Ihre Nahrungsmittel sind Yams, Arum, Zuckerrohr und Pisangs, welche letztere man regelmäßig gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer schwarzer Spinnen, welche sie auf Kohlen rösten, und essen selbst Stücke von einem weichen Speckstein (Stralit). Auch fand Cook Anzeigen, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren. — Ihre Wohnungen sind denen der Hottentotten und Kaffern des südlichen Afrika ganz ähnlich. Es sind runde Hütten aus Flechtwerk, mitunter mit Lehm und Erde ausgefüllt. Sie haben kegelförmige Dächer mit Matten bedeckt, sind bis an das Dach 10 Fuß hoch, das Licht fällt nur durch die Thür ein. Vor den Hütten unmittelbar in der Thür ist der Feuerherd, weshalb diese Hütten beständig mit Rauch und Hitze angefüllt sind, was zwar die Insekten abhält, aber der Haut der Bewohner eine für jedes kühle Lüftchen außerordentliche Empfindlichkeit mittheilt. Man findet diese Hütten in kleinen Dörfern beisammen, und einige derselben sind mit einer Reihe von Pallisaden aus Kokosholz umgeben. Es scheint daher auch hier, wie in Afrika, daß der Hütten immer so viele zu einer Familie gehören, als Weiber. — Die Beschäftigung der Männer ist Krieg und Fischfang, die der Weiber Mattenflechten, der mühsame Ackerbau und das Hauswesen. Forster sah sehr schöne und sorgfältig gepflegte Pflanzungen. Den größten Fleiß scheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, sondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis 15 Fuß lang sind; diese werfen sie mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittelst eines elastischen Strickes, den sie um die Mitte der Lanze legen und dem sie mit dem Daumen einen Schneller geben.

Digitized by Google

Sie haben auch Streitkolben von sehr hartem Holze, die zum Theil artig geschnitzt und polirt sind. Endlich bedienen sie sich auch der Schleudern, und runden zu diesem Behufe die Steine mit besonderem Fleiße. Die Steine, welche sie schleudern, sind ein schwerer, aber weicher Talgstein, der zu der Schlinge in der Mitte der Schleuder genau paßt, und an Form den Bleiklumpen, welche die römischen Soldaten schleuderten, ganz ähnlich ist. Außerdem haben sie noch eine Art hölzerner Haue für den Feldbau und eine Axt in Form eines verlängerten Gänseschnabels, deren Ende aus einem scharfen Steine besteht; auch Kämme und ein pfeifendes musikalisches Instrument. Sie verfertigen auch Töpfe und Kanots (s. Taf. XVI.); letztere sind jedoch schlecht und führen dreieckige Segel. — Die Weiber leben in völliger Sklaverei, besonders auf der Insel Beaujoé (s. Taf. XIII.). Zu Forster's Zeiten waren die Neucaledonier außerordentlich eifersüchtig, und als er einmal drei Frauen in den Hütten einsam überraschte, ließen sie sich zwar die kleinen Geschenke gern gefallen, baten aber mit den flehentlichsten Geberden, daß er sich schnell entfernen möchte, weil sie sonst, was sie durch unverkennbare Zeichen zu verstehen gaben, würgt würden. Vielweiberei ist überall einheimisch, wo das Weib als Sache betrachtet wird. Von ihren Heirathsgebräuchen u. dgl. wissen wir nichts, eben so wenig ist uns von der Religion der Neucaledonier bekannt, ohne sie deswegen eines Mangels derselben zu beschuldigen. Daß sie geheiligte Plätze haben, ist gewiß, und die Gräber auf den Hügeln, besonders die der Anführer, sind durch Denkmale, um welche herum Pfähle aufgerichtet sind, bezeichnet. Diese Pfähle stellen rohes Schnitzwerk mit grotesken Menschenmasken vor. — Sie stehen unter Häuptlingen, Toa genannt, die geringes Ansehen haben. — Ueber den Charakter der Neucaledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Insel besuchten, von einander ab. Forster und seine Begleiter schildern dieses Volk als das ehrlichste, gutmüthigste, gelehrigste und sittsamste der ganzen Südsee. Sie nahmen die Britten liebreich und freundlich auf, ließen sich, obwohl sie den Werth des Eisens gar bald erkannten und die Nägel, Beile, nebst anderen dergleichen Dingen ungemein hochschätzten, dennoch nie den geringsten Diebstahl zu Schulden kommen. Auch nicht die kleinste Zwistigkeit fiel vor und mit einer innigen Freude rühmt Forster, daß Cook und seine Gefährten hier endlich einmal keine Veranlassung gefunden hätten, ihre Sitte, fremde Völker zu mißhandeln, offenbar werden zu lassen. Der Charakter der Männer war ernst, gesetzt und mehr melancholisch, als fröhlich. Dabei waren sie ehrlich, bescheiden, die jüngern wohl etwas lebhafter, mitunter sogar witzig. Denn als die Britten bei einer Gelegenheit einen Kreis zogen und, um sich vor Zudringlichkeit zu schützen, den Eingebornen verboten hatten, die Linie zu überschreiten; so fand ein junger Mann diese Anmaßung auf fremdem Boden so komisch, daß er mit den drolligsten Geberden um sich selbst einen Kreis zog und zu nicht geringer Belustigung aller Anwesenden mit den Geberden der fremden Gäste, Jedermann gebot, sich von ihm entfernt zu halten. Dessenungeachtet überschritten die Eingebornen die Linie nicht. Von den Weibern wird gerühmt, daß sie sanft, geduldig, heitern Temperaments und mit der geduldigsten Gutmüthigkeit begabt seien. Sie waren keusch und sittsam, und keiner von Cook's Schiffsgesellschaft konnte sich rühmen, eine Gunstbezeigung von ihnen erhalten zu haben. Als ein Matrose einen Rindsknochen hervorlangte, um davon Pökelfleisch zu essen, wandten sie sich mit Entsetzen hinweg, indem sie durch Geberden zu verstehen gaben, daß sie den Knochen für einen Menschenknochen, und den Esser für einen Menschenfresser hielten, der ihren Feinden auf der Insel Mingha ähnlich sei. — D'Entrecasteaux hingegen, der 18 Jahre später auf Neucaledonien war, fand die Bewohner wild, roh, ungastlich und störrisch; sie stahlen Alles, dessen sie habhaft werden konnten, waren unablässig damit beschäftigt, Krieg zu führen, um Gefangene für ihre Mahlzeiten zu erhalten; ja damit kein Zweifel übrig bliebe, wurden in Gegenwart der Franzosen Menschen gefressen. Weit entfernt, freundlich, gelehrig und für Kultur empfänglich sich zu zeigen, waren sie vielmehr dumm, gleichgiltig und von thierischer Unempfänglichkeit für Alles. Es

Digitized by Google

ist unmöglich diese beiden von einander völlig abweichenden Berichte in Einklang zu bringen.

B.

Die Völker der Malaien-Inseln im Norden des Aequators.

1. Die Bewohner der Marianen (s. Taf. XIV.).

Die Marianen gehören zu den nördlichsten Inseln Australiens und liegen 13 bis 20½° N., 162° und 163° O. in einer Richtung von N. nach S., etwa 20 an der Zahl. Schon Magellan entdeckte sie 1521, und 1678 schickte die spanische Regierung eine Besatzung hin und gründete auf Guaham eine spanische Stadt. Magellan nannte diese Inseln Ladronen; der Name Marianen wurde erst durch die Missionäre üblich, welche von der Königin Maria Anna von Oestreich während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Karl's II., dahin gesandt worden waren. (Der erste Missionär, welcher 1667 auf Guaham landete, war Don Diego Louis de Sanvitores; er wünschte den Völkern Segen zu bringen, aber ihm folgten Soldaten und Kanonen.) Bei den Eingebornen sollen die Inseln Laguas genannt worden sein.

Sämmtliche Marianen sind zu den hohen Inseln zu rechnen und gleichen sich so ziemlich sowohl an Gestalt, als an physischer Beschaffenheit. Ein hoher Kegel, der sich terrassenförmig abdacht, umgeben mit einem bald breitern, bald schmälern Küstensaume, bilden die Gestalt dieser Inseln. Sie sind ziemlich ausgezackt und Korallenriffe umgeben ihre Gestade. — Der Boden ist vulkanisch, das Klima bei der Lage der Inseln von Norden nach Süden verschieden, überall jedoch ein Tropenklima, folglich günstig für alle Producte des Südens. Die Hitze wird durch die unausgesetzten Seewinde sehr gemäßigt; die feuchten Westwinde werden durch die trocknenden Nordwinde, die immer dazwischen kommen, unschädlich, und die nördlichen Passatwinde erhalten vom October bis Juni das Wetter immer schön und den Himmel heiter. Der Sommer ist jedoch veränderlich, naß und häufigen Stürmen ausgesetzt. Die mittlere Temperatur kann zu 20° Réaumur angenommen werden. — Die Pflanzenwelt dieser Inseln enthält drei Arten von Kokospalmen, zwei Pandanus, mehrere Feigen, Brodbäume und Casuarinen. Nichts, sagt Camisso, gleicht den Wohlgerüchen, welche von der Insel Guaham zu uns herüberwehten, als wir uns dem Ankerplatze näherten. Die Menge von Orangenbäumen von verschiedener Art, welche hier verwildert sind, die eingeführten Fruchtbäume, die prachtvollen Pisangs, die schönen Pflanzen Asiens und Australiens vereinigt, füllen allenthalben die Luft mit ihren Wohlgerüchen an. Die Westseite der Inseln gleicht im Durchschnitt einem wallenden Pflanzenmeer, über welches nur hin und wieder sich der kahle Gipfel eines Vulkans erhebt, dessen Rauch seine Thätigkeit anzeigt. Das Meer beherbergt außer einer Menge Fische die Seeschlange, die Perlenmuschel, den Trepany, auch Haie und giftige Fische u. dgl. Auf dem Lande fallen Skorpione, Tausendfüße, schwarze Ameisen, Muskiten und Stechfliegen sehr beschwerlich. Wie auf allen Inseln, sind Ratten die Fülle vorhanden, auch wilde Katzen, wahrscheinliche Abkömmlinge der Hauskatze, Schafe, Rindvieh, Schweine sind hier eingeführt und zum Theil verwildert. Auch der Hirsch wurde eingeführt, so wie das Guanako aus Peru, das Pferd kam durch die Spanier dahin. — Die größte Insel Guaham, Guana, die südlichste von allen, hat 20 Meilen Umfang und eine Stadt San Ignacio de Agana *). — Rota hat 7 Meilen Umfang, Tinian 5 Meilen (s. Taf. XVIII.). Als Anson auf Tinian war, im Jahre 1743, fand er diese Insel noch gut angebaut, fruchtbar und bezaubernd schön, so daß sie dieser Seefahrer als ein Paradies schildern

*) Der Anblick dieser Stadt ist romantisch und bezaubernd schön. Eine mit Palmen besetzte Ebene bildet das Terrain, ein hoher mit Tropenwaldungen bekleideter Berg den Hintergrund. Sie wird in vier Quartiere getheilt, hat regelmäßige Straßen, ein Kloster (s. Taf. XV.), eine hübsche Kirche (s. Taf. XV.), einen schönen dem Gouverneur gehörigen Garten und Palast (s. Taf. XVI.), und ungefähr 450 Häuser, unter denen jedoch nur einige aus Steinen, die übrigen aus Holz gebaut sind. Auch kann sie durch zwei Forts, die aber jetzt weder Kanonen noch Pulver haben, vertheidigt werden.

Digitized by Google

kannte. Jetzt ist freilich Alles anders, die Luft ist zum Ersticken heiß und der Wohnsitz des Vergnügens, den Anson hier fand, ist schrecklich zerstört. Nur auf diesen drei größten Inseln finden sich noch Menschen, die kleineren sind ganz entvölkert. Die Zahl der Einwohner, die zu Pigafetta's Zeit über 150,000 war, ist gegenwärtig auf 5000 herabgesunken. Wo einst hunderttausend glückliche Menschen unter Palmen gewandelt, ist es jetzt öde; die Palmen sind geblieben, aber sie werfen ihren Schatten nur auf die Gräber derer, die sie gepflanzt haben. Die Spanier selbst bekennen: „Diese so sehr beträchtliche Verminderung rührt von der Unterwerfung her, zu der sie die Waffen zwangen; liebend ihre Freiheit, konnten sie fremdes Joch nicht ertragen. Es war ihnen so drückend, daß sie es vorzogen, als sie es von ihren Schultern abzuschütteln nicht im Stande waren, sich verzweifelnd zu erhenken, oder auf andere Weise das Leben zu nehmen. Die Weiber machten sich vorsätzlich unfruchtbar, und warfen ihre Kinder in das Wasser, überzeugt, daß sie durch solchen frühen Tod das einzige Mittel ergriffen, dieselben vor Mühseligkeiten zu bewahren und glücklich zu machen. So sehr hielten sie das fremde Joch für unerträgliches Elend! Epidemien trugen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Ihrige bei, um die Bevölkerung gänzlich auszurotten. Nur wenige Familien der Eingebornen sind noch vorhanden." In traurigen Ueberreste haben ihre Sitten und selbst die Sprache der Väter verloren. Ehe wir aber unsern Lesern das trübere Bild der Gegenwart vorhalten, führen wir sie zurück in die glänzendere Vergangenheit.

Nach Besitznahme der Marianen führten die Spanier sogleich ihre vaterländischen Gesetze und das Christenthum ein. Nach dem, was aus eigenen Berichten wider Willen der Berichterstatter sich schließen läßt, waren die Marianer oder richtiger die Lachuer, ein bei weitem civilisirteres Volk als die Spanier selbst. Nur die Kanonen machten es den Spaniern möglich, ihr Ansehen zu behaupten und das Volk zu vertilgen. Sie hatten bereits eine Schifffahrt, wohnten in festen steinernen Gebäuden, welche in ihren Ruinen noch davon zeugen, daß die Erbauer keine Wilden waren; ja sie sollen sogar eine Münze gehabt haben. Diese bestand, nach Camisso's Bericht, aus Schildpatt von der Gestalt eines Knopfes, aber dünn, wie Papier, an einer Kokosschnur dicht an einander gereiht, so daß das Ganze eine biegsame Walze von der Dicke eines Fingers und der Länge eines Fußes ausmachte. Sie zu verfertigen und auszugeben, war das Recht weniger Häuptlinge. Man findet Schildkrötenfelder von der großen Schildkröte verschiedentlich mit Löchern durchbohrt. Wer eine Schildkröte getödtet hatte, brachte ein Feld ihres Panzers dem Häuptlinge, der nach Umständen der That Löcher hineinbohrte; je weniger dieser Löcher waren, desto größer war der Werth. Solche Trophäen sollen dann dem Eigenthümer ein gewisses Zwangsrecht gegeben haben, diese Schildpatte nach hergebrachtem Gebrauche gegen anderes Eigenthum auszutauschen. Die Missionäre schildern diese Eingebornen als einen schönen, kräftigen Menschenschlag; sie gehörten zu dem schönen Menschenstamme, der auch jetzt noch die Carolinen bewohnt, und überhaupt in der Südsee auf den kleinen Eilanden herrschend ist: ein Volk, dessen Grundzug Kindlichkeit, Liebe und Milde ist. Ihre Sprache war eine Mundart der auf den Philippinen herrschenden Tagalasprache, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie auch eine schriftliche Literatur hatten.

Als Beweis ihrer starken Constitution und großen Gewandtheit kann Folgendes gelten. Ein achtzehnjähriger Eingeborner erfaßte 1598 einen erwachsenen Spanier und lief lachend mit ihm davon; und wahr ist es, daß sie sich als geschickte Mauser zeigten, als Magellan sie besuchte. Die Mannschaft desselben schoß Pfeile auf sie ab, die sie mit größter Kaltblütigkeit aus ihren Wunden zogen und ihren Posten behaupteten. Als der Britte Corley diese Inseln besuchte, ergriff dessen Mannschaft eine Eingeborne und brachte sie mit rückwärts gebundenen Händen auf das Schiff; dennoch hatte sie sich über den Bord geworfen und schwimmend zu entkommen gesucht. Einer war eine große Strecke weit fortgeschwommen, ehe ihn die Britten erreichten und tödteten. Ein anderer hatte gegen 40 Schüsse ausgehalten, ehe er unterſank. Als Schwimmer und Taucher

Digitized by Google

zeigten sie sich außerordentlich gewandt. Männer und Weiber blieben eine unglaublich lange Zeit unter dem Wasser und holten Alles, was man hineinwarf, vom Grunde des Meeres herauf. — Die Männer waren dunkelbraun, lang gewachsen, muskulös, mit starken Gliedmaßen, ihr Gesicht ausdrucksvoll, jedoch, nach dem Berichte der Missionäre, mit einem widerlichen Zuge von Wildheit. Wie bei allen Naturmenschen zeigte sich auch bei ihnen Lebendigkeit, Muth, Offenheit und ein schneller Wechsel der Empfindungen. Kindische Neugierde reizte sie, die unter einander das Eigenthum hoch ehrten, Kleinigkeiten, die ihnen in die Hände fielen, sich zuzueignen. Die Missionäre gestehen, daß sie verständig, scharfsinnig, phantasiereich und beredtsam waren, aber unbekannt mit jener Selbstverleugnung, welche dem civilisirten Menschen den ganzen Aufwand seiner Weisheit kostet, waren sie unfähig, ihre Leidenschaft zu beherrschen, unmäßig in ihrer Liebe zu sinnlichen Vergnügungen, flatterhaft und leichtsinnig, und nur empörende Beleidigungen lehrten sie Verstellung und lang genährte Rachsucht. — Ihre häuslichen Sitten waren außerordentlich einfach: sie gingen nackt ohne Tätowirung oder Färbung; Weiber trugen einen kurzen Schurz um die Hüften, einen Schmuck aus kleinen Muscheln um Hals und Arme; auf der Stirn war eine Zierath aus Schildpatt und der Gürtel mit ähnlichem Schmuck behangen. So, und mit grünen Zweigen und Blumen umwunden, wandelten sie unter einander umher. — Ihre Wohnungen waren aus Palmenstämmen erbaut, mit Palmenblättern gedeckt, und das Innere mit Matten aus Bast bedeckt. Andere Geflechte theilten das Haus in vier Gemächer ab, wovon das eine Schlafgemach war. Ihr Hausgeräth war wenig, einfach, aber höchst zierlich gearbeitet. Ihre Nahrung bestand aus Kokosnüssen, Brodfrucht, Yams und Reis. An Fleisch hatten sie nur Vögel und Fische. Sie lebten mäßig, waren sanft und erreichten ein hohes Alter. — Der Ackerbau wurde von ihnen, als die gewissermaßen einzige Quelle ihrer Nahrungsmittel, nach Regeln betrieben. Sie hatten unter sich Handwerker, und wenn es nicht etwa der Seltsamkeit wegen erzählt wird, so verrichteten die Männer die harte Arbeit, die Weiber aber flochten Matten und besorgten das Hauswesen. — Von ihren öffentlichen Gebäuden findet man auch jetzt noch Ruinen, welche zeigen, daß ohne die Dazwischenkunft der Europäer diese Inseln jetzt in einem ganz andern Zustande sein würden. Man findet diese Trümmer auf allen größern Inseln, besonders auf Tinian und Rota (s. Taf. XIX.). Eine doppelte Reihe kegelförmiger Säulen, deren Zwischenraum überall sechs Fuß beträgt, und welche Reihen auf das Doppelte von einander entfernt sind, stehen noch aufrecht. Jede Säule beträgt an ihrem Untertheile 5 Quadratfuß und hat 13 Fuß Höhe. Auf der Spitze einer jeden ruht eine Halbkugel, deren flacher Theil aufwärts gekehrt ist. Das Ganze ist aus Sand und Steinen zusammengekittet und mit Gyps überzogen. Nach Aussage der Eingebornen auf Guaham haben diese Säulenreihen den Wohnungen ihrer Priester angehört.

Außerdem waren sie geschickte Seefahrer. Sie bauten 40 Fuß lange Boote, die aber nur zwei Fuß weit waren. Schnabel und Hintertheil waren gleich, aber die Seitenwände ungleich, indem die gegen den Wind gerichtete Seite rund, die andere flach aufgerichtet stand. Die Höhlung eines solchen Bootes war aus zwei an den Enden mit Baumbast verbundenen Rinden zusammengesetzt, in den Zwischenräumen verstopft und mit Harz verpicht, und hieß Proa. Die Tiefe betrug etwa 1 Fuß. In der Mitte stand ein 24 Fuß hoher Mast, woran ein dreieckiges Segel mit Hülfe einer 27 Fuß vom Maste abstehenden Segelstange befestigt war. Damit die Proa nicht umschlüge, war ein 12 Fuß langer Ausleger angebracht. Diese Proas waren nicht nur mit Genauigkeit, sondern auch mit Nettigkeit verfertigt.

Noch wird eine der sonderbarsten Eigenheiten, die wohl schwerlich irgendwo bei irgend einem asiatischen oder australischen Volke vorkommt, von den Einwohnern in Guaham berichtet. Diese Seltsamkeit ist folgende. Die Frauen genossen hier eine Macht und Ansehen, wie solches sonst nur bei den civilisirtesten Völkern der Fall zu sein pflegt. Sie sollen auch wirklich in Folge dieser Behandlung außerordentlich schön, zart ge-

Digitized by Google

laut und reizend gewesen sein. Frohsinn, Gutmüthigkeit und eine freundliche angenehme Physiognomie zeichnete sie aus. Sie gaben die Lieder ihrer Dichter in süßen Gesängen und ausdrucksvollen pantomimischen Tänzen wieder, womit sie Alles zur Freude stimmten. Das Hausregiment war ausschließlich in ihren Händen. Ohne ein Gesetz gegen die Vielweiberei begnügte sich Jedermann mit einer Frau, welche die begangene Untreue des Mannes nicht selten rächte. Eine Frau, die von ihrem Gatten vernachlässigt oder mißhandelt wurde, hatte das Recht zu ihrer Familie heimzukehren und den ganzen Hausrath mitzunehmen; selbst im Falle einer Untreue durfte der Mann sich zwar an dem Verführer rächen, ihn allenfalls auch tödten, die Frau jedoch mußte mit Schonung behandelt werden. Verstieß der Mann sein Weib, so blieb diese im Besitze des Vermögens und der Kinder. Die Sache soll so arg geworden sein, daß um dem Ehejoche zu entgehen, viele junge Männer gar nicht heiratheten.

Unter den Eingebornen der Marianer herrschte das malaiische Feudalsystem. Die Chamorris oder der hohe Adel, der Mittelstand und das gemeine Volk machten die drei Classen der Bevölkerung aus. Das Volk umfaßte, indem es einen Chamorris anredete, seine Knie und küßte seine Füße. Nie aß eine höhere Kaste mit der geringern, vermischte sich auch nicht durch Heirath. Das größte Ansehen hatten die Chamorris im Kriege, wozu jedoch die Bevölkerung wenig Neigung zeigte, und wenn auch zwischen einzelnen Inseln Fehden entstanden, so waren sie doch gewöhnlich nicht blutig. Als Waffen fand man bei ihnen nur Steine, welche sie ihren Gegnern entgegenschleuderten; auch hatten sie Spieße mit Spitzen aus Menschenbein statt des Eisens, waren daher im Ganzen auf Krieg wenig eingerichtet, gaben jedoch ihren Kindern eine kriegerische Erziehung und härteten sie ab. Sie trieben einen lebhaften Handel mit den Carolinen, der zwar durch die Ankunft der Weißen öfter unterbrochen wurde, dessen ungeachtet aber noch bis heutigen Tag fortdauert.

Die Religion dieses Volkes war sehr einfach, aber doch schon so weit ausgebildet, daß sie der Priester bedurfte. Ein höchstes Wesen, das über Alles erhaben sei, wie auch Schöpfer des Alls, wurde anerkannt und verehrt, so wie man an Mittelwesen glaubte, welche als Geistergewalten zwischen Gott und dem Menschen standen. Wahrscheinlich war auch der Sabäismus einheimisch und das Leben in der Natur war von ihnen überall individualisirt und daher Sterne, Berge und Thäler, Flüsse und Bäume mit Geistern belebt. Auch die Grundidee eines guten und bösen Wesens war von ihnen ergriffen. Eben so war ihnen die Zweiheit in ihrem eigenen Wesen nicht unbekannt und während sie den Körper hinfallen fühlten, schmeichelten sie sich desto gewisser mit der Fortdauer des Geistigen. Daher auch ihr Unsterblichkeitsglaube. Der Mensch, welcher eines gewaltsamen Todes gestorben war, fiel dem bösen Dämon Chayfi anheim, der dann auch die Seele ergriff und sie in das Safarraguan führte; der Mensch jedoch, welcher eines natürlichen Todes starb, wurde ein Bewohner des Paradieses, ein glücklicher Geist oder Anitis. Da die Anitis, obwohl in einer höhern Sphäre lebend, doch immer noch mit ihren Nachkommen in Verbindung blieben und günstigen Einfluß auf sie haben konnten, so waren ihnen Priester bestellt und Opfer gebracht. Diese Priester waren zugleich ihre Weisen, Aerzte und Sänger. — Die Begräbnisse waren sehr feierlich, Leichenfeste dabei üblich, kunstreich geschmückte Gräber Sitte, so wie das Begraben der Leichen in die Erde. Auch hier finden wir die außerordentlich weit auf Erden verbreitete Sitte, die Todten durch Klageweiber bejammern zu lassen. Pater Gobien hat uns einige dieser Klagelieder aufbewahrt, welche mit denen der slavischen Völker die größte Aehnlichkeit haben. „Mein Leben ist ohne Werth, meine Zukunft ein langsamer Tod; Trauer umhüllt meine Augen, Ueberdruß umwölkt mein Dasein. Mein Stern ist erloschen, das Licht meines Mondes, die Sonne meiner Freude auf ewig verfinstert. Nacht ist es um mich; der Abgrund des Elends, das Meer der Verzweiflung umwogt mich.“ Wie ein Refrain erwiedert ein anderes Klageweib: „Auch ich habe Alles verloren, der Trost meiner Tage ist nicht mehr. Stocke, mein Herz, denn du schlägst nicht mehr in seiner Gegenwart. Siehe das Bild unsers Helden, die

Digitized by Google

Ehre unsers Hauses ist erstarrt. Sein Arm beschützt nicht mehr unser Volk. Da er nicht mehr ist, was sollen wir hier thun? Was gilt uns das Leben ohne ihn?" Solche Apostrophen wurden allezeit in einem singenden Tone mit starker Modulation und gedehnten Akkorden vorgebracht und mit lang ausgeschnörkelten Heultönen geschlossen.

Eben solche Klagetöne hören wir jedoch aus dem Munde dieses Volkes am Ende des 17. Jahrhunderts, da nur sterbende Ueberreste noch das Grab der Väter beweinen konnten. „Uns glücklich zu machen versprachen diese Fremdlinge; ach, sie haben uns die Freiheit geraubt. Sie haben uns in Kleider eingeengt, die den Gebrauch unserer Arme lähmen, Krankheiten haben sie uns gebracht und abscheuliches Ungeziefer und schädliche Thiere! Unbekannte Plagen haben sie über uns ausgegossen, o über die hungrigen Gäste! Wir führten ein unschuldiges Leben, voll Arbeit und Frieden, gesund waren wir und froh. Da brachten sie neue Bedürfnisse und neue Beschwerden; nicht mehr frei und fröhlich genießen wir das Leben; unser Verlust ist unersetzlich." Doch zu spät war die Klage, zu spät der Krieg gegen die Unterdrücker, die europäischen Waffen siegten und 1817 fand Kotzebue ein einziges Paar des alten Urstammes vor.

Die gegenwärtigen Bewohner, (s. Taf. XIV.).

Spanier und Mestizen, Philippiner, Indianer, Mulatten, Sandwichinsulaner und Caroliner, letztere namentlich auf Guaham (s. Taf. XIV.), bilden keineswegs mehr jenes thätige und zahlreiche Inselvolk, welches wir oben geschildert haben. Die See ist ihnen fremd geworden, und ihre wenigen Boote beziehen sie von den Carolinern. Aus Trägheit und Weichlichkeit scheuen sie sowohl Schifffahrt als Schwimmen, und besuchen das Wasser fast nur um des Fischfanges willen (s. Taf. XVIII.). Dem landenden Fremdling erscheint Guaham wie eine wüste Insel, und statt daß in der Südsee dem nahenden Schiffe überall zahlreiche Boote entgegenschwimmen, kann es hier nur mit Mühe die Neugierde der Bewohner erregen. — Sie kleiden sich tagalisch. Die Weiber tragen eine Art von Rock und ein äußerst durchsichtiges Hemd, die Männer Pantalons und Hemden. Das Haar ist in einen Büschel auf dem Kopf zusammengebunden, Weiber tragen auch Hals- und Armbänder. — Ihre Nahrungsmittel sind Reis, Yams, Pisangs, auch Fleisch. Sie trinken den Sanft der Kokosnuß, kauen Betel, rauchen Tabak. Sie sind starke Esser, und die Wohlhabenden lieben an üppigen Tafeln zu schwelgen, wie denn Kotzebue sammt seinen Russen wirklich überrascht wurde. Außerdem sind die Marianer gutmüthige, gastfreie Menschen, die zwar den Trunk sehr lieben, Tanz (s. Taf. XX.) und Musik jedoch noch leidenschaftlicher. Hahnengefechte gehören zu den Nationalfesten. — Sie wohnen in Städten und Dörfern. Ihre Wohnungen ruhen auf Pfählen, und die des gemeinen Volks bestehen aus Bambus, der jedoch so gefügt ist, daß man überall sehen kann, was im Innern vorgeht. Nur das Dach ist dicht von Palmenblättern geflochten, um gegen Regen zu schützen. Uebrigens gleicht ein solches Haus mehr einem Käfige, hat aber dabei den Vortheil, daß es überall die frische Luft durchstreichen läßt, was dem hiesigen Klima außerordentlich angemessen ist. Die Höhe der Gebäude über der Erde schützt sie gegen das Ungeziefer. Die öffentlichen Gebäude, so wie die Wohnungen der Spanier sind aus Madreporen erbaut. Keines derselben hat ein Glasfenster, die Stelle des Glases wird durch Perlmutter ersetzt, das zwar Licht, aber keine Sonnenstrahlen durchläßt. — Die Spanier haben auch Gewerbe (s. Taf. XVII.) eingeführt und es finden sich die für das Leben nöthigsten, welche freilich nur unvollkommene Arbeiten liefern, in hinlänglicher Anzahl vor. Weben, Stricken, Mattenflechten ist das Geschäft der Weiber. Was sie an europäischen Waaren verbrauchen, tauschen sie beim Gouverneur ein, der das Monopol des Alleinhandels besitzt, auch ein eignes sehr schönes Schiff hat, auf welchem er von Manilla auf den Philippinen die für seinen Handel nöthigen Waaren bezieht. Seit 1785 besucht auch eine Handelsflotte der Carolinen jährlich Guaham, wo sie für ihre Boote Trepang und eine Art großer Meerschnecken, die in China als Leckerbissen geschmaust werden, Eisen eintauscht. Auch die Nordamerikaner legen auf

Digitized by Google

ihren Chinafahrten häufig in Guaham an, wo sie für Lebensmittel und Erfrischungen Geld und Waaren zurück lassen. Dieser letzte Umstand ermuntert denn auch die Einwohner, auf Ackerbau und Viehzucht mehr Fleiß und Sorgfalt zu verwenden (s. Taf. XVII.). Es werden auf Aeckern Reis, Yams, Pisangs und Tabak, in den Gärten Ananas, Melonen und Brodfrucht gezogen. Schafe, Ziegen und Schweine nebst Rindvieh vermehren sich auch sehr schnell, und der Handel könnte aus diesen Inseln bedeutenden Nutzen ziehen, wenn die Methode dem Gouverneur die Regierung dieser Inseln nebst dem Handelsmonopol auf 3 Jahre als Gnade zu ertheilen, nicht alles Bessere zu Grunde richtete. Dieses geht so weit, daß sogar die Unterbeamten blos in Waaren, deren Preis der Gouverneur willkührlich bestimmt, bezahlt werden. — Alle Einwohner bekennen sich zur christlichen Religion und tragen ein Kreuz am Halse, wie auch in jedem Orte ein steinernes Kreuz aufgerichtet ist. Die Jesuiten waren es, welche hier das Evangelium predigten, dann aber von der Stelle, wo sie ganz allein und recht eigentlich an ihrem Platze waren, verdrängt wurden. Sie verbrannten ihre Papiere, als ihnen die Augustinermönche folgten. Diese jedoch mußten bald durch Pfarrgeistliche ersetzt werden, welches nun junge Theologen von Manilla sind. Der ganze Inselarchipel steht unter dem Bischofe von Zabu, der jedoch der weiten Entfernung wegen die Diöcesangeschäfte dem Erzbischofe von Manilla übertragen hat. Auch die Inquisition spielt hier ihre Rolle, und trifft, gleich dem Schicksale, unter den Hohen und Reichen jeden, den irgend eine Angabe verdächtig macht.

Die Nordamerikaner haben zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, diese Inseln neu zu kolonisiren. So verübten sie auf den Sandwichinseln Menschenraub, um dieselben auf der Insel Agrigan zu einer Niederlassung zu benutzen. Der Capitain Brown war im Jahre 1809 oder 10 auf der Insel Atuai, lockte daselbst in Verbindung mit Herrn Johnson, Schiffbaumeister, 15 Weiber an den Bord. Man näherte sich der Insel Oniseau und lockte daselbst 7 Männer an den Bord, welche Lebensmittel brachten, so richtete man den Lauf nach Agrigan, man verfehlte jedoch die Insel und landete auf Tinian; einerseits Johnson mit 4 Mann und den Sandwichinsulanern, anderseits der zweite Schiffbaumeister und 3 Mann, die vom Dienste entlassen, eine Barkasse, die sie vom Kapitain erstanden, zu einem Schiffe umarbeiten wollten, um in diesen Meeren Handel zu treiben. Die ganze Kolonie ging auf dem sandwichaner Boote, das man dort nebst den Insulanern geraubt hatte, auf Saypan über, wo besseres Bauholz war. Seltsam genug entspann sich zwischen diesen zwei Parteien ein blutiger Krieg, bei dem zwei Weiße ums Leben kamen. Unterdessen hörte der Gouverneur von Guaham von der neuen Niederlassung und schickte ein Kommando ab, das die ganze Kolonie gefangen nach Guaham abführte. Seitdem hat sich eine neue Niederlassung auf Agrigan gebildet, welche der Gouverneur von Guaham unter der Bedingung, daß die spanische Oberherrschaft anerkannt würde, nicht mehr zu stören beschlossen hat. Seit dem Verluste der spanischen Kolonien hat diese Niederlassung für Spanien alle Bedeutung verloren, da von Acapulco keine Manillaschiffe mehr reiche Ladungen nach dem Mutterlande führen. Spanien hat keinen Vortheil von dieser Niederlassung, als den Verlust von 18,000 Piastern, welche die Niederlassung jährlich kostet.

2. Die Bewohner der Carolinen oder Neuphilippinen (s. Taf. XXI.).

Sie bilden eine im Süden der Marianen von Osten nach Westen sich ausdehnende Gruppe, zwischen 155 und 179° O., 7 bis 11° N. und enthalten eine große Zahl kleiner Inseln, die durch die Carolinen-Straße von den Marianen getrennt sind. Francesco Lagenno entdeckte sie 1686 und gab ihnen den Namen. Erst im Jahre 1696 erfuhr man durch Caroliner, die nach Guaham verschlagen worden, daß dieser Archipel so bedeutend sei und aus einer so gewaltigen Menge von Inseln bestehe. Es wurden nun von den Spaniern Missionsreisen dahin unternommen, und obwohl die erste dieser Reise mißlang, so schickte sich doch bald darauf Franz Padilla mit drei Jesuiten zu einer zweiten Reise

Digitized by Google

an. Sie landeten auf der Pelewinsel Sanferol, wo sie aber nicht sehr zuvorkommend von den Eingebornen aufgenommen wurden. Dessen ungeachtet ließen sie zwei Missionäre daselbst zurück. Genauer waren die Nachrichten, welche 1721 gestrandete Caroliner auf Guaham dem Pater Cantova von dem Inselarchipel gaben. Dieser wackere Missionär ging 1731 mit dem Pater Victor Uvaldek nach den Carolinen und begründete daselbst auf der Insel Falalep eine Mission. Leider mißglückte auch diese Mission; denn kaum war Victor Uvaldek abgereist, so lockten die Eingebornen den Pater Cantova auf Mogmug, wo sie ihn bewaffnet anfielen, ihm vorwarfen, daß er neue Gesetze einführen wolle, und ihn mit drei Lanzenstichen, zwei in die Seite und einen in das Herz, tödteten. Zwei Soldaten, die ihn begleitet hatten, wurden auch getödtet und in das Meer geworfen, der Pater aber entkleidet und wie ein einheimischer Fürst unter einem kleinen Dache beerdigt. Auch die übrigen Spanier auf Falalep, wurden, 14 an der Zahl, getödtet; nur ein junger Tagale, der Sakristan des Paters, welchen der Häuptling der Insel an Sohnes Statt angenommen hatte, wurde verschont. Durch diese Niederlage retteten die Caroliner ihre Selbstständigkeit und entgingen dem Schicksale der Ladroneneilande, welches sie sonst gewiß getroffen hätte. Seitdem ward kein weiterer Versuch gemacht, die Carolinen zu bekehren; und erst 1783, als Kapitain Wilson an den Pelewinseln scheiterte, wurden die Carolinen wieder bekannt. 1788 wurden caroliniſche Boote auf Guaham geworfen (s. Taf. XIX.), was Veranlassung gab, einen Tauschhandel anzuknüpfen. Der Spanier Don Louis de Torres nahm die Caroliner liebreich auf, ermunterte sie öfter zu kommen und fragte sie, wie sie denn eigentlich von den 300 Meilen entfernten Carolinen den Weg nach Guaham finden könnten. Sie gaben die überraschende Antwort, der Verkehr mit Guaham sei uralt und nur unterbrochen, seitdem sich die Weißen der Marianen bemächtigt hätten, übrigens werde die Beschreibung des Wegs in ihren Liedern aufbewahrt und nach diesen hätten auch sie den Weg gefunden. 1789 kam abermals eine Flotte von den Carolinen nach Guaham, um Lulu (Eisen) einzutauschen. Sie wurden liebreich empfangen, verunglückten aber auf dem Rückwege, wo ein Sturm die ganze Flotte in den Wellen begrub. Seitdem blieben die Caroliner aus, bis de Torres, der sie außerordentlich liebgewonnen hatte, dieselben auf der Insel Ulle besuchte. Er fand hier alte Bekannte, fragte, warum sie nicht mehr nach Guaham kämen, und erhielt zur Antwort: daß die vor 15 Jahren abgegangene Flotte nicht mehr zurückgekehrt sei und also wahrscheinlich von den Guahamern erschlagen worden wäre. Torres benahm ihnen natürlich den Irrthum und flößte ihnen so viel Vertrauen ein, daß sie das nächste Jahr Guaham wieder besuchten. Hier wurden sie nun sehr gut aufgenommen, und seitdem findet ein regelmäßiger Verkehr statt. Durch diesen Verkehr und die von Kotzebue auf seinen Reisen gesammelten Nachrichten sind uns die Carolinen bekannt geworden; es fehlt jedoch noch viel, daß wir ganz genau mit der Beschaffenheit dieses Archipels bekannt wären.

Manche dieser Inseln, wie Cap und Mogmug, sind hoch, wahrscheinlich auch vulkaniſch, andere sind flache Motous, übrigens in mineralogischer Hinsicht so gut wie unbekannt. Der Ozean ist hier heftigen Stürmen unterworfen, und diese verwüsten bisweilen die niedrigen Inseln mit solcher Wuth, daß die Einwohner ihre Pflanzungen verlieren und sich von Fischfang nähren müssen. Ja nach einer Sage sollen die niedrigen Koralleneilande selbst gefährdet sein und eine solche Korallenklippe, die zwar unbewohnt, aber an Kokos- und Brodbäumen reich war, soll durch die Gewalt der Orkane gesprengt und umgerissen worden sein. — Das Klima wird trotz der Nähe des Aequators durch die Seewinde erfrischt und gemäßiget, wodurch es außerordentlich gesund wird. — Die größern Eilande werden von Bächen, die kleineren blos von Lachen und Quellen bewässert; an Flüsse ist natürlich auf kleinen Inseln nicht zu denken. Die Insel Cap hat sehr gute Schleifsteine, auch Silber soll vorhanden sein; eben so findet sich Töpferthon, aus welchem auf Cap und den Pelewinseln geschmackvolle Gefäße verfertigt werden. Ein weißer Stein wird auf Cap zu Sitzen für die Häuptlinge verarbeitet und auf den Pelewinseln ein gelber Stein zu demsel-

Digitized by Google

den Zwecke verwendet. Halbmetalle sind auch vorhanden. — Das Pflanzenreich bietet die Gewächse der Südseeinseln in großer Vollkommenheit dar. Besonders wird die Aaronswurzel mit der größten Sorgfalt gebaut; auf den hohen Eilanden, z. B. auf Cap, gedeiht sie vortrefflich; man sieht daselbst schwimmende Aarongärten, welche auf Flößen aus Bambus künstlich angelegt sind. Auch der Gewürznelkenbaum, der hier veredelt wird, gedeiht. — An Thieren ist das Land eben nicht reich; das Meer liefert natürlich eine ungeheure Menge bekannter und unbekannter Weich-, Schal- und Flossenthiere; der Tripang ist den Koralleninseln eigen in diesen Meeren. Dieses ist eine Gattung großer Schnecken ohne Muscheln, welche auf den chinesischen Märkten sehr gesucht ist, wo sie für eine Delikatesse gilt und sehr theuer bezahlt wird, weil man ihr die Eigenschaft zuschreibt, gesunkene Kräfte wieder zu heben. Eine Art Krokodile Gaut genannt, soll sich auf den Pelewinseln befinden, einen zusammengedrückten Schwanz haben, beständig im Wasser wohnen und eine dem Kindergeschrei ähnliche Stimme hören lassen. Durch europäische Schiffe wurden Katzen hingebracht, die sich auf vielen Inseln verbreiteten und zum Theil verwilderten. — Die beiden größten Inseln unter mehrern Gruppen, welche besondere Namen führen, sind Cap oder Chap im Westen und Hogolen im Osten.

Die Bewohner der Carolinen gehören zu derselben Menschenfamilie, mit welchen auch die Marianen meist bevölkert waren. Der größte Theil der Carolinen, besonders wo sie fruchtbar sind, ist sehr gut bevölkert. Natürlich sind diejenigen, welche dürr und vegetationslos sind, auch bei weitem weniger mit Menschen besetzt. Diese sind braun von Farbe, mitunter kupferfarbig, die Haut ist fett und weich, da sie dieselbe fleißig mit Kokosöl einreiben, das Haar krausgelockt, aber kein wolliges Negerhaar. Der Bart wird von manchen vertilgt, so wie auch die Enthaarung des Körpers bei vielen üblich ist. Sie sind stark und wie die ganze ostaustralische Familie schön, zierlich und wohlgebaut. Betelkauen entstellt leider ihre Zähne und sein Betelkörbchen, nebst einem Bambusröhrchen gebrannten Kalks, trägt jeder Vornehme bei sich. Von dem schönen Körperbaue soll jedoch ein Theil der Insel Cap und mehrer niedrigen Inseln eine Ausnahme machen; man soll daselbst gebrechliche und ungestaltete Menschen finden, was denn hier auf zweierlei Menschenfamilien schließen läßt, wie wir solches von Indien aus in mehrern Australländern wahrnehmen. — Die Kleidung ist überall sehr einfach; doch findet man nirgends ganz nackte Menschen, wie auf der westaustralischen Inselkette. Sie tragen Matten, aus Kokos- und Pisangfasern geflochten als Schürze, und werfen wohl auch noch eine Art Mantel über die Schultern. Die Weiber verfertigen nämlich aus jenen Fasern zierliche Zeuge von einer Elle Breite und mehrern Ellen Länge. Sie durchwirken dieselben von beiden Enden mit schwarzen Fäden in niedlichen Mustern, manchmal werden sie auch mit Kurkumeh gefärbt. Um die Fasern zu gewinnen, wird die Banane, bevor sie Früchte getragen hat, abgeschnitten; auch aus dem Baste einer andern Malvenpflanze verfertigt man Zeuge zu Kleidern. — Die Tätowirung ist allgemein; die Häuptlinge sind stärker als das gemeine Volk tätowirt; doch scheint dies mehr von Mode und Geschmack als einer religiösen Pflicht geboten. Der Nasenknorpel ist durchbohrt und mit wohlriechenden Blumen geziert. Ohrringe, Hals- und Armbänder sieht man aus Schildpatt, Knochen und Muscheln gefertigt tragen. Bei gewissen festlichen Gelegenheiten bemalen sie sich auch wohl mit Oker und Gelbwurz. — Ihre Nahrung ist sehr einfach, und besteht in der Frucht der Kokospalme, Pisang, Brodbaumfrucht, Aaronswurzel, Orangen, Zuckerrohr und mehreren Wurzeln. Aus dem Safte der Kokospalme wird eine Art Palmenwein und Syrup bereitet, indem man den Blütenwedel bei seinem Erscheinen abschneidet und den reichen Saft, der sich daraus ergießt, durch Bambusröhre auffängt. Indessen haben sich noch keine Hausthiere einheimisch gemacht und außer Fischen, mitunter Hühnern und Tauben, genießen sie wenig Fleisch. — Die Wohnungen bestehen aus viereckigen geräumigen Gebäuden, die wohl vier und mehr Abtheilungen haben, und aus Balken und Bambusrohr auf einer Unterlage von Steinen erbaut und mit Palmenblättern gedeckt sind. Die öffentlichen

Digitized by Google

Gebäude sind besser gebaut, und vor dem Hause des Häuptlings sieht man viereckige gepflasterte Plätze, wie auch einiges Schnitzwerk an den Häusern angebracht. Das Hausgeräth ist zwar sehr kunstlos, zeigt jedoch schon einige Bekanntschaft mit den Europäern und vermehrte Bedürfnisse an. Betelkörbchen, Kämme und Messer aus Perlmutter, Fischangeln, Stricke und Netze aus Kokosfasern, Matten, Bambusröhre, Aexte aus Muscheln, irdene Gefäße, jetzt auch schon Geräthe von Leder oder Eisen, welche aber, wie natürlich, in hohem Werthe stehen. — Was den Charakter dieses Volkes anlangt, so ist es wohl sehr schwer, eine Inselkette, die über 30 Längengrade sich erstreckt, unter einen Gesichtspunkt zu bringen. Daher sind auch die Nachrichten von der Gemüthsart dieser Völker sehr verschieden, ja sogar oft ganz widersprechend. Im Allgemeinen werden sie uns jedoch als gute, liebenswürdige Naturvölker, voll Unbefangenheit und Unschuld, geschildert. So wissen wir aus dem Munde Kadu's, der Kotzebue auf einem großen Theile seiner Weltumsegelung begleitet hat, daß die Caroliner menschenfreundlich, dankbar, liebevoll und gastfrei sind, daß sie den Krieg auf das Aeußerste verabscheuen. „Da weiß man nichts von Krieg und Kampf, da tödtet nicht der Mann den Mann, und wer den Krieg sieht, dem wird das Haar weiß." Eben so findet man hier die Sitte, mit Berührung der Nasen sich zu begrüßen. Wie bei den alten Griechen und auf Madagaskar sind hier Freundschaftsbündnisse zwischen zwei Männern nicht nur üblich, sondern werden auch heilig bis in den Tod gehalten. Sie sind dabei schamhaft. Das Weib wird nicht blos als Sklavin und Werkzeug der Lüste (s. Taf. XXI.), sondern als Gefährtin des Mannes betrachtet. Alle diese guten Eigenschaften scheinen jedoch den östlichen Gruppen anzugehören und in dem Grade abzunehmen, als man sich dem Westen nähert, und dieses zwar so sehr, daß es unglaublich vorkommt. Die wenigen Nachrichten, welche wir über die Sitten, Religion, bürgerliche Einrichtung u. s. w. haben, liefern keineswegs diejenigen Resultate, welche uns berechtigen, ein allgemeines Bild des geistigen Zustandes der Caroliner zu entwerfen. Darum dürfte es zweckmäßig sein, die Bewohner einzelner Inselgruppen näher ins Auge zu fassen.

Die Bewohner der Insel Cap sind fleißige, thätige und kühne Menschen, welche auf einer ziemlichen Stufe der Civilisation stehen. Die ganze Insel ist mit prächtigen Arumpflanzungen und andern Gegenständen des Ackerbaues besetzt. Es werden hier treffliche Schleifsteine gebrochen, die einen Gegenstand der Ausfuhr bilden. Die Spanier wollen hier auch Silber gefunden haben. In frühern Zeiten soll auf Cap der Krieg unbekannt gewesen sein, jetzt aber fürchterlich wüthen, indem die Insel in eben so viele Gebiete zerfallen ist, als Dörfer vorhanden sind, nämlich 46. Cap hat eine eigene Sprache, die nur noch auf einigen nahe gelegenen Inseln gesprochen wird. Die Bewohner sind berüchtigte Zauberer, sie verstehen Wind und Stürme zu beschwören, ja sogar den ihnen günstigen Wind hervorzurufen. Durch ihre Beschwörungen, womit sie ein gewisses Kraut ins Meer werfen, regen sie dieses zu einem furchtbaren Sturme auf, wodurch sie den Fahrzeugen der Inseln Mogmug und Feis besonders gefährlich werden. In einem süßen Wasser des Gebietes Sutomil befinden sich zwei spannenlange Fische, die uralt sind und sich beständig in einer Linie mit dem Kopfe gegen einander gekehrt halten. Bringt man sie aus ihrer gewöhnlichen Lage, so entsteht ein furchtbares Erdbeben. Ueber diesen Fischen ist ein Haus erbaut, und die Häuptlinge wachen über sie. Stirbt einer von ihnen, so wird ein Erdbeben veranstaltet. Ja, was noch mehr ist: Conopei, ein berüchtigter Zauberer von Cap, machte einen Teig an in Gegenwart Kadu's. Es war Vollmond, als er den Teig unter Beschwörung anbiß; in dem Maße, als er den runden Teigkuchen ausfraß, nahm auch die Mondscheibe ab, daß zuletzt nur ein Stückchen vorhanden war, was mit dem noch übrigen Teige die größte Aehnlichkeit hatte. Da erbarmte sich der Mondfresser, knetete den noch vorhandenen Teig in eine runde Scheibe, und siehe da, der Mond war wieder voll. Der schon erwähnte Kadu war Augenzeuge davon. — Von Tanz (s. Taf. XXI. XXII.), Festspielen und Gesängen sollen die Bewohner auf Cap außerordentliche Freunde sein. Auch sollen sie bereits

Digitized by Google

Erbfolgegesetze besitzen. Nach dieser Erbfolgeordnung haben die nächsten Ansprüche auf die Verlassenschaft die Brüder, nach welchen die Söhne der Erstgebornen an die Reihe kommen. Die Häuptlinge legen dem erstgeborenen den Namen ihres Vaters, dem zweiten den Namen des Großvaters mütterlicher Seite bei, was bei jedem folgenden Paare von Söhnen beobachtet wird. Namentausch unter Freunden ist eine zärtliche und hier einheimische Sitte, wie auf den meisten Südseeinseln. Ehen werden ohne Feierlichkeit geschlossen; der Mann macht dem Vater des Mädchens Geschenke, welche dem Range desselben angemessen sind. Doch finden auch Ehen zwischen Ungleichgebornen statt. Der Rang des Vaters oder der Mutter geht auf die Kinder über, welche immer den Häuptlingen zugezählt werden, sobald eines der Eltern aus diesem Geschlechte stammt, wadelige Väter oder Mütter bezeigen dann ihren adeligen Kindern diejenige Ehrfurcht, welche Häuptlingen zukommt. Mehrheit der Weiber ist erlaubt. Ehen werden leicht getrennt; verheirathete Frauen halten sich blos zu ihren Männern, unverheirathete haben die Freiheit, sich nach Belieben einem Liebhaber zu ergeben und bringen in eigenen großen Häusern gemeinschaftlich die Nächte zu. Kindermord ist unerhört, und der Fürst würde die unnatürliche Mutter tödten lassen. Die Todten werden auf den Höhen beerdigt, und die Bergbewohner holen gegen eine gewisse Bezahlung an Früchten, Wurzeln u. s. w., die Leichen der im Thale Verstorbenen ab. Freunde, die auf Cap verbunden sind, stehen für einen Mann und für den Erschlagenen tritt der Freund ein. — So lange ein Oberhaupt über die ganze Insel herrschte, war Friede; seitdem aber Vielherrscherei nach dem Tode des letzten Königs Gurr die Insel heimsuchte, ist allgemeine Fehde. Wo eine Beleidigung geschieht, wird in die Muschel geblasen, die Parteien rücken gegen einander, und wird keine Genugthuung gegeben, so wird gekämpft, bis von jeder Seite einer der Häuptlinge gefallen ist, und die Gegenpartei von seinem blutigen Fleische gekostet hat. Es wird indessen nur ein Stückchen zum Munde geführt als bloße Förmlichkeit. Nach dieser Bedingung wird Friede geschlossen und gegenseitige Ehen beschließen ihn. Im Kriege bedienen sie sich der Wurfspieße, die sie in Bogen mit Hülfe eines rinnenförmigen Stückes Bambus werfen, worin das unbewaffnete Ende des Geschosses gehalten wird.

Die Bewohner der Inselgruppe Ulea, welche uns durch die Nachrichten, die der wackere Torres bei seinen Besuchen daselbst gesammelt hat, am besten bekannt sind, sollen die gebildetsten sein. Alle die Sitten und Gebräuche, die wir bisher von den Carolinen aufgezählt haben, gelten, wo sie das Gepräge der Humanität tragen, auch von Ulea, und hierher gehören auch die Nachrichten, welche uns über den religiösen Glauben der Caroliner zugekommen sind. Es werden auf allen Carolinen nur unsichtbare himmlische Wesen geglaubt, und nirgends werden Götzenbilder oder Fetische verehrt. Der Gott von Ulea heißt Tautup Engallap, der von Feis Rongala, der von Elat Fuß u. s. w. Menschen haben nie einen Tautup oder Gott gesehen; er besucht aber abwechselnd die Inseln, wo er verehrt wird. Seine Gegenwart ist wohlthätig und fruchtbringend. Der Gott von Ulea steht mit dem von Feis in enger Verbindung der Freundschaft. Die Götter haben auf diesen Inseln weder Tempel noch Priester, auch werden keine Opfer dargebracht. Auf Cap ist es schon anders. Da giebt es Tempel und Opfer, und zwar giebt es für beide Geschlechter besondere Tempel und verschiedene Opferzeiten. Kein Mann darf bei den Opfern der Weiber zugegen sein. Die Opfer der Männer verrichtet der Häuptling. Die Opfer bestehen in Früchten und Fischen, die nicht verzehrt, sondern in den Tempeln niedergelegt werden. Diese Opfer dauern einen Monat lang, während welcher Zeit das Volk in den Tempeln versammelt bleibt. Außer den Opferzeiten darf Niemand als der Häuptling dem Tempel nahen, auch Fremde sind von den Opfern ausgeschlossen. Auf Feis hat Rongala keinen Tempel, er steigt jedoch zu gewissen Zeiten in den Wald herab. Während seines Aufenthalts daselbst spricht Niemand laut, auch wird kein Geräusch gemacht und die Eingebornen nahen sich dem heiligen Haine nur mit Kurkumeh gefärbt und festlich geschmückt.

Das System auf Ulea ist geistiger Natur. Angebetet werden drei Personen im Himmel,

Digitized by Google

Aluelap, Lugeleng und Olifat. Die Ansicht dieser Völker von dem Ursprung aller Dinge ist folgende: Ligopup, das Götterweib, hat die Welt erschaffen. Sie gebar Aluelap, den Herrn alles Wissens, den Herrn der Herrlichkeit, den Vater von Lugeleng, dessen Geburt geheimnißvoll ist, da man seine Mutter nicht kennt. Lugeleng hatte zwei Weiber, eines im Himmel, Hamulul, und eines auf Erden, Tariffo, unvergleichlich an Schönheit und Gaben. Tariffo gebar nach viertägiger Schwangerschaft den Olifat, der nach seiner Geburt sogleich davon lief. Man lief ihm nach, um ihn zu reinigen, er sagte, er wolle es selbst thun, und duldete keine Berührung; er reinigte sich am Stamme der Palmbäume, die daher eine röthliche Farbe haben; man lief ihm nach, um die Nabelschnur abzuschneiden, er biß sich jedoch dieselbe selbst ab und ließ sich von keinem Sterblichen berühren. Er gedachte, daß Neugeborene Kokosmilch trinken und kam zu seiner Mutter, die ihm die Kokos zum Trinken reichte; er trank, seine Augen zum Himmel wendend, wo er seinen Vater erblickte, der ihm rief. Da ergriff Sehnsucht nach dem Vater sein Herz und sammt der Mutter verließ er die Welt. Im Himmel angelangt, begegnete er etlichen Kindern, spielend mit einem Haifische, dem sie eine Schnur um den Schwanz gebunden hatten. Um unerkannt zu bleiben, stellt er sich aussätzig. Da scheuten ihn die Kinder und berührten ihn nicht. Er verlangte auch mit dem Fische zu spielen, aber nur eines der Kinder erbarmte sich und gab ihm die Schnur in die Hand. Er spielte eine Zeit lang mit dem Fische und gab ihn den Kindern wieder, sie ermahnend, sich nicht vor dem Fische zu fürchten; aber der Fisch biß alle Kinder, nur das nicht, welches gegen Olifat gefällig gewesen war. Der Haifisch war früher zahnlos und unschädlich, aber Olifat hatte seiner geflucht, wie er es auch weiterhin that auf seinem Wege durch den Himmel mit mancherlei Kreaturen, die seinen Zorn reizten. Da keiner ihn kannte, und er zu seinem Vater noch nicht gekommen war, der ihn allein erkennen konnte, stellte man ihm nach dem Leben.

Er kam endlich an einen Ort, wo ein großes Haus gebaut wurde, er verlangte ein Messer, um Kokosblätter für das Dach zu schneiden; nur einer der Bauleute reichte ihm ein Messer, womit er eine große Menge Kokosblätter schnitt, die andern Arbeiter aber verfluchte, daß sie zu Steinen erstarrten. Lugeleng aber, der Herr des Baues, erfuhr das Erstarren seiner Leute. Da erkannten Lugeleng und Aluelap, daß Olifat im Himmel wandelte. Sie fragten den Mann, der noch lebend war, ob er nichts gesehen habe. Er antwortete: er habe nur den Vogel Canduru gesehen; in diesen hatte sich Olifat verwandelt. Sie schickten nun den Mann aus, um den Vogel zu rufen, aber der Vogel erschrak und flog davon. Da berichtete der Mann den Göttern den Erfolg. Sie fragten ihn, wie er den Vogel gerufen habe. Er antwortete: er habe ihn kommen heißen. Sie schickten ihn abermals aus und unterwiesen ihn, den Vogel sich entfernen zu heißen, weil er den Häuptern hinderlich sei. Der Bote that es und der Vogel kam alsbald herbei. Auf das Verbot, hineinzugehen und sich in Gegenwart der Häupter zu setzen, that er, was ihm verboten war. Sobald der Vogel sich gesetzt hatte, befahl Luguleng, die Arbeiter, die im Walde erstarrt geblieben, zusammen zu rufen, und diese kamen alsbald zur Verwunderung der Umstehenden, denn Aluelap und Lugeleng wußten allein, daß jener Vogel Olifat war. Die Arbeiter fuhren nun fort mit dem Bau, gruben tiefe Löcher in den Boden, um die Pfosten darin aufzurichten. Dieses schien ihnen eine gute Gelegenheit, den Olifat wegen des vielen Unheiles, das er gestiftet hatte, zu tödten. Olifat merkte ihren Vorsatz und führte gefärbte Erde, Kohlen und die Rippe eines Palmblättchens bei sich. Er grub in der Grube eine Seitenhöhle, um sich darin zu verbergen. Sie glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, warfen die Pfosten hinein und Erde um dieselben. Olifat aber spie die gefärbte Erde aus, und die Götter glaubten, es sei Blut. Er spie die Kohlen aus, und sie meinten, es wäre die Galle und er nun todt. Mit der Kokosrippe machte sich jedoch Olifat durch den Balken ein Loch und entwich. Er legte sich quer über die Pfosten, aus denen er herausgekommen war, und wurde nicht bemerkt. Als sich die Arbeitsleute Abends zum Mahle setzten, sandte er eine Ameise hin, um ihm ein Stückchen Kokos zu holen. Er

Digitized by Google

ergänzte es nach seiner Macht zu einer ganzen Nuß, und rief sodann laut: Gebt Acht da unten, ich will meine Kokos spalten. Darüber erschraken sie sehr, hielten ihn für einen bösen Geist, da er am Leben geblieben sei, und beharrten bei ihrem Vorsatze, ihn umzubringen. Sie sagten ihm nun, er solle seine Mahlzeit nur vollenden, man würde ihm hernach einen Auftrag geben. Sie schickten ihn nun zum Hause des Donners, um demselben Essen zu bringen. Olifat nahm ein Rohr zu sich und ging hin ins Haus des Donners, indem er ihm mit rohen Worten zurief: Ich habe mich ermüdet, dir die Nahrung deines mißgestalteten Mundes zu bringen. Er gab das Essen ab und ging. Der Donner rollte ihm nach, aber Olifat verbarg sich in sein Rohr und kam glücklich zu den Werkleuten zurück. Diese schickten ihn nun zu dem Fische Fela, um ihm sein Essen zu bringen. Olifat tritt ins Haus des Fisches, den er nicht antrifft, wirft denen, die da waren, das Essen hin, indem er sagt: Nehmt hin für euch und geht fort. Als dieses der heimkehrende Fisch hörte, warf er eine Angel an einem langen Bande nach allen Winden aus; als er zuletzt die Angel nach Norden auswarf, zog er den Olifat heraus und tödtete ihn. Nach fünf Tagen suchte Lugeleng seinen Sohn, fand ihn todt und voll Würmer; er hob ihn in seine Arme auf, erweckte ihn wieder und fragte, wer ihn getödtet habe. Olifat antwortete, er sei nicht todt gewesen, sondern habe nur geschlafen. Da rief Lugeleng den Fisch zu sich und schlug ihm mit einem Stocke die obere Kinnlade ab, daher dessen obere Kinnlade kürzer ist als die untere bis auf den heutigen Tag. Anelap, Lugeleng und Olifat gingen in die Herrlichkeit nun ein, wo sie beschäftigt sind, Gerechtigkeit zu üben.

Recht heißt auf diesen Inseln Auge um Auge, Zahn um Zahn. Dessen ungeachtet ist man mehr darauf bedacht, Böses zu verhüten, als zu bestrafen. Der religiösen Gebräuche sind mancherlei. Fromme Menschen legen oft Früchte als Opfer für die Unsichtbaren hin, welche jedoch zu verzehren Niemandem verargt wird. Man hat verschiedene Arten das Loos zu befragen, wie in der ganzen Welt. Abergläubische Gebräuche sind natürlich hinreichend vorhanden. Wer eine der Bananen von einem Baume gegessen hat, muß die andern auch verzehren, weil nicht mehrere Menschen von einem Baume genießen dürfen. Eben so haben sie abergläubische Meinungen beim Fischfange, wie unsere Jäger. Außerdem giebt es bei ihnen verschiedene Feste und Vergnügungen. Die Caroliner sind ein singendes Volk, wie außer den Slaven und Griechen keines auf Erden. Alle Ereignisse werden in Liedern und Gesängen aufbewahrt, die sich sodann unter dem Volke von Mund zu Mund forterben. Auch dramatische Vorstellungen kommen vor. Musikalische Instrumente hat man jedoch bei ihnen nicht bemerkt. Ihre Sitten sind sehr harmlos; Krieg kennen sie nicht. Streitigkeiten schlichten die Häuptlinge den Gesetzen gemäß. Torres, der sie besucht hat, entwirft uns ein rührend schönes Gemälde von diesen guten Menschen. Sie haben keine Leidenschaften, als Liebe, Gastfreiheit und Freundschaft; Betrug ist ihnen fremd. In ihrem Verkehr und Handel sind sie redlich. Ihre Weiber sind äußerst züchtig und ehrbar; keine der Frauen begab sich auf das Schiff der Europäer. Ihre Bekleidung ist die der übrigen Caroliner, ganz angemessen dem Himmelsstriche, unter dem sie leben. So fanden die Europäer die Südseeinsulaner überall; aber die Erfahrung rechtfertigt den Wunsch, daß die Schiffe sogenannter gesitteter Völker doch ja selten an diesen glücklichen Gestaden landen möchten.

Torres sah hier das Begräbniß eines Königssohnes, dem er beiwohnte. Die Feierlichkeit begann mit Sonnenaufgang; alle Bewohner der Insel waren im Trauerhause stillschweigend versammelt. Sie kamen familienweise nach dem Todtenhause; man öffnete ihnen den Saal, wo der Verstorbene lang. Er war in Matten eingewickelt und mit Stricken aus Kokosfasern zusammengebunden. Lange Haarbüschel flatterten an den Knoten der Stricke. Es waren freiwillige Todtenopfer, welche Verwandte und Freunde des Verstorbenen sich abgeschnitten hatten. Der alte Häuptling saß auf einem Steine, auf dem auch der Kopf seines Sohnes ruhte. Seine Augen waren roth, und, wie im alten Testamente die Patriarchen thaten, sein Körper mit Asche bestreut. Sobald ein Fremder eintrat, stand er auf, ging

Digitized by Google

ihm entgegen, faßte ihn bei der Hand, und sprach mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes: „Hier liegt der Sohn des Melisso!“ Als der Leichnam von 6 Häuptlingen getragen den Saal verließ, erhob das Volk ein lautes Geschrei der Verzweiflung. Einige rauften sich die Haare aus, andere schlugen sich heftig an die Brust, alle vergossen Ströme von Thränen. Die Leiche wurde nun in ein Kanot oder Proe gelegt, wo sie bis zu Sonnenuntergang blieb. Dem Vater näherte sich ein Greis und überreichte ihm eine geöffnete Kokosnuß. Dieser nahm sie an und erklärte, daß er für das Wohl des Volks sein Leben erhalten wolle. Nach Sonnenuntergang wurde die Leiche verbrannt, die Asche wurde über das Haus des Verstorbenen ausgestreut und damit war das Begräbniß zu Ende.

Was von der Kühnheit der Caroliner bei ihren Seefahrten gesagt worden ist, gilt ganz besonders von den Bewohnern der Ualagruppe. Eine Art Sternkunde ist ihnen nicht mehr fremd und der Auf- und Untergang der Gestirne dient ihnen zum Wegweiser. Die Bekanntschaft mit den Europäern hat ihnen Thiere und Ackerbauwerkzeuge gegeben.

Das Bild, welches uns Düperrey und d'Urville von den Bewohnern der Inseln Ualan und Lele entwerfen, ist ein Stück aus einer bessern Welt. Als die Bewohner die Korvette ansichtig wurden, waren sie schüchtern, bald jedoch durch die weißen Männer angelockt, kamen sie friedlich auf das Schiff. Wo die Europäer hintraten, kamen sie ihnen wie höhere, Wesen, mit Opfergaben, welche das Feld liefert, entgegen. Da sie, um nach der Insel Lele zu dem Oberhaupte derselben zu gelangen, die Insel Ualan quer durchschneiden mußten, so folgten ihnen die Insulaner, und trugen ihnen die Früchte nach, die sie nicht sogleich verzehren konnten. „Unsere Ankunft auf Lele verbreitete dort einen ungeheuren Jubel. Männer, Weiber und Kinder stürzten uns in großer Anzahl entgegen. Der Gegenstand ihrer Bewunderung war besonders unsere Hautfarbe, welche sie unter fortwährendem Ausrufen berührten und besahen. Sie begleiteten uns zum Huros-Ton oder Oberhaupt der Insel, vor welchem sie sich stillschweigend und ehrerbietig in einiger Entfernung niedersetzten. Von der Last der Jahre gebeugt saß derselbe zwischen zwei Matten, im Hintergrunde einer geräumigen und außerordentlich rein gehaltenen Hütte. Seine Frau und einige Diener umgaben ihn. Es herrschte die größte Stille. Bei unserer Ankunft wollte er uns entgegen gehen, wir aber überhoben ihn des mühsamen Versuchs, indem wir uns sogleich neben ihn auf eine Matte hinsetzten. Er richtete eine lange Anrede an uns, auf welche wir ihm jedoch nur mit Geschenken antworten konnten. Wir haben nachher noch einige Häuptlinge besucht, unter andern auch denjenigen, der unmittelbar nach Huros-Ton die Regierung führt. Dieser war ein rüstiger, obwohl schon bejahrter Mann von einnehmender Gestalt, dem ein langer weißer Bart ein besonderes ehrwürdiges Ansehen gab.“

Die Weiber sind schön, selbst anmuthig. Da sie das Betelkauen nicht kennen, noch das Tabakschnupfen, so haben sie schöne Gesichter, blendend weiße Zähne, lebhafte Augen und eine natürliche, sie gut kleidende Schüchternheit. Sie ließen sich frei sehen, wo Männer in hinlänglicher Anzahl sie zu vertheidigen vorhanden waren. Sie gestatteten nicht die geringste Freiheit den Fremdlingen und benahmen sich ungemein bescheiden. — Ihre Wohnungen sind 30 Fuß lang, eben so hoch und 20 Fuß tief. Die Seitenwände bestehen aus kleinen dichtstehenden Latten, der Boden ist mit Binsenflechten bedeckt und das Ganze sehr rein. In der Mitte steht ein steinerner Herd, auf welchem Fische, Bananen und Brodfrucht bereitet werden. Auch bauen sie sehr hübsche Nachen, kennen aber die Segel nicht und wagen sich nicht über die Riffe hinaus. Ein bis jetzt noch nirgends im Australoceane vorgekommener Fortschritt in der Cultur kam den Franzosen in Ualan vor. In jedem Hause fand sich nämlich ein kleiner Weberstuhl, der sehr sinnreich für die Verfertigung des Zeuges zu ihren Kleidungen eingerichtet war. Sie hatten Weberschiffchen den unsern ähnlich, und die einzelnen Fäden ihrer Zeuge waren glänzend und festgefärbt mit verschiedenen Farben. — Die Franzosen können nicht genug die liebreiche Aufnahme, den freundlichen Sinn und die unverdorbene Sitte dieser guten Naturkinder rühmen. Man bemerkte unter ihnen keine Waffen,

Digitized by Google

Ihre Spieße sind blos Werkzeuge für den Fischfang. — Die aus ungefähr 2000 Menschen bestehende Bevölkerung soll in 7 Classen abgetheilt sein. Der Adel heißt Huros, der Häuptling heißt Ton; sie haben unumschränkte Gewalt über das Volk, das Vorrecht, mehrere Frauen zu nehmen, und ein geistiges Getränk, Tugtug genannt, zu genießen. Die Häuptlinge haben die Insel unter sich getheilt, so wie auch ihr Dorf und die einzelnen Theile durch Mauern gesondert. Es scheint hier eine Art Gütergemeinschaft eingeführt zu sein, denn alle Erzeugnisse, aller Gewinnst und der Ertrag des Fischfangs wird in das gemeinschaftliche Vorrathhaus niedergelegt, von wo aus dann durch die Häuptlinge einem Jeden sein Bedarf verabreicht wird. So fanden die Europäer alle Geschenke, welche sie den einzelnen Einwohnern gemacht hatten, im gemeinschaftlichen Magazine wieder. Daselbst waren auch die Kähne der Eingebornen nebst allen nützlichen Geräthschaften der ganzen Gemeine. Dieses Magazin ist ein nach allen Seiten offenes Haus, 60 Fuß lang und bis zum Giebel des Dachs eben so hoch. Es dient auch zum täglichen Versammlungsorte dieser ganzen Völkerfamilie.

3. Die Bewohner der Pelewinseln.

Diese Inseln liegen westlich von den vorigen, unter 7° 30′ nördl. Br. und 152° östl. L. Es sind mehr als 20 größtentheils unbedeutende und nicht alle bewohnte Inselchen, deren größte, Babiltoup, etwa 12 Meilen im Umfange hat. Sie sind gebirgig, aber sehr fruchtbar, reich an Pflanzenproducten, aber ohne alle vierfüßige Thiere. Diese Inselgruppe wurde 1696 entdeckt, 1783 lief an ihren Klippen Kapitain Wilson Schiffbruch und rettete sich in einem Boote auf das nächste Eiland Orulong. Die Insulaner benahmen sich so menschenfreundlich gegen die Mannschaft des gescheiterten Schiffes, daß diese bei ihrer Rückkehr nach Europa ein höchst anziehendes Bild, wie es nur immer in ein Paradies passen kann, von ihnen entwarf. Auf seiner Rückkehr nahm Kapitain Wilson den Sohn des Häuptlings der Pelewinseln mit sich, um ihn zum Wohlthäter seines Vaterlandes auszubilden. Nur ungern hatte sich sein Vater Abba Tule von ihm getrennt, aber der junge Libu hatte zu den Europäern eine unbezwingliche Zuneigung gefaßt. Er kam nach London, ward mit Auszeichnung behandelt und bildete sich dem civilisirten Leben sehr schnell an. Gleich einem unbeschriebenen Blatte nahm seine Seele alle Eindrücke schnell auf; und mit einem unleugbaren Scharfsinne wußte er schnell die Vortheile der Civilisation von ihren Nachtheilen zu unterscheiden. Er lernte schreiben, und freute sich im Voraus auf die Schule, die er nach seiner Heimkehr anlegen wollte. Er zeigte auch viel Witz; so moquirte er sich z. B. über das neblige Klima Londons, daß man hier zum Essen, zum Schlafen u. s. w. überall eigner Häuser bedürfe. Durch seine Bescheidenheit und seine feinen Sitten gewann er alle Herzen. Leider ging Alles für sein Vaterland verloren, denn er wurde von den Blattern befallen und starb zu London. — Seltsam genug sollen es gerade die von Wilson so schön geschilderten Pelewinsulaner sein, welche seitdem zu den abscheulichsten Menschenfressern ausgeartet sind. Pater Cantova entwirft von ihnen folgendes Bild: „Es ist ein zahlreiches Volk, aber unmenschlich und barbarisch. Männer und Weiber gehen ganz nackt und nähren sich von Menschenfleisch. Die Indianer der Carolinen betrachten dieses Volk mit Grausen als Feinde des Menschengeschlechts, mit dem es gefährlich ist, die geringste Gemeinschaft zu haben. Spanier, Amerikaner und Engländer haben seitdem die Pelewinseln häufig des Trepang wegen besucht und alle stimmen über die Verschlimmerung dieses Naturvolks überein. Kadu war aus der Insel Ulea gebürtig. Als er auf den Pelewinseln war, flößten die Sitten der Bewohner ihm Abscheu ein. Sie sollen ein wollüstiges übermüthiges Volk geworden sein.

Die Pelewinsulaner waren zur Zeit, da sie entdeckt wurden, keineswegs ohne Civilisation. Das malaiische Feudalsystem ist noch jetzt heimisch und drückte damals weniger. Sie haben Religion, geregelte Regierungen unter erblichen Oberhäuptern und die vergleichende Völkerkunde findet hier, daß wie in Westafrika unter den Aschanti, die Häuptlinge erbliche Stühle oder Schemmel besitzen, welche gleichsam als Thronrecht vom Vater auf den Sohn forterben. Auf den Pe-

Digitized by Google

lewinseln bestehen sie aus einem gelben Steine mit Sitz und Lehne. Die Häupter stehen in sehr hohen Ehren, und man naht sich ihnen mit der größten Ehrerbietung, indem man vor ihnen zur Erde fällt und zu ihnen hinkriecht. Der vornehmste Häuptling wohnt auf der Insel Eriklithu, und behauptet vor allen Häuptlingen der Pelewinseln den Vorzug, lebt aber mit ihnen in fortdauerndem Kampfe. Er hält bei wichtigen Angelegenheiten Rath mit den Rupacks, welche eine Art von nicht erblichem Adel zu bilden scheinen. Einer begleitet den König immer und wird stets von ihm zuerst um seinen Rath gefragt. Er geht nie in den Krieg und hat nur Eine Frau, während die übrigen Rupacks zwei haben. Der Rang unter den Rupacks wird durch einen Orden bestimmt, dessen Zeichen ein um den Arm getragner Knochenring ist, welche Auszeichnung auch Wilson vom Könige erhielt. Der Nächste nach dem Könige ist sein ältester Bruder; er ist Thronerbe und Anführer der bewaffneten Macht. Täglich hält der König eine öffentliche Sitzung, um Streitigkeiten zu schlichten und Gesuche anzuhören. Er ist der allgemeine Grundherr; jeder Einwohner besitzt ein Stück Land zu seinem Unterhalte, aber nur so lange, als er es anbaut; wählt er einen andern Wohnplatz, so fällt es an den König zurück, der es dann an einen Andern verleiht. — Die Bewohner (60,000) sind ein kräftiger Menschenschlag von mittler Größe und dunkler Kupferfarbe. Ihr Haar ist lang, besonders bei den Weibern, welche vorn und hinten kleine Schürzen tragen, die von den Fasern der Kokosnußschale gemacht und gelb gefärbt sind. Männer und Weiber sind tätowirt; jene haben ein Ohr, diese beide durchbohrt; jene tragen Kügelchen, diese ein Blatt oder ein Ohrgehänge von Schildkrötenschale darin. Auch die Nasenwand ist durchbohrt. Im Schwimmen sind beide Geschlechter sehr geschickt, und die Männer gewandte Taucher. — Ihre Nahrung besteht in der Brodfrucht, Yams, Pisang, Bananen und Orangen. Das gemeine Huhn fand man häufig wild in Wäldern. Die Einwohner suchten zwar die Eier desselben auf, lernten aber erst von den Engländern, daß das Fleisch dieser Thiere eine vortreffliche Nahrung gebe. Wilde Tauben sind eine Lieblingsspeise, aber nur Personen von gewissem Range erlaubt. Gekochte Schildkröten werden als Lieblingsgericht verzehrt. Ihre Fische essen sie theils geröstet, theils in Salzwasser gekocht, theils roh, oder mit Limonien- oder Pomeranzensaft begossen. Salz haben sie nicht, noch sonst eine andere Würze. Ihr gewöhnliches Getränk ist Kokossaft, selten Wasser. — Ihre Häuser sind ungefähr drei Fuß über dem Boden erhaben, um sie gegen Feuchtigkeit zu sichern. Auf eine Unterlage von großen Steinen waren Balken gelegt, welche das Dach von Bambusrohr und Palmblättern trugen. Im Innern war keine Abtheilung, in der Mitte ein kleiner Feuerherd, wo man zum Abkochen der Yams, zur Abhaltung des Thaus bei Nacht und um die Muskitosfliegen zu verjagen, Feuer anzündet. Die Oeffnungen des Hauses, die zugleich als Thüren und Fenster dienen, sind mit Läden von Bambusgeflecht versehen, um den Regen abzuhalten. Die öffentlichen Gebäude, zum Theil äußerlich mit künstlichem Schnitzwerk geziert, sind gegen 80 Fuß lang; hier werden theils öffentliche Angelegenheiten ausgemacht, theils Feste gegeben. — Unentbehrlich ist Jedem ein aus Pisangblättern geflochtenes Körbchen, worin Betel, ein Kamm und ein Messer sich befinden. Die Kämme sind aus dem Holze des Pomeranzenbaumes, die gewöhnlichen Messer aus Muschelschalen oder aus Bambusrohr, die besten aus der Schale der Perlauster gemacht. Netze, Leinen und andere Fischergeräthe werden von dem faserigen Ueberzuge der Kokosnüsse bereitet; man schläft auf Matten von Pisangblättern. Letztere dienen auch statt Schüsseln; die Schale einer Kokosnuß ist ihr Trinkgeschirr. Sie verfertigen irdene Gefäße von bräunlicher Farbe; aus den Schildkrötenschalen Löffel, Ohrgehänge und Armbänder, Beile aus den härtesten Theilen der Chamamuschel. — Ihre Hauptwaffe ist der gegen 12 Fuß lange Speer aus Bambusrohr mit einer Spitze aus hartem Holze. Auch bedienen sie sich des Wurfspießes mit vieler Geschicklichkeit. Ihre größten Kanots können 25—30 Menschen tragen und haben dreieckige Segel von Matten. — Ueberhaupt sind diese Insulaner fleißig, geschickt und gelehrig. Sie stehen mit dem Tage auf und baden sich, Männer und Weiber an besondern Orten. Die

Digitized by Google

Männer arbeiten dann in ihren Pflanzungen, bauen Häuser und Kanots, verfertigen Geräthschaften, Waffen u. dergl.; die geschickten Arbeiter, z. B. die Baumeister, Bearbeiter der Schildkrötenschalen, Töpfer u. s. w. werden sehr geachtet. Selbst die Vornehmen geben das Beispiel fleißiger Thätigkeit. Die Weiber müssen in den Yamspflanzungen arbeiten und das Unkraut auf den gepflasterten Straßen ausjäten. Sie verfertigen Matten, Körbchen, besorgen das Haus und verrichten das Geschäft des Tätowirens. Sie waren freundlich, vermieden aber den Verkehr mit den Engländern und waren empfindlich, wenn gegen sie das Zartgefühl verletzt wurde. Vielweiberei ist erlaubt, doch hat gewöhnlich der Mann nur zwei Weiber, da jede Frau ein Haus haben muß. Der König hat fünf, die aber auch nicht zusammen leben. Die schwangern Weiber werden mit besonderer Sorgfalt behandelt. — Die Engländer bemerkten bei diesen Insulanern Nichts, was einer religiösen Feierlichkeit geglichen hätte, aber manchen Aberglauben, z. B. Vorbedeutungen und Zeichendeuterei. Die Einwohner von Korura zeigten sowohl unter sich, als gegen die Fremden, welche an ihre Küsten verschlagen waren, die freundlichste Gemüthsart und die uneigennützigste Theilnahme. Sie achteten das Eigenthum, und was sie zu kleinen Diebereien gegen die Engländer reizte, war kindische Neugier. — Das Tödten der Kriegsgefangenen entschuldigten sie mit der Selbsterhaltung. Einige Jahre nach Wilson's Rückkehr sandte die ostindische Gesellschaft zwei Schiffe 1790 von Bombay ab, um dem guten Abba Tule die Nachricht von dem Tode seines Sohnes zu melden und ihm ihren Dank für die freundliche Aufnahme der Schiffbrüchigen zu bringen. Der König von Korura und sein ganzes Volk empfingen sie mit herzlicher Freude. Die Engländer landeten in dem bequemen Hafen Amollika, wo Ueberfluß an süßem Wasser war, und wo sie das Fort Abercrombie bauten. Sie brachten dem Könige einige Kühe und Stiere, Schafe und Widder, Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Turteltauben, Sämereien und Getreidekörner, Gewehre und nützliche Werkzeuge. Als 1798 ein anderes englisches Schiff die Pelewinseln besuchte, hatte sich das zahme Vieh ungemein vermehrt; Getreide und andere neuangebaute Pflanzen gediehen üppig.

4. Die Bewohner der Mulgrave's-, Radacks- und Fischer-Inseln.

Die Lord Mulgrave's-Inseln, von Marshal und Gilbert 1788 entdeckt und zum Theil nach letzterem benannt, liegen vom Aequator bis 10½° N., 188 bis 193° O. Sie sind zum Theil Korallenfelsen und größtentheils niedrig, sehr unbekannt. Die Zahl der Inseln soll sich auf 70 belaufen. Zu ihnen gehört die Hopper, Marshall, Woodle, Daniel u. a. Inselgruppen.

Zu den neuesten Entdeckungen gehört die durch von Kotzebue seit 1816 bekannt gewordene Radacks-Gruppe und die westlich davon liegende Ralicks-Gruppe. Die Radacks-Inselkette gehört zu den jüngern Koralleninseln. Sie besteht aus kleineren Gruppen, deren einzelne Inseln in der Mitte noch ein großes Wasserbecken enthalten. Die Einwohner gehören zu den gutmüthigsten und liebenswürdigsten Australiens, weichen aber in der Sprache ganz von den übrigen ab. Ein Oberhaupt beherrscht die ganze Kette, andere Häuptlinge die einzelnen Gruppen, unter denen Atdia, wo sich Kotzebue aufhielt. Zu jener gehören die Romanzow-, Tschitschagow- u. a. Inseln. Alle sind gut bevölkert und ihre Einwohner zeigten sich zu freundlichem Verkehr mit den Europäern geneigt.

Neben ihnen sind im Westen die Fischer-Inseln oder Pescadores, der Fischer-Sund. Zu bemerken ist jedoch, daß manche dieser neu bekannten Eilande wohl schon unter andern Namen aus früherer Zeit bekannt sein dürften.

Im Ganzen sind diese Archipele nicht sehr reich an mannigfaltigen Produkten, und nicht alle Inseln besitzen die nämlichen. Theils sind nicht alle Inseln reif genug, um manche Pflanzenarten zu beherbergen, theils fehlt manchen auch süßes Wasser, wiewohl doch die meisten mit Wasser hinlänglich versehen sind. Wo indessen Pflanzen wurzeln können, sind sie auch in großer Ueppigkeit und Fülle, wenn auch nicht Mannigfal-

Digitized by Google

tigkeit vorhanden. Der Pandanus ist in einer Menge Arten vorhanden und macht, da er auch im dürrsten Sande fortkommt, eine der vornehmsten Naturgaben aus. Die faserigen Steinfrüchte enthalten einen süßen, würzigen Saft. Sie werden weich geklopft und ausgedrückt. Auch bereitet man, indem man die Früchte in Gruben bäckt, ein unter dem Namen Mogan bekanntes Konfect daraus. Die Blätter des Pandanus liefern Fasern, aus denen Matten und Zeuge gewebt werden. Die Kokosnuß ist ein köstliches Geschenk der Natur für die Südseeinseln; sie liefert Nahrung und Kleidung, Oel und Gefäße, Tauwerk und Segel. Die Brodfrucht, die Tarowurzel, das Arum, Pisang, liefern Mehl und ersetzen das Brod. Einige Hibiscusarten geben einen starken Bast, aber auch einige schöne Liliaceen werden von den Einwohnern gepflegt, um sich mit Blumen zu schmücken. Kotzebue hat diese Insulaner mit Melonen, Mais und mehrern nutzbaren Gewächsen beschenkt, und besonders ließ sichs Chamisso angelegen sein, wo er hinkam, wahre Wohlthaten dadurch zu verbreiten, daß er nutzbare Vegetabilien verbreitete. Als Kotzebue auf seiner zweiten Reise bei seinem Freunde auf Radack einsprach, hatte er dasgewiß edle Vergnügen mit Yams bewirthet zu werden, welche er acht Jahre vorher auf seinem Schiffe dahin geführt hatte, und zu hören, daß auf den benachbarten Inseln Ziegen und Schweine, die er dahin gebracht hatte, sich schon so vermehrt hatten, daß sie den Einwohnern bereits als Speise dienten. Eine wahre Landplage auf diesen Inseln sind die Ratten; Kotzebue brachte ihnen Katzen, die er bei seiner zweiten Reise bereits ziemlich zahlreich und verwildert vorfand. — Das Meer bringt eine Menge Fische, Krabben, Mollusken u. s. w. hervor, auch giftige Rochen; besonders bemerkte Chamisso zwei Arten davon, wovon eine einen, die andere fünf Stacheln am Schwanze hatte. Der Haifisch lauert an den Oeffnungen der Korallenriffe, aber der fliegende Fisch spottet seiner.

Je nachdem eine Insel ältern oder jüngern Ursprungs ist, liefert sie auch mehr oder weniger Unterhalt für eine zahlreiche Bevölkerung; daher findet man manche Inseln sehr stark, manche nur mit kleinen Anfängen einer Kolonie bevölkert. Diese Insulaner gehören wohl zu der zartesten Völkerfamilie des Menschengeschlechts. Sie sind von dunkelbrauner Farbe, schlank, groß, sehr wohlgebildet; ihr Haar ist schwarz, ihre Gesichtszüge sanft und angenehm, ihre Glieder sind zierlich gebaut. Der schöne Himmel, die kühlenden Seewinde, die vegetabilische Nahrung, welche sie sehr mäßig genießen, bildet hier zusammen eine außerordentlich zarte Menschenart. Die schönen weißen Zähne, die schwarzen feurigen Augen geben ihnen ein geistvolles Ansehen, und jener Ausdruck eines düstern, dumpfen Hinbrütens, den Humboldt auf den Gesichtern der Eingebornen Amerika's fand, wird hier nicht gesehen. Die Menschen behalten hier bis in ihr höchstes Alter einen frohen Muth, eine Art fröhlichen, kindlichen Leichtsinns und Unbefangenheit, deren Lebendigkeit sehr mit jenem wilden Ernste des Festlandes contrastirt. — Die Bekleidung ist einfach, aber hinreichend, um selbst vor dem Europäer nichts Unehrbares zu haben. Die Männer tragen Gürtel mit herabhängenden Baststreifen oder viereckigen Schürzen. Knaben gehen bis zum Mannesalter unbekleidet, ihr schwarzes schlichtes Haar ist zierlich auf den Scheitel gebunden und besonders Weiber zieren sich mit Blumenkränzen und Muscheln, welche selbst auf einem europäischen Balle bewundert würden. Die Männer lassen ihren Bart wachsen; die Weiber und Männer haben aufgeschlitzte Ohrläppchen, in welchen sie Rollen von Pandanusblättern tragen. Eine allgemeine Sitte ist das Tätowiren, und es scheint, als ob damit eine Art religiösen Gefühls verbunden würde. Das Tätowiren wird nur auf der Gruppe Eyup verrichtet und ist, je nachdem die Person vornehmer oder geringer ist, verschieden. Die Operation wird jedoch nur an Erwachsenen vorgenommen, da sie ziemlich schmerzhaft ist. Bei den Männern bildet sie über Schulter und Brust ein am Nabel zugespitztes Dreieck, das aus kleinen, auf verschiedene Art verbundenen Strichen besteht. Rücken und Bauch sind durch ähnliche wohlgeordnete Striche bezeichnet. Bei den Weibern sind nur Schulter und Arme tätowirt, an Kindern sieht man wohl mitunter Arme und

Digitized by Google

lmden, selten das Gesicht, tätowirt. Auffallend ist bei manchen das Kreuz, welches auch von einigen auf den Mulgraveinseln aus Stein geschnitten um den Hals getragen wird.

Die nördlichen Inselgruppen haben Häuser, die blos aus einem Schuppen von vier Pfosten mit einem niedrigen Dache bestehen; jedoch sind auf verschiedenen Inseln auch die Wohnungen verschieden gebaut, und auf manchen sind die Häuser ziemlich bequem. — Ihre Geräthschaften sind natürlich sehr einfach. — Obgleich Vielweiberei herrschend ist, so wird das Weib doch immer als Gefährtin und nie als Sklavin des Mannes behandelt. Sie spricht unter den Männer mit, die Frau folgt ihrem Manne sogar in den Krieg nach und unterstützt seine Angriffe auf den Feind mit Gesängen und Steinen. Die Beschäftigungen der Weiber sind weibliche Arbeiten. Tänze, Spiele mit der Trommel begleitet. Die Erziehung der Kinder ist ihnen allein anvertraut und sie säugen dieselben lange. Sie sind sittsam, und außer der alten Mutter eines Häuptlings ist kein Weib an den Bord der europäischen Schiffe gekommen. Unverehelichte Mädchen haben jedoch vollkommne Freiheit, ohne ihren Ruf zu beflecken, ihre Gunstbezeigungen nach ihrem Belieben, wem sie wollen, zuzuwenden. Uneheliche Kinder werden wie die ehelichen erzogen. Sobald sie gehen können, nimmt sie aber der Vater zu sich. Man sagt, daß keine Mutter mehr als drei ihrer Kinder auferziehen darf, die folgenden Kinder müssen sie nach der Geburt lebendig begraben lassen. Indeß findet man für diese Sage nirgends einen Beweis, selbst Kotzebue erwähnt dieser empörenden Sitte nicht als Augenzeuge, sondern vom Hörensagen. Mangel an Nahrungsmitteln und Furcht vor Uebervölkerung soll die Ursache dieser scheußlichen Unnatürlichkeit sein. Man muß jedoch das weibliche Gemüth sehr wenig kennen, um nicht überzeugt zu sein, daß eine Mutter lieber Hungers stirbt, als ihr Kind preisgiebt. Zudem lassen sich folgende Züge nicht mit einer solchen Sitte vereinigen. Die Mütter lieben ihre Kinder überaus zärtlich, sie erziehen sie mit Sorgfalt, selbst uneheliche Kinder werden mit derselben Sorgfalt gepflegt, und kein Mädchen ist beschimpft, viel weniger einer Strafe unterworfen, welches Mutter wird, ohne Weib zu sein. Wie will man mit diesen Thatsachen den Kindermord vereinigen?!

Die Spuren des malaiischen Lehnwesens zeigen sich auch hier. Die Inseln stehen unter Häuptlingen, welche wieder einem Oberhäuptlinge untergeordnet und dienstbar sind; jedoch ist das Joch nicht zu drückend. Leider ist auch der Krieg nicht unbekannt, und obwohl jede Schlacht sogleich endigt, sobald einer fällt, so ist doch die Scheu vor dem Menschenmord bereits überwunden. Besser gefällt uns der Freundesbund, der auch hier zwischen zwei Freunden durch Namentausch geschlossen wird. Dieser Bund legt dem Freunde auf, wenn der Freund als Gast bei ihm erscheint, jegliches Gut des Hauses mit ihm zu theilen. — Die Industrie dieser Völker beschränkt sich auf ihre unmittelbaren Bedürfnisse. Sie bauen gute Kähne, mit welchen sie scharf bei Wind segeln. Auf den bevölkerten Inseln wird der Ackerbau, eigentlich Gartenbau, mit vielem Eifer betrieben. Jeder umzieht seinen Palmenhain mit einer Schnur, und diese reicht hin, sein Eigenthum zu bewahren.

Religion ist diesen Völkern keineswegs fremd; der einfache Naturkultus ist ihnen eigen. Sie verehren ein unsichtbares Wesen im Himmel, bringen ihm bei besondern Gelegenheiten feierliche Opfer, die jedoch unblutig sind. In Gegenwart des versammelten Volks weiht einer dem Gott Früchte durch Emporhalten und Anrufung desselben, von welchen Anrufungen das letzte Wort vom Volke im Chor wiederholt wird. Man hat heilige Bäume, auf welche sich die Gottheit niederläßt. Ein Viereck aus Balken schließt den Fuß des Baumes ein. Stirbt ein Häuptling, so wird er feierlich beerdigt; die Leichen der Uebrigen werden dem Meere anvertraut, wo die zahlreichen Haifische die Bestattung besorgen.

Als Kotzebue bei der von ihm (1816) entdeckten Neujahrsinsel vorbeisegelte, kamen mehrere Boote an das Schiff, das sie mit Erstaunen betrachteten, wobei sie sich aber übrigens friedlich benahmen und die wenigen Früchte, die sie zu verhandeln hatten, darboten, auch mit den Gegengeschenken außerordentlich zufrieden waren. Diese Insulaner schienen lang und schmächtig, von sehr dunk-

Digitized by Google

ler Farbe, das Gesicht nicht tätowirt, die Stirne hoch, die Nase gebogen, die Augen lebhaft, die Haare mit Kokosöl eingerieben, auf den Scheitel gebunden und mit Blumenkränzen geschmückt. Um den Hals trugen sie eine Schnur mit rothen Muscheln, einige trugen feine Matten um die Lenden, andere lange Faserschürzen aus Gras, die bis auf die Füße herabhingen. Ihre Ohrläppchen hatten weite Oeffnungen, in die Blätterrollen oder auch Schildpatt gesteckt war. Der Häuptling hatte auch hier eine hohle Muschel, welcher er Töne entlockte. Sie zeigten sich ehrlich, munter, witzig und reinlich. Krieg scheint ihnen fremd zu sein.

5. Die Bewohner der Sandwichinseln. (S. Taf. XXII.)

Da diese Inselgruppe, zwischen 19° — 22° nördl. Br. und 154° — 165° westl. L. [die 10 bewohnten und 2 unbewohnten zusammen 360 Quadratmeilen groß] in der Bildungsgeschichte der Menschheit einen bedeutenden Platz einzunehmen bestimmt zu sein scheint, so verdient sie wohl, daß wir länger dabei verweilen. Wenige Seefahrer haben den Australocean seit der Entdeckung dieser Inseln befahren, ohne auf ihnen zu landen und sich zu erquicken. Bei dem lebhaften Verkehr zwischen den zwei größten Erdtheilen, Asien und Amerika, muß dieser Archipel von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmen, indem er in der Mitte des Oceans liegt.

Daß diese Inseln vor Cook's Ankunft von keinem Schiffe besucht wurden, beweist die gänzliche Unwissenheit der Sandwichaner über weiße Menschen und ihre Beschaffenheit bei der Entdeckung. Es war auf der dritten Reise Cook's, als dieser berühmte Weltumsegler im Jahre 1778 diese Inseln zuerst erblickte. Nach einer mühevollen Reise in die Behringsstraße war diese Entdeckung außerordentlich erwünscht. Nach mehrtägigem Suchen warf das Schiff auf der Südseite vor Owaihi (oder, wie den Namen dieser Insel Andere schreiben, Howaii, auch Owyhen Anker. Es geschah dieses im Angesichte der großen Ortschaft Kearakekua. Mit religiöser Verehrung kam man dem rohen Seemanne, sammt seiner auf der dritten Reise so rohen Begleitung entgegen. Die Europäer wurden für Götter gehalten und Cook selbst für den Rono, der hier als Gott verehrt wurde. Eine alte Sage der Eingebornen bestätigte diese Täuschung; so soll vor Alters ein Boot mit fünf weißen Männern gelandet sein, welche von den Eingebornen für Abgesandte des Rono gehalten wurden und Besitz von den Morais (Tempeln) nahmen. Da sie für Gottgesandte galten, so fehlte es ihnen nicht an Speisen, indem ihnen täglich Opfer gebracht wurden. Weil nach einer alten Sage auf der Insel Owaihi das Grabmal von Rono's Gemahlin war, so hielt man die fünf weißen Männer für von Rono abgesandt, um das Grab zu bewahren. Es wurden ihnen Priester bestellt, die ihrer auf das Sorgfältigste pflegten. Indessen war den weißen Männern der Aufenthalt in den Morais bald langweilig. Sie knüpften Bekanntschaft mit den Priestern an und verrichteten mit diesen gemeinschaftlich heilige Gebräuche in den Morais. Endlich traten sie sogar unter das Volk, da sich denn dieses überzeugte, daß es Menschen waren, wie sie, nur von weißer Hautfarbe. Die Weißen wußten sich aber durch Klugheit und gute Sitten das Vertrauen der Eingebornen zu erwerben. Man gab ihnen daher die vornehmsten Mädchen zu Weibern und ihre Nachkommen seien die Jeris, welche sich auch wirklich durch weißere Farbe auszeichnen. Diese Fremdlinge waren es, von denen die Sandwichaner verschiedene Wohlthaten erhalten zu haben behaupteten. Vor allen Dingen hölzerne Helme und kurze spanische Mäntel, eine Tracht, welche bei der Ankunft Cook's allgemein war unter den Jeris. Diese Sage mag nicht ungegründet sein, obwohl es schwer zu glauben ist, daß es europäische Seefahrer waren; denn diese hätten sich die Liebe der Eingebornen nicht so leicht erworben. Cook wurde jedoch für den Rono selbst gehalten und sein besonnener Begleiter Ledyard erzählt uns davon Folgendes:

„Die Stadt Kearakekua enthielt ungefähr 1400 Häuser. Die Scharen des Volkes, die ans Ufer flogen, als die Fahrzeuge hereinsegelten, waren ungeheuer. 3000 Kanoes zählte man in der Bai, angefüllt mit Mannspersonen, Frauen und Kindern bis auf eine Anzahl von wenigstens 15000, außer denen, die schwammen, oder auf

Digitized by Google

Küsten waren. Der Anblick war ausnehmend bunt und grotesk, das Ufer, die Felsen umher, die umgränzenden Berge, die Dächer der Häuser, die Zweige der Bäume waren alle bedeckt und das Geschrei der Freude und Verwunderung von vielen tönenden Stimmen der Männer vermischt mit den hellern Ausrufungen der Weiber, welche tanzten und mit den Händen klatschten, das Ueberspringen von Kanoes, das Schreien, Jauchzen der Kinder, schwimmende Waaren, die man unter Geschrei zu Markte brachte, Alles dies bildete eine der seltsamsten Scenen, die man sich vorstellen kann. Es blieb nicht dabei; eine Menge der gemeinschaftesten Lebensmittel wurde gebracht und an die Ankömmlinge vertauscht. Der erste Besuch Cook's am Ufer geschah mit außerordentlicher Feierlichkeit. Zwei Häuptlinge mit langen weißen Stäben machten einen Weg zwischen den Kanoes für seine Pinasse, und als Cook durch die Leute hindurchwanderte, bedeckten alle ihr Gesicht mit den Händen. Am Lande erwartete ihn eine neue Schar von Häuptlingen; Alles warf sich vor ihm auf die Erde, alle verhüllten ihre Gesichter, wenn er an ihnen durchkam; kaum war er jedoch vorbei, so erhoben sie sich und folgten ihm nach. Wendete aber Cook den Kopf um, so warfen sie sich alle wieder zur Erde oder verhüllten das Gesicht; und endlich, um ja den Blicken des Gottes nicht zu begegnen, krochen sie auf allen Vieren hinter ihm her. — Cook wurde nun zu dem Morai geführt, wohin ihm das Volk nicht folgen durfte und wo die Geschenke, welche er austheilte, mit der größten Ehrfurcht empfangen wurden."

Dieser Bericht eines Augenzeugen beweist mehr, als Alles, den glücklichen Zustand, in welchem sich diese schönen Inseln bei der Ankunft Cook's befanden. Auf Cook's Forderung wurde ihm ein Bezirk am Strande für seine Arbeiter eingeräumt; derselbe ward mit weißen Stäben umsteckt und ein Vertrag geschlossen, daß derselbe von keinem Eingebornen betreten werden sollte, aber auch die Weißen ihn nach Sonnenuntergang nicht verlassen dürften. Der Bezirk der Weißen wurde mit dem Tabu belegt; dieses geheiligte Wort hielt jeden Eingebornen zurück. Aber die Weißen waren es, welche die schönen Insulanerinnen verführten und des Nachts in den Bezirk lockten. Da die Atuas, die Hausgötter, die Verletzung des Tabu nicht rächten, so folgten dem bösen Beispiele gar bald die Eingebornen nach. Es fielen Scenen vor, welche die gute Meinung der Eingebornen nothwendigerweise untergraben mußten, und die göttliche Verehrung verwandelte sich gar bald in die verdiente Verachtung. Die Brutalität der Weißen erregte selbst bei den sinnlichen Kindern der Südsee gerechten Abscheu, und als endlich Cook selbst sich so weit vergaß, daß er allen göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn sprach, so war die Folge davon seine Ermordung. Da die Umstände von Cook's Tode weniger als sein Name bekannt sind, so wollen wir hier aus den Nachrichten Ladyard's, der Augenzeuge davon war, Einiges beibringen.

„Es war am 4. Februar, als Cook an das Ufer ging, um die hölzerne Wand, welche den Morai oder das Heiligthum der Insel einfaßte, zu kaufen und wegzubringen. Er schickte nach den Priestern und den Häuptlingen, und bot ihnen zwei eiserne Aexte für die Einfassung an. Entsetzt wichen diese zurück. Cook fühlte sich gekränkt, gab seinen Leuten Befehl, die Einfassung abzubrechen, und in die Boote zu laden. Die armen erschrockenen Häuptlinge, seinen Unwillen fürchtend, mußten zusehen, wie eine Hand voll roher Fremdlinge ihr Heiligthum zerstörte, ohne Macht und Entschlossenheit zu haben, es zu wehren. Cook selbst erstieg den Morai, bot noch einmal die Aexte den Häuptlingen an, um der Beschuldigung auszuweichen, als habe er geraubt. Die Häuptlinge schlugen es abermals aus. Cook fügte dann noch eine Axt hinzu und mit zunehmender Empfindlichkeit sagte er: sie sollten sie nehmen oder gar nichts haben. Kikinny, der Priester, dem das Anerbieten gemacht wurde, erblaßte und zitterte, schlug es aber gleichfalls aus. Cook steckte nun die Beile in das Gewand, in welches der Priester gehüllt war, und verließ ihn sogleich, um die Vollziehung seiner Befehle zu beschleunigen. Was Kikinny betraf, so wandte er sich an einige seiner Dienstboten und hieß sie die Aexte aus seinem Gewande nehmen, berührte sie aber selbst nicht. Unterdessen hatten sich eine Menge Eingeborner unter den Mauern des Morai versammelt, wo wir das Holz niederrissen,

Digitized by Google

and waren höchst ungestüm und warfen selbst das Holz und die Bilder zurück, als wir sie niederrissen; ich weiß nicht, was sie abhielt, sich noch mehr zu erlauben; jedoch gelang es, daß wir Alles in die Boote bekamen und sicher an Bord brachten. Und selbst diese Mißhandlungen brachte das Volk noch nicht auf das Aeußerste. Es mußte ein gut geartetes Volk sein, dessen Leidenschaften selbst solche Mißhandlungen ertragen konnten! Daß sie sich nach dem Beispiele Cook's ein englisches Boot stahlen, kann man ihnen doch wahrlich nicht zum Vorwurfe machen. Allein Cook konnte diesen Diebstahl nicht verzeihen und beschloß, mitten unter Zehntausenden seiner Jeris, den König von Owaihi gefangen wegzuführen."

„Trotz dem, was geschehen war, wurde Cook, sein abscheuliches Vorhaben im Herzen, am Lande mit der größten Ehrfurcht empfangen. Der König war geneigt, Cook auf das Schiff zu folgen. Als aber das getreue Volk den fürstlichen Greis an der Hand des übermüthigen Fremdlings sah, brach ihm das Herz. Sie suchten ihr geliebtes Oberhaupt zurückzuhalten, beschworen mit Thränen den alten Teraiobu zurückzubleiben, und als Cook Gewalt brauchen wollte, riß endlich der Faden der Geduld. Die Europäer gaben Feuer auf das unschuldige Volk, doch dieses achtete das Leben nicht mehr. Geduldig hatte es seine Tempel einreißen sehen: sie konnten sich ja neue bauen; geduldig hatte es seine Lebensmittel hingegeben: der fruchtbare Boden gab neue; aber ihren Fürsten, der mit ihnen jung gewesen und alt geworden war, der mit Liebe als Vater unter ihnen gelebt hatte, den konnten sie der Schmach nicht unterliegen lassen. Mehr muthig, als klug fielen sie über die Weißen her, und Cook nebst vier Soldaten wurde getödtet. Die Kanonen der Schiffe wütheten nun freilich furchtbar unter dem dichten Haufen des nackten Volkes; aber Cook's Leichnam blieb in ihren Händen und — ward feierlich beerdigt und seinem Andenken göttliche Ehre erwiesen. Das Volk bereute die That, sobald die heftigen Leidenschaften den frühern Erinnerungen Platz gemacht hatten."

Die Wichtigkeit dieser Inseln wurde jedoch in Europa sogleich erkannt, und seitdem hat sie jeder Seefahrer besucht. Georg Vancouver hatte Cook auf seinen zwei letzten Reisen begleitet, und vollbrachte nun in den Jahren 1792 und 93 eine Entdeckungsreise, auf welcher er die Sandwichinseln besuchte und vornehmlich Owaihi aufnahm. Das Innere des Landes kann natürlich von Seefahrern nie erforscht werden, und wenn von Entdeckungen die Rede ist, so müssen immer nur einige Küstenpunkte verstanden werden, welche das Dasein eines Landes bezeugen. Späterhin besuchte in den Jahren 1800 bis 1804 Turnbull auf seiner Reise um die Welt die Sandwichinseln; in den Jahren 1803 bis 1806 Krusenstern und Lisiansky; endlich gab uns schätzbare Nachrichten Kotzebue auf seinen beiden Reisen um die Welt in den Jahren 1817 und 1823 — 26. Besonders war es Chamisso, welcher auf der ersten Reise interessante Notizen sammelte und mittheilte. Eben so schätzbar sind Kotzebue's Nachrichten über den neuesten Zustand der Inseln, die wir seiner zweiten Reise verdanken. Nordamerikanische Missionäre landeten im Jahre 1820 auf Wahu. Sie haben das Innere der Inseln zum Theil erforscht und bedeutende Nachrichten darüber geliefert. Alles, was wir bisher von den Inseln wissen, ist jedoch nur geeignet, unsere Neugierde mehr zu reizen, als zu befriedigen.

Diese Inselgruppe besteht aus gebirgigen, meistentheils vulkanischen Inseln, welche einige noch thätige Vulkane und unter diesen wahrscheinlich die höchsten Berge des ganzen Erdtheils enthalten. Auf Owaihi erheben sich besonders drei Massen gewaltig in die Luft. Der Kea im Norden, wenigstens 16,000 Fuß hoch, südlicher davon der Roa, über 14,000 Fuß hoch und der Wororay, von der Höhe des Piks von Teneriffa. [Das Wort Mauna, welches wahrscheinlich Berg bedeutet, wird einem jeden dieser Piks beigelegt]. Die Missionäre haben den Vulkan auf Owaihi besucht und statten darüber einen Bericht ab, welcher ganz geeignet ist, eine der großartigsten Naturscenen uns zu vergegenwärtigen. Es ist nicht nur, wie Chamisso geglaubt hat, der Wororay, wo sich heiße Quellen finden, als thätiger Vulkan zu betrachten, sondern der eigentliche Herd ist zwischen dem Roa und Kea. Der Mauna Roa ist ein gewaltiger Trachitberg. Die Reise dahin ist mit Beschwerden verbunden und

Digitized by Google

bedurfte, als die Missionäre dieselbe unternahmen, mancherlei Vorbereitungen. Im Anfange der Reise kamen sie durch eine Gegend, welche hügelig, wohlangebaut und schattig war. Darauf empfing sie ein tropischer Wald, welcher ganz die den Europäern eigene Beschaffenheit hatte. Nach ¾ Stunde war dieser Wald zurückgelegt, und es öffnete sich vor ihren Blicken das Feld der Zerstörung. Der ganze übrige Weg von fast 30 engl. Meilen bestand aus einem Bette schwarzer Lava, welche die Gestalt eines mitten im Flusse stehenden Stromes hatte. Dieser Strom wechselte von 3 bis 5 Meilen Breite ab, war zu beiden Seiten von einem dichten Walde eingeschlossen und mit Gras und niederm Gebüsch bewachsen. Im Westen hat man den gewaltigen Bergzug mit den Gipfeln des Kea und Roa, im Osten das Meer. Weiterhin, wo die Zersetzung der Lava für die Pflanzen ein Wurzelbett bereitet hat, wird auch die Vegetation wieder mannichfaltiger. Man sieht bereits aus der Ferne die Rauchsäulen aufsteigen und gelangt so an einen Krater, der 8 engl. Meilen im Umfange hat und einen Seen geschmolzener Materie einschließt. Dieser Krater ist ein ungeheurer Kessel, in dem man hinabsteigen muß; sein eigentlicher alter Kegel scheint eingesunken zu sein, und jene steilen Felsruinen gebildet zu haben, die bis zu einer Entfernung von 15 bis 20 engl. Meilen den Krater umgeben. Als Goderich diesen Krater im Jahre 1824 zum ersten Mal besuchte, nahm er in dem Kessel 12 einzelne Stellen wahr, die mit glühender Lava bedeckt waren, und an 3 oder 4 Stellen sprang sie 30 bis 40 Fuß in die Höhe. Ungefähr 1000 Fuß über der Oberfläche des Feuersees war rund um den Rand ein schwarzer verbrannter Kranz sichtbar, wahrscheinlich die Höhe, bis zu welcher früher die Lava gestiegen war, bevor sie durch einen unterirdischen Kanal einen Ausgang fand. Aus allen Klüften strömen Dämpfe, und Bimsstein ist eine Menge um den Krater angehäuft. Den Anblick, welchen das ganze Lokalbau gewährt, schildern uns Augenzeugen also:

„Ein ganzer See von Feuer eröffnete sich plötzlich in nicht bedeutender Entfernung. Seine Bewegung machte in höherem Grade, als die Einbildungskraft es sich vorher von irgend einem Dinge, selbst in ihren ungeregelten, von der Wirklichkeit abschweifenden Vorstellungen, als möglich gedacht hatte, den Eindruck schrecklicher Erhabenheit. Seine Oberfläche befand sich ganz in der Bewegung eines Meeres. Eine glühende Woge thürmte sich gegen die andere in die Luft, und zuweilen trafen die Wellen von entgegengesetzten Seiten mit solcher Gewalt zusammen, daß der feurige Schaum 40 bis 50 Fuß hoch aufspritzte."

Die zwei höchsten Berggipfel Kea und Roa, wovon wenigstens der erste ewigen Schnee trägt, erheben sich am nordöstlichen und südwestlichen Ende des Centralplateau's von Owaihi. Die Verbindungsreihe oder der eigentliche Bergrücken, der in ungleicher Entfernung von der Küste sich zu 3 bis 6900 Fuß Höhe erhebt, ist von zahllosen Kratern durchbrochen, deren Lavaflüsse von Zeit zu Zeit dem Meere bedeutenden Raum abgewonnen und oft zahlreiche Pflanzungen zerstört haben. Nach den Missionären besteht der schneebedeckte Kea aus 7 hohen Riffs; röthlichbraune Lava, Asche, Sand, Bimsstein sahen sie; auf dem Woorray fanden sie einen Krater von einer englischen Meile Umfang, gleich daneben ein Loch von 56 Fuß Umkreis, aus welchem beständig Schwefel, Rauch und Dampf in Masse emporstieg. Steine, die hineingeworfen wurden, schlugen 8 Sekunden lang an den Felswänden umher und keinen derselben hörte man zu Boden fallen. Auch die Berge an den Küsten herum sind vulkanischer Natur und Turnbull sah 1803 mehrere in voller Thätigkeit. Eben so ist die fortwährende Thätigkeit der Korallenthiere außer Zweifel. Die Eingebornen sind sehr wohl mit dieser Erscheinung bekannt, und äußerten gegen Chamisso, der sie bei Errichtung einer Mauer aus Korallensteinen antraf, die sie aus dem Meere holten: „Die Steine würden von selbst nachwachsen und sich vergrößern."

Im Allgemeinen sind diese Inseln außerordentlich schön, von ausnehmender Fruchtbarkeit, welche dem lockeren Boden überall begleitet. Die gewaltigen Umrisse der Berge werden durch die zarten Wellenlinien des hügeligen Landes, das sie umgiebt, zu einem schönen Ganzen gebildet. Zahlreiche Quellen rieseln vom Bergstocke hinab, und obwohl unter niederer Breite liegend ge-

Digitized by Google

währt der Wasserreichthum eine bei weitem größere Milde und Schönheit, als sich die Canarien auf der entgegengesetzten Halbkugel rühmen können.

Bei der Stellung dieser Inseln, welche sie für die Zukunft zu einem Hauptpunkte des Welthandels machte, sind die Hafen von großer Wichtigkeit. Die Eingebornen ertrotzen für ihre leichten Fahrzeuge die Landung fast überall, und die Missionäre theilen uns folgende Scenen mit: „Fürchterlich schlägt die Brandung an die 40 bis 60 Fuß hohe Küste. An einer niedern Stelle, wo sich Felsen etwa 30 Fuß hoch über das Wasser erheben, hatten die Eingebornen einen Landungsplatz gebildet. Zwei lange am Ende an einander gebundene Stangen reichten vom Wasser bis zum Felsen hinauf. Parallel gegenüber wurden zwei ähnliche angebracht, und querüber 8 bis 10 Fuß lange Stöcke in einer Entfernung von 2 bis 3 Schuh mit starken Schlingpflanzen befestigt. Auf dieser Leiter gehen zwei Männer an den Rand des Wassers. Der Kahn, welcher landen will, wartet den günstigen Augenblick ab, rudert gegen die Leiter hin, wo die Männer den Kahn erfassen, der Schiffer selbst springt nun ins Meer und hilft durch Nachschieben das Hinaufziehen des Kahns vollenden.“ Anders ist es nun freilich mit europäischen Schiffen, diese haben bis jetzt auf der größten Insel noch keinen sichern Hafen gefunden, da theils Korallriffe den Zugang versperren, theils die offnen Rheden unsicher sind. Der beste Hafen ist auf der Insel Wahu; es will jedoch in der neusten Zeit Lord Byron in der Towaihebai einen der besten Hafen in der Welt auf der Insel Owalhi entdeckt haben. Indessen ist doch der Hafen von Hanaruro auf Wahu der beste bis jetzt bekannte. Von amerikanischen Schiffern wird auch die Tyrowaibai gerühmt.

Das Klima ist mild, besonders im Innern angenehm und gesund; dem westindischen ähnlich, nur gemäßigter. Die Umgebung der hohen Berge ist zwar reich an Regen, im Ganzen sind jedoch in den bebauten Gegenden, welche eigentlich von Menschen bewohnt werden, der Regentage wenige. Man kann im Durchschnitt jährlich 50 Regentage annehmen, die übrige Zeit ist immer schön Wetter. Der Wind geht meistens aus Nordosten. Das Thermometer steigt nie über 24°, 8 Reaum., fällt nie unter 12°, 8. Die Jahrestemperatur beträgt 19°, 1 Reaum. Die Berge sorgen für häufigen Thau. — Die Sandwichinseln sind größtentheils sehr fruchtbar und bilden durch die schönen Gebirgslandschaften die reizendsten Gegenden, die durch eine Menge kleiner Flüsse bewässert werden. — Sehr groß ist der Reichthum an Produkten, seitdem zu den einheimischen noch europäische hinzugekommen sind. Kokosnüsse, Brotfrüchte, Pisang, Aaronswurzel (Taro) und Bataten sind Hauptnahrungspflanzen; jetzt ist auch Mais einheimisch. Außerdem findet sich der Papiermaulbeerbaum, Kartoffeln, das vorzüglichste Zuckerrohr der Südsee, schönes Schiffbauholz, europäische Südfrüchte, Weintrauben, Melonen, Obst und Gemüse mancherlei Art. Schweine, Hunde waren ehemals die einzigen Säugethiere; jetzt werden alle unsere Hausthiere hier gezogen; nur das Schaf will nicht gedeihen. Vancouver machte die Bedingung, daß das eingeführte Vieh eine Reihe von Jahren unangetastet bleiben sollte, und das Tabu wurde auf 10 Jahre über dasselbe ausgesprochen. Dieses verursachte, daß das Rind verwilderte und jetzt ganze Heerden im Gebirge wild umherziehen und sogar den Pflanzungen schädlich werden. Unter dem Geflügel findet sich die Taube, der Papagei, Kolibri, die wilde Gans, Eule, der Habicht, Reiher u. a. Meer und Land liefern Schildkröten. — Das Mineralreich ist arm zu nennen; Metalle giebt es gar nicht; Salz liefert die Küste in Menge.

Die Bewohner,

deren Zahl zwischen 130 und 150,000 beträgt, sind eines der interessantesten Völker der Südsee, und waren bereits, als man sie entdeckte, auf einer bedeutenden Stufe der Civilisation. Sie gehören zu den schönsten Insulanern Australiens, sind von der malaiischen Race, haben aber eine ziemlich dunkle Hautfarbe. Schlank, groß, zart gebaut, ihr Körper muskulös; das Gesicht bildet ein edles Oval, die Stirne tritt denkend hervor, die gebogene Nase zeigt Kühnheit und Anstand, der offne redliche Blick des schöngeschnittenen Auges beurkundet die sanfte Seele und aus dem schwarzen Stern desselben glänzen alle jene geisti-

Digitized by Google

gen Fähigkeiten hervor, die den Menschen zum Menschen machen. Mund und Kinn treten viel zurück, kein hervorstehender Backenknochen, kein tiefer Augenwinkel, keine wulstige Lippe deutet auf Rohheit oder Wildheit. Der Körper ist plump, die Gliedmaßen von dem reinsten Ebenmaße. Der Geist ist dieser Schilderung völlig angemessen: Empfänglichkeit für jedes edlere Gefühl, leichte Fassungsgabe und der glückliche Takt, von den dargebotenen Gaben Europa's schnell diejenigen zu erkennen, welche wirklich wünschenswerth sind.

Die älteste Geschichte der Sandwichaner besteht aus Sagen. Diesen zufolge waltete hier der mächtige Geist Etua Rono über diese Inseln. Sie waren unbevölkert und er konnte keine Menschen hervorbringen, denn seine Gemahlin war unfruchtbar. Sein Kummer darüber war groß und die Ströme seiner Thränen rollten vom Roa herab. Selbst seine zärtliche Gattin, die schöne Opuna, war nicht im Stande, ihn zu trösten. Endlich erhörte ihn das Schicksal. Zwei Boote, durch die Fluten getrieben an die Südostspitze von Owaihi, strandeten daselbst. Noch zeigt man die Spuren, wo der erste Mensch ans Land gestiegen war und seine Fußtapfen dem Felsen eingedrückt hatte. (Auch auf Ceylon zeigt man die Fußtapfen Adams). Die Gestrandeten hatten Schweine, Hunde, Hühner und eßbare Wurzeln an Bord. Rono war eben abwesend auf den nördlichen Inseln, wo er für seine Gemahlin jagte. Der untergebene Feuergott war ein Feind der Menschen und versuchte sie davon zu jagen. Mit grimmiger Geberde fragte er sie, wo sie herkämen. Sie antworteten: „Wir kommen aus einem Lande, wo es Schweine, Hunde, Kokosnüsse und Brodfrucht in Menge giebt, ein heftiger Sturm hat uns verschlagen, als wir unsern Nachbarn besuchen wollten und fünf Mal hat sich der Mond verwandelt, bis wir hier angelangt sind." Sie baten nur um Erlaubniß, sich hier anzusiedeln, was ihnen der Feuergott grausam versagte, obwohl sie ihm ein Schwein zu opfern versprachen. Da bemerkte Rono einen fremdartigen Geruch von Owaihi her, kehrte plötzlich zurück und war vom Anblick der Menschen freudig überrascht. Sein freundliches Ansehen flößte Vertrauen ein, die Menschen klagten ihm die harte Behandlung durch den Feuergott und baten um Erlaubniß, sich ansiedeln zu dürfen. Da ergrimmte Rono so, daß er den Feuergott in den Krater des Mowaa Roa Kairuo warf, wo er noch immer wüthet. Die Menschen, welche nun ruhig auf Owaihi lebten, bewiesen durch Opfer ihre Dankbarkeit gegen Rono, und vermehrten sich sehr stark. Jährliche Feste, feierliche Spiele, Makohiti genannt, wurden zu Rono's Ehre veranstaltet. Wer den Preis davon trug, ward bekränzt und galt für den König des Festes. Von Owaihi aus wurden auch die andern Inseln bevölkert und die Zahl der Götter vermehrte sich, jedoch war Etua Rono der größte. So lebten die Menschen ein goldenes Zeitalter in Friede und Eintracht unter dem segenvollen Schutze Rono's, als sich plötzlich eine traurige Begebenheit ereignete. Die schöne Göttin Opuna verliebte sich in einen Mann auf Owaihi und beglückte ihn mit ihrer Gunst; von Eifersucht entflammt stürzte sie Rono von einem hohen Felsen zerschmetternd hinab. Kaum war die That vollbracht, so folgte ihr die Reue, wüthend vor Schmerz rannte er umher und schlug alle Menschen, die ihm begegneten. Diese waren erstaunt über die Veränderung des Gottes, der ihnen auf ihre Frage nach der Ursache zur Antwort gab: „Ich habe, was mir das Liebste war, gemordet!" Er trug nun Opuna's Leichnam in den Morai, an der Bucht von Karekakua (eben den, wo Cook das Geländer einreißen ließ) und blieb dort lange in Trauer versunken. Endlich beschloß er, die Inseln zu verlassen, das jammernde Volk damit tröstend, daß er einst auf einer schwimmenden Insel wiederkommen und seine Lieblinge mit allem beschenken wolle, was ihnen lieb wäre. Darauf setzte er sich auf ein Fahrzeug von besonderer Bauart, womit er nach einem fernen Lande segelte.

Mit Rono's Verschwinden verschwand die goldne Zeit. Die Zahl der Götter vergrößerte sich, aber ihr Einfluß war nicht der beglückende, wie einst der Rono's. Ihm waren nur Früchte geopfert worden, nun aber verirrte man sich bis zu Menschenopfern; davon jedoch, daß die Sandwichaner jemals Kannibalen gewesen wären, ist

Digitized by Google

keine Spur vorhanden. Die geschichtlichen Erinnerungen dieses Volkes enthalten nun eine große Lücke bis dahin, wo das oben erwähnte Boot mit den weißen Menschen landete, von welchen der größte Theil der Jeris abstammt. Von der Ankunft der fünf weißen Männer bis auf Tameamea haben sieben Könige nach einander geherrscht. Zwei Fahrzeuge sollen in dieser Zeit an der Nordostseite von Owaihi gestrandet sein, weiter weiß man nichts von ihnen; auch soll in der Ferne einmal ein großes Schiff gesehen worden sein. Eine neue Epoche in der Geschichte der Sandwichinseln fängt mit der Ankunft des großen Seefahrers Cook im Jahre 1778 unter dem Könige Terelobu an. Damals hatte jede Insel ihren eignen Jeri-Rahi oder Häuptling, der volle Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen hatte, und dem die Besitzer der Ländereien Tribut bezahlten. — Trotz dem Verlust ihres Kapitains sahen sich Cook's Begleiter zu dem Geständniß gezwungen, daß die Insulaner ein gutes, vortreffliches und wackeres Volk seien. Auch gestehen sie, daß Cook selbst an seinem Unglück Schuld gewesen sei, und daß sie selbst nach diesem Ereignisse keine Ursache hatten, sich zu beklagen. Die Neigung zum Stehlen hatten sie mit allen Südseeinsulanern gemein, obwohl dieser Hang von dem unermeßlichen Reichthum eines europäischen Schiffes, das voll des köstlichsten Eisens ist, sich Etwas zuzueignen, schwerlich mit dem Namen eines Diebstahls, wie wir es nehmen, belegt werden kann. Die übermäßige Strenge, womit Cook die kindische Neigung und Begehrlichkeit bestrafte zog ihm, der ein Seefahrer, aber kein Menschenfreund war, sein Schicksal zu. — Das Tätowiren war allgemein, die Kleidung so ziemlich dieselbe, welche wir auf den griechischen Basreliefs sehen. Frauenzimmer schmückten sich mit einem Halsgeschmeide von Muscheln oder einem Halskragen von Federn; ihre Haare zierten sie mit Blumenkränzen, und Armbänder verschiedener Art vollendeten ihren Putz. — Die Sandwichaner lebten in kleinen Flecken von mehreren hundert Häusern, die unregelmäßig beisammen standen. Vor einigen dieser Wohnungen befand sich ein Hof mit einem Zaune. — Die Nahrung der untern Volksclassen bestand aus Fischen und Vegetabilien, die Vornehmen genossen Schweine- und Hundefleisch. Das Geflügel wurde nicht sehr geschätzt. Sie verstanden bereits Fleisch einzusalzen, wußten ihre Speisen schmackhaft zu bereiten und waren überhaupt außerordentlich reinlich. — Die Jeris bauten Schiffe und flochten Matten, die Karakas, oder das niedre Volk, beschäftigten sich mit Feld- und Gartenbau und der Fischerei. — Die Fruchtbarkeit des Landes ließ ihnen Muße genug für ihre Tänze (s. Tak. XXIII.) und Zeitverkürzung, und sie hatten diese auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, welche selbst Europäer mit Entzücken erfüllte. Sie belustigten sich als Knaben schon mit dem Waffenspiele, auch hatten sie eine Art Bretspiel, welches unserm Damenspiel nicht unähnlich war, nur wegen der Menge der Felder mehr Aufmerksamkeit forderte. Poesie, Musik und Tanz gingen hier Hand in Hand, wie bei allen Südseeinsulanern. Ihre Gesänge preisen die Helden; der Gesang ist zwar an sich monoton aber er mißt mit den ihn begleitenden Trommelschlägen die Wendungen des Tanzes ab und trägt auf seinen Wellen eine höhere Harmonie. Ihre Tänze sind geist- und seelenvoll. Im wandelnden Tanze entfalten diese die Pracht und Schönheit der menschlichen Gestalt auf das herrlichste, indem sie in den ungezwungenen Bewegungen alle naturgemäßen und schönen Stellungen zeigen. Gelassen schreitet der Tänzer einher. Es sind hier nicht die Füße, in welche die Kunst gefahren ist, sondern es ist sein Körper, es sind seine Arme, alle seine Muskeln, sein geistvolles Angesicht, das uns hinreißt. Langsam und leise hebt der Gesang an, allmälig und gleichmäßig beschleunigt und verstärkt sich derselbe, wie die Tänzer vorschreiten und ihr Spiel sich belebt. Alle Zuschauer mischen ihre Stimme in den Chor, und wir sehen hier das alte Griechenland mit seinen Festen und Chören, mit seinen Tragödien und Tänzen, wieder vor uns. Und dieses köstliche Schauspiel verschaffte sich der Sandwichaner in vollem Maße, ohne daß er seine Tänzer und Nachtigallen mit goldenen Eiern zu füttern brauchte. Außerdem hatten sie Wettläufe, Schwimmübungen mitten in den Brandungen, und wie im alten Griechenland bildete die Gym-

Digitized by Google

nastik den vorzüglichsten Theil der Erziehung. — Ihre Fahrzeuge waren sehr gut gebaut, auch die Bildhauerei nicht ganz verwahrlost, denn die Schalen zum Avagetränke waren prächtig gearbeitet: das Fußgestell derselben bestand gewöhnlich aus 3 oder 4 kleinen menschlichen Figuren, welche sehr gut gezeichnet und wohl gearbeitet waren. — Ihre Waffen bestanden in Keulen, Lanzen und Dolchen von hartem Holze. Die Jeris trugen die schon erwähnten Helme und Mäntel mit Federn geschmückt, und der Mantel des Häuptlings bestand ganz aus gelben Federn. — Ihre Götzen bestanden aus grotesken Figuren, welche fürchterliche Karrikaturen der Menschengestalt darstellten. Das Bild des Königs hatte einen offnen Rachen mit Hundszähnen. Wie bei allen alten Völkern, sogar bei den Juden, zog das Heiligthum mit in den Krieg, und die Eroberung desselben machte auch dem Krieg ein Ende. Das Loos der Gefangenen war hart. Da kein Blut vergossen werden durfte, wurden sie erwürgt vor den Göttern, und mit dem Angesichte gegen die Erde hingelegt.

Die Verstorbenen wurden mit vielen Ceremonien in Höhlen niedergelegt. War das Fleisch verweset, so reinigte man die Knochen, bewahrte sie zum Theil an heiligen Orten, zum Theil vertheilte man sie unter die Verwandten als Reliquien. Manchmal verordneten Sterbende, daß ihre Knochen in den feurigen Krater der Wohnung der hochverehrten Göttin Pelai geworfen werden sollten. Die Weiber durften bei Lebensstrafe das Haus, worin die Männer aßen, nicht betreten und waren vom Besuch der Moai ganz ausgeschlossen. Uebrigens genossen sie große Freiheit und hatten eine Stimme bei Berathschlagungen über Krieg und Frieden.

Die Weihe des Tabu war auch hier in voller Kraft. Schiffe, Grundstücke, Geräthschaften, Thiere u. dgl. konnten alle tabuirt werden und waren alle unverletzlich. So waren die Sitten beschaffen, als Cook ankam und sein Schiff für die schwimmende Insel, er selbst für den Rono gehalten wurde. Seitdem hat sich Vieles geändert. Es war vielleicht ein Glück für diese Naturkinder, daß in der verhängnißvollen Zeit, wo ihre Bekanntschaft mit den Europäern anfing und ihren Sitten eine unausbleibliche Umbildung bevorstand, die Vorsehung einen Mann an ihre Spitze stellte, der neben einem Solon, Lykurg, Perikles und ähnlichen Würdeträgern der Menschheit einen ehrenvollen Platz einnimmt. Dieser Mann war Tameamea, ein großer Mann im eigentlichen Sinne des Wortes. Er war der Erbe eines kleinen Theils von Owaihi; Kavarao, der Sohn des Taraiobu, beherrschte den übrigen Theil. Dieser war ein grausamer Tyrann, der auf eine Art wüthete, welche eines Kaisers von Marokko würdig gewesen wäre. Zugleich war er von Herrsch- und Eroberungssucht durchdrungen. Wie Nebukadnezar hielt er sich für einen Gott und erklärte sich zur Zeit des Mondwechsels für Tabu, wo ihn nur Priester ansehen durften, und jeder auf die qualvollste Art hingerichtet wurde, der ihm begegnete. Ueberlegen an Macht wollte er auch den Tameamea seines Erbes berauben. Hier fand er jedoch einen gewaltigen Gegner, an Geist wie an Körpergaben unendlich überlegen. Tameamea kam mit ihm endlich überein, durch einen Zweikampf die Sache zu endigen, und indem sie ihren Streit nach Ritterssitte ausmachten, ihre Unterthanen zu verschonen. Kavarao fiel, von Tameamea's Spieße durchbohrt, todt zur Erde. Dieser Held war nun Herr der ganzen Insel. Gewandt im Kriege war er im Stande mehrere Spieße von verschiedenen Seiten auf sich werfen zu lassen und durch seine Gewandtheit alle von sich abzuwehren. Mit dem Erbe des Kavarao fiel ihm auch die Insel Muwe oder Mowi (s. Tab. XXV.) zu. Er heirathete die Tochter seines besiegten Gegners, eroberte den ganzen Archipel, und wendete nun alle seine Kräfte daran, der Wohlthäter seines Volks zu werden. Vor allen Dingen suchte er den Handel zu befördern. Er verkaufte jährlich um 300,000 spanische Thaler Sandelholz nach China, handelte von den Amerikanern für eben dieses Produkt große Handelsschiffe ein, und um seine Nation für den Seedienst zu bilden, bemannte er seine Schiffe mit Europäern und Eingebornen. Er wußte sich sogar in den Besitz einer kleinen Kriegsflotte zu setzen und schuf Finanzen, die er in dem allerbeneidenswerthesten Zustande erhielt, indem er stets baares Geld im Vorrath hatte. Er baute Festungen, besetzte sie mit Kanonen von großem

Digitized by Google

Kaliber, bildete eine Armee von 15,000 Mann, alle mit Schießgewehren bewaffnet. Er nahm Europäer in seinen Dienst und wußte unter diesen eine bei weitem glücklichere Wahl zu treffen, als die Türken. Seinem Geiste entging nichts, was seinem Lande nützlich war, und mit hellen Blicken wußte er den Werth eines jeden Produkts zu schätzen. So machte er durch den Spanier Marini eine ungemein schöne Baumwolle zur Kulturpflanze, und eine Art inländischen Flachses soll den neuseeländischen an Güte übertreffen. Jedes Schiff, das in seinen Hafen einlief, war sicher und sicherer, als selbst in manchem europäischen Hafen. Als sein erstes Schiff mit Sandelholz nach Cantoe ging, mußte es dort eine bedeutende Abgabe für den Ankergrund bezahlen. Was bei einem andern Recht ist, meinte er, sei bei ihm billig, und nun muß jedes Schiff auf den Sandwichinseln im äußern Hafen 40, im innern 80 spanische Thaler Ankergeld bezahlen. Er begünstigte Kaufleute und andere Europäer, die sich bei ihm ansiedelten. Für seinen Dienst wählte er nur diejenigen aus, welche sein Scharfblick für taugliche Menschen erkannte; diese belohnte er aber gut, mit Geld und Gütern. Obwohl er die Sitten seines Vaterlandes und die angeerbten Gebräuche bis an seinen Tod in Ehren hielt, so pflegte er doch den Kastengeist, dessen verderbliche Einwirkung er schnell erkannte, so gering als möglich zu achten. Seine Vertrauten waren fähige Menschen aus allen Classen und sein erster Minister, sein treuer Rathgeber, Freund und Gehülfe, Karemaku, machte seiner Wahl vorzügliche Ehre. Dieser große Mann wirkte mit seinem Könige im Einverständnisse, und ihr Werk gelang ihnen so weit, daß sie der Flagge Sandwichs überall Achtung verschafften. Georg IV. erkannte Tameamea als ebenbürtig und gab ihm den Titel Majestät, welcher wenigstens an dem letzteren gewiß nicht entehrt wurde. Merkwürdig ist die Aeußerung Tameamea's, welche Kotzebue von ihm berichtet. In Gegenwart des Seefahrers umfaßte er die Statue seines Morai (s. Taf. XXV.) und sagte die merkwürdigen Worte: „Dieses sind unsere Götter, die ich anbete; ob ich recht thue daran, weiß ich nicht; aber ich folge meinem Glauben, der nicht schlecht sein kann, da er mir vorschreibt, keine Ungerechtigkeit zu begehen.' Tameamea war dem Christenthume nicht abgeneigt, aber er kannte es nicht, und wenn diejenigen der Europäer, welche um ihn waren, verstanden hätten, ihm die göttliche Offenbarung in ihrem reinen wohlthätigen Glanze zu zeigen, so wären diese glücklichen Inseln gewiß vor jener unglücklichen Erschütterung verwahrt geblieben, welche sein toller Sohn über dieselben brachte. Tameamea starb im Jahre 1819 am 18. Mai; sein Volk beweinte ihn aufrichtig. Nach Landessitte waren schon längst zwei Personen ausersehen, welche bei seinem Tode geopfert werden sollten. Der Verordnung Tameamea's gemäß unterblieb es aber. Seine Gebeine wurden nach den Gebräuchen des Landes bestattet und unter seine Angehörigen vertheilt.

Der gesetzliche Nachfolger des edeln Tameamea war der elende Trunkenbold Liolio, der unter dem Namen Tameamea II. die Regierung übernahm. Der Staat wäre unter diesem Thiere sogleich zerfallen, hätte nicht Tameamea's Geist in seinem Freunde Karemaku gewaltet; er stillte allenthalben den Aufruhr, konnte jedoch Liebe zu dem neuen Könige nicht erschaffen. Dieser wählte seine Residenz in Wahu, wo er sich die Zeit mit Ausschweifungen der brutalsten Art vertrieb. Dennoch hatte leider auch er Schmeichler, die ihn in dem Wahne bestärkten, daß er seines Vaters würdiger Nachfolger sei. Wie es gewöhnlich geht, wollte auch er ein Reformator heißen, und schaffte trotz allen Gegenvorstellungen Karemaku's im fünften Monate seiner Regierung alle Religion ab. Es wurden die vornehmsten Jeris eingeladen, mit Wein und Rum bewirthet, von welchem letztern seine Majestät eine Bouteille auf einen Zug austrank, während Tameamea sein ganzes Leben lang äußerst nüchtern war. Es wurden die Weiber herbeigebracht und genöthigt, Schweinefleisch zu essen, wodurch ein doppeltes Religionsgesetz gebrochen wurde. Nun sagte er offen, was er wolle. Einen großen Theil der Zuhörer ergriff Furcht und Entsetzen. Man fragte ihn, was denn die Götter Böses gethan hätten, daß er sie absetzen wolle. Da sprang er wüthend auf, ging auf die Morais los, mißhandelte die Götzen, und da das Volk sah, daß die Götter sich nicht vertheidigten, bekam es Muth

Digitized by Google

und alle Morais wurden aus dem Grunde zerstört. Eine allgemeine Empörung war die leicht vorauszusehende Folge davon, und ohne Karemaku war der unbesonnene König verloren. Dieser Liebling des ganzen Volkes, der an der Zerstörung unschuldig war, aber das Geschehene nicht ungeschehen machen konnte, stellte die Ruhe wieder her. Das Volk war jetzt im eigentlichsten Sinne ohne Religion und ohne Gesetz; hergebrachte Gewohnheit hielt es dennoch in Ruhe. Karemaku übersah die Folgen davon, und beschloß der Nation mit gutem Beispiele voranzugehen und ein Christ zu werden. Als Kapitain Freycinet auf seiner Reise um die Welt landete, ließen sich Karemaku und sein Bruder Boki von dem Schiffskaplane taufen.

Um die nämliche Zeit kamen nordamerikanische Missionäre und langten im April 1820 von Wahu an. Hier waren sie an ihrem Platze, denn das Volk bedurfte einer Religion. Der König wollte sie indeß nicht landen lassen, aber Karemaku wurde auch hier wieder Vermittler. Er stellte dem Könige vor, wie er seinem Volke keine größere Wohlthat erweisen könnte, als die Einführung der christlichen Religion. Da wurde endlich vom Könige beschlossen den Missionären ein Stück Landes einzuräumen, wo sie wohnen könnten, eine Kirche bauen und ihre Lehre predigen sollten, jedoch unter der Bedingung, daß, im Falle die Religion schädlichen Einfluß äußere, die Missionäre sogleich das Land verlassen sollten. Diese gingen die Bedingung ein, wußten bald den König und die vornehmsten Jeris zu gewinnen, wodurch es ihnen denn auch gelang, ihren Glauben schnell zu verbreiten. 1822 erschien auf Wahu das erste gedruckte Buch in der Sprache dieser Inseln. Ohne Zwang verbreitete sich die neue Lehre und schien ohne Blutvergießen sich Eingang zu verschaffen. Doch so gut sollte es dem armen Volke nicht werden! Es scheint leider, daß Missionäre selten den Geist der Klugheit und Umsicht besitzen, die ihnen ihr Meister in jenem Spruche empfohlen hat: Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben. Eine dieser Haupttugenden eines christlichen Religionslehrers scheint den Missionären gewöhnlich zu fehlen. Auch die Missionäre auf Wahu begingen arge Fehlgriffe. Anstatt sich zu begnügen, daß das Volk die neue Religion mit Beifall duldete, durch Einrichtung guter Schulen ein wahrhaft christliches Geschlecht heranzubilden und gegen die Alten diejenige Nachsicht zu haben, welche doch der Stifter unsrer heiligen Religion selbst beobachtete, sollte das ganze Volk plötzlich neu geboren werden, ob es schon alt war. Nicht begnügte man sich damit, diejenigen von den Sitten und Gebräuchen abzuschaffen, welche mit dem Christenthume durchaus unverträglich waren, sondern plötzlich und auf einmal sollte der Sprung gemacht werden aus dem Pfuhle des Heidenthums in einen christlichen Himmel. Jene muntere Fröhlichkeit dieses Volkes, ihre Tänze, Nationalfeste und Spiele wurden hart verpönt, Mienen und Geberden vorgeschrieben, die ganze Nation zur Schule getrieben und alle Greise gezwungen lesen zu lernen. Mit Thränen rief Karemaku aus: Tameamea, du bist zu früh gestorben!

Die Folge davon war, daß die Inseln sich empörten. Karemaku, der Geliebte des Volks, und Kahumana, die alte Königin, zogen gegen die Empörer aus. Liolio floh mit seiner Gemahlin nach London, wo beide starben. Karemaku kam als Sieger zurück nach Wahu. Der Sohn Liolio's, ein Kind, wurde als Tameamea der Dritte proklamirt. Kahumana und Nomahanna, die beiden Königinnen, führten die Vormundschaft. Der Missionär Bengham hatte sich der Königin Kahumana ganz bemächtigt, und sie zu grausamen Verfolgungen verleitet. Die Landleute wurden von ihren Feldern weggerufen, um unter Aufsicht der Königinnen buchstabiren zu lernen. Dieses verursachte ungeheure Unzufriedenheit, die Kirche wurde bei der Nacht in Brand gesteckt, und das Feuer, ohne die Thäter zu entdecken, nur mit Mühe gelöscht. Karemaku ist bereits gestorben, die Kraft des Volkes ist nun durch die Thorheit zweier Weiber und eines herrschsüchtigen, seines Amtes und seiner Pflicht vergessenen Missionärs gebrochen. Unter der Geißel des finstersten Fanatismus seufzend, ist das Volk zur Verzweiflung gebracht. Die Gefährten Bengham's, das heillose Treiben dieses unwürdigen Predigers des Evangeliums sehend, haben ihn

Digitized by Google

meistentheils verlassen. Scharenweise wanderten die Sandwichaner aus, um einem Joche zu entgehen, das ihnen durch Mißbrauch des Heiligsten auferlegt wird. Mehrere Hunderte sind schon auf Neu-Guinea gelandet, andere auf den Carolinen, und selbst bis nach den nördlichen Marianen sind Kolonien geflohen. Von den 400,000 Bewohnern des Sandwicharchipels sollen nur 120,000 noch übrig sein.

Unterdessen siedeln sich Europäer von allen Nationen auf den Inseln an. Es scheint jedoch, daß auch eine politische Umgestaltung dieser Inseln warte; bereits betrachten der amerikanischen Adler und der brittische Löwe einander mit eifersüchtigem Auge, lüstern nach dem köstlichen Besitzthume, und fast scheint es, daß der amerikanische Adler hier, wie überhaupt im ganzen Südmeere, den brittischen Löwen überflügeln werde. Unstreitig ist der Besitzer der Sandwichinseln auch Herr des Handels in der Südsee, und wirklich kann die Zeit nicht mehr fern sein, wo europäische Städte ihr Haupt auf ihnen erheben und unermeßlicher Reichthum sich hier aufhäuft. — Selbst die Sprache von Wahu eignet sich zu einer Weltsprache. Mehr oder weniger mit allen Sprachen Australiens verwandt, ist sie lieblich, weich, leicht zu erlernen und einer unendlichen Ausbildung fähig. Zudem ist nicht zu verkennen, wie leicht dieser klangvollen Sprache sich die ostasiatischen Sprachen anbilden. Jene Anhäufung von Consonanten, welche die nordischen Sprachen so hartklingend macht, ist dieser Sprache durchaus fremd, und harte Consonanten, wie z. B. das r, t, k, f und n, werden immer in der Aussprache gemildert. So bildet das r einen in das l übergehenden Mittellaut, das n wird durch das klangreiche g gemildert, was von einer Feinheit der Gehörorgane zeugt, womit dieses zarte Volk begabt ist. Cook selbst behauptet, daß diese Nation, wenn nicht die zahlreichste auf Erden, so doch gewiß die am weitesten verbreitete sei. Das Schicksal dieses Volks mag nun sein, welches es wolle; die Keime der Civilisation sind mit dem Christenthume gelegt, die Menschenopfer haben aufgehört, und immer bleibt der Trost: selbst der Mißbrauch des Christenthums ist nur vorübergehend, während das Christenthum selbst einmal gepflanzt, fest gegründet bleibt. — Die Bewohner der Sandwichinseln zerfallen in vier Classen (Kasten); zu der ersten gehört die königliche Familie und der oberste Minister, zu der zweiten die Statthalter der Inseln und großen Bezirke, Abkömmlinge ehemals regierender Familien (gewissermaßen Mediatisirte, denn die Würde aller Häuptlinge ist erblich); zu der dritten die Häuptlinge kleiner Bezirke oder einzelner Dorfschaften, welche Grundsteuer entrichten (gleichsam die Ritterschaft); zur vierten die Ackerbauern und die übrige arbeitende Bevölkerung. Es herrscht offenbar eine Art Lehnssystem; der König ist der Herr des Bodens und hat ihn unter seine Häuptlinge vertheilt, die ihm dafür Kriegsdienste leisten und Abgaben geben. Jede Insel hat einen Statthalter und ist in Distrikte vertheilt, die bis 10 und 12 Meilen Umfang haben, und wieder in kleine Bezirke zerfallen; über alle diese Ober- und Unterabtheilungen sind Hauptleute gesetzt. Außer den Abgaben an den König erhält auch der Statthalter oder der Häuptling jedes Distrikts seinen Tribut.

Tameamea hatte seinen Wohnsitz auf der Insel Wahu (25 Quadratmeilen mit 20,000 Einwohnern), in der Stadt Hanaruro (6 bis 7000 E.). Er bewohnte daselbst ein auf europäische Art erbautes Haus, vor welchem 15 Kanonen standen und wo ein mit Flinten und Bajonnetten versehenes Militair (s. Taf. XXIII.) von ungefähr 50 Mann Wache hielt. Unter den zwar hölzernen, aber freundlichen Häusern der Stadt zeichnet sich, außer dem Palast des Königs, ein Mowai desselben und das Haus des ersten Ministers aus (s. Taf. XXIV.). Übrigens ist hier der Sitz eines englischen und nordamerikanischen Consuls, und schon findet man hier Gasthöfe, Billardstuben und Postkutschen. Die Einwohner sind äußerst geschickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Zierlichkeit und Dauer alle andere Matten übertreffen (s. Taf. XXIV.). Die Kultur hat überhaupt auf Wahu, der reizendsten Insel, bedeutende Fortschritte gemacht, und besonders derjenige Theil der Insel, welcher dem Hafen zunächst liegt, gewinnt immer mehr das Ansehen europäischer Civilisation. Hier ist die erste christliche Kirche er-

Digitized by Google

baut. Häuser aus Stein, Magazine und andere öffentliche Gebäude erheben sich täglich. Sogar ein Fort zum Schutze des Hafens ist angelegt und mit guten Kanonen besetzt. Auch der Luxus ist bereits auf Wahu sehr gestiegen; die Königin Romahanna giebt den Ton an, und was diese trägt, gilt als neue Mode und wird von den Schönen der Hauptstadt Hanaruro begierig gesucht. Wettrennen sind auch bereits üblich; aber auch andere Spiele hat man erfunden, wobei große Wetten gemacht werden, und eines derselben ist wirklich geistreich, und kann für die Industrie dieses Volks glückliche Folgen haben; dieses ist das Schiffspiel. Die Spielenden sind gewöhnlich geschickte Schiffsbaumeister; sie verfertigen sich kleine niedliche Schiffchen nach allen Regeln der Kunst, und wissen sie so vollkommen zu verfertigen, daß sie gute Schnellsegler werden. Diese Schiffchen werden vollkommen betakelt, mit Segeln und Wimpeln versehen und geziert. Die Eigenthümer derselben versammeln sich am Ufer eines großen Teichs, spannen die Segel auf, befestigen die Steuer in gehöriger Richtung und überlassen die kleine Flotte den Winden. Das Schiff, welches am besten gebaut ist, und bei dessen Ausrüstung alle Vortheile gehörig benutzt sind, segelt den andern vor, langt früher am jenseitigen Ufer an und der Besitzer hat die Wette gewonnen. Man sieht auch Kinder die Väter in diesem Spiele nachahmen, und es läßt sich nicht berechnen, welchen Einfluß ein solches Nationalspiel auf die künftige Flotte von Wahu haben wird. Die gestreifte Flagge von Wahu wird auch jetzt schon in allen Häfen geehrt, wo sie hinkommt. Die Nordamerikaner, bekanntlich die besten Seeleute auf Erden, kennen sehr gut den Werth wahuscher Matrosen.

Die Insel Wahu ist aber auch die am besten angebaute unter allen Sandwichinseln, und vielleicht in ganz Australien. Die prachtvollen Taropflanzungen legen wirklich das ehrenvollste Zeugniß für den Fleiß der Bevölkerung ab. Ein solches Tarofeld bildet ein regelmäßiges Viereck von 160 Quadratfuß, und ist ringsum mit Steinen eingefaßt. Dieses Feld oder dieser Teich enthält ein Paar Fuß Wasser, in dessen schlammigem Grunde der Taro gepflanzt wird, da er nur so gedeiht. Jedes solches Feld hat zwei Schleußen, um das Wasser von der einen Seite hinein, von der andern aber wieder heraus in das benachbarte Feld zu lassen. Die Felder liegen terrassirt über einander, und dasselbe Wasser, welches das höchstliegende Feld wässert, bewässert auch die folgende Pflanzung. Beim Pflanzen des Taro wird das Wasser bis auf einen halben Fuß abgelassen, und die Nebensprossen, deren das wuchernde Arum viele treibt, in den Schlamm gesteckt. Diese wachsen schnell und haben nach drei Monaten schon wieder zur Ernte reife Knollen. Der Taro bedarf viel Raum, weil er starke Wurzeln hat, er treibt lange Stengel und große Blätter, die gleichsam auf der Oberfläche des Wassers schwimmend einen schönen Anblick gewähren, wozu das schöne Blatt mit seiner zierlichen Form nicht wenig beiträgt. Die Zwischenräume der Felder, welche drei bis sechs Fuß breit sind, sind mit Reihen von Bananen und Zuckerrohr geziert, und bilden schattige Alleen. Ganze Berge sind auf diese Weise mit Tarofeldern belegt, und da das Wasser stufenweise durch die Schleußen in die niedern Pflanzungen hinabfällt, so bildet ein solcher Berg mit seinen unzähligen Kaskaden, die zwischen den prachtvollsten Pflanzengestalten die Erde hinabstürzen, ein bezauberndes Gemälde. Diese Tarofelder dienen zugleich zu Fischteichen, die hier mit Fischen aus Süßwasserbächen besetzt werden. Die Tarogewässer bekommen ihnen vortrefflich und vermehren eine sehr wohlschmeckende Speise. Indessen erfordern diese Taropflanzungen sehr viel Arbeit und wirklich eine Kunst, welche der ausgebildetsten Feldwirthschaft Ehre machen würde. Nicht geringer ist die Industrie, womit auch der Anbau der übrigen Kulturgewächse betrieben wird, und sowohl einheimische als eingeführte Gewächse werden mit Sorgfalt gepflegt.

Eben so ist auch die politische Macht des Archipels hier vereinigt; die Militairmacht, die Flotte, aus ein Paar tüchtigen Kriegsschiffen bestehend, so wie Alles, was zur Regierung gehört. Hier kehren auch die meisten fremden Schiffe ein. Als Tameamea mit seiner Flotte vor Wahu erschien, flüchtete der dortige König, in der Ueberzeugung, daß sein Widerstand unnütz, nur seinem Lande Verderben bringen würde, in die Gebirge. „Ich weiß, sagte er, ich muß fer-

Digitized by Google

ben; aber nicht durch die Hände meines Siegers, diesen Triumph gönne ich ihm nicht. Ich selbst will mich den Göttern opfern." Man hat später seinen Leichnam in einer Höhle auf dem Gebirge gefunden.

Die Völker der Malaien-Inseln im Süden des Aequators.

1. Die Bewohner Neuseeland's.

Johnson Tasman war es, der, ausgesendet von Vandiemen, dem holländischen Generalgouverneur in Batavia, auf eine Entdekkungsreise, im Jahr 1642 Neu-Seeland entdeckte. Von dieser Zeit an besuchte man aber auch dieses schöne Land nicht mehr, bis Kapitain Cook auf seiner ersten Reise um die Welt im Jahr 1769 nicht nur Neuseeland wieder gleichsam aufs Neue entdeckte, sondern auch die Küsten desselben mittelst sechsmonatlicher Arbeiten aufnahm. Durch ihn ward es auch entschieden, daß Neuseeland durch eine Straße, die jetzt die Cooksstraße heißt, in zwei Hälften, eine nördliche und südliche, getheilt wurde. Gleichzeitig mit Cook langte auch der französische Kapitain Surville beinahe an demselben Tage an der Nordküste Neuseelands an und landete in der Laurestonbai. Marion du Fresne kam 1771 mit Crozet in der Inselbai an, und verlor daselbst mit mehrern Gefährten sein Leben; bei einem Besuche an dem Lande verschwand er spurlos. Cook besuchte die Insel auf seiner zweiten und dritten Reise abermals; Vancouver landete daselbst 1791, eben so d'Entrecasteaux 1793. In den Zwischenzeiten landeten wohl auch mehrere andere Seefahrer, fanden aber zum Theil schlechte Aufnahme, zum Theil den Tod. Kapitain Duperrey besuchte auf seiner Weltumseglung ebenfalls Neuseeland und dem Kapitain d'Urville verdanken wir schätzbare Nachrichten über dieses so ziemlich wichtigste Land Australiens. Seit Kapitain Wilson's im Jahre 1796 unternommenen Missionsreise hat man auch auf die Civilisirung der Neuseeländer gedacht und ihnen zwei Missionäre, Marsden und Nicholas, zugesandt, die jedoch, bei all ihren Eigenschaften, die Kunst auf rohe Naturmenschen zu wirken nicht zu verstehen scheinen.

Neuseeland liegt unter 34½ — 47° 45′ südl. Br. und 184½ — 196½° östl. L. und wird, wie schon gesagt, durch die 5 Seemeilen breite Cooksstraße in zwei Inseln getheilt, zusammen 2850 Quadratmeilen, wovon die nördliche Eaheinemauwe und die südliche Towai-Pornamu heißt. Die südliche Insel ist sehr gebirgig, unfruchtbar und wenig bevölkert, die Gipfel der Gebirge sind mit Schnee bedeckt, und die Felsen, künstlich behauenen Wänden gleich, reichen bis an das Meer, ohne Häfen oder Buchten zu bilden und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Flusses zu zeigen. Die nördliche Insel hat ein freundlicheres Ansehen. Die Berge, worunter der nach Forster 14, 750 Fuß hohe Pik Egmont, sind weniger schroff und mehr mit Holz bedeckt, mit Ebenen, nebst Thälern von kleinen Flüssen und Bächen bewässert und bringen eine angenehme Abwechselung hervor. Die Küsten des Landes werden uns von allen Reisenden mit glühenden Farben als die schönsten, die man auf Erden sehen kann, geschildert, und selbst die Engländer sehen sich gezwungen, zu gestehen, daß sie noch schöner seien, als die von England. Forster schildert die Duskybai mit folgenden Worten: „Das Land besteht überall aus steilen, felsigen Bergen, die durch tiefe Klüfte von einander abgesondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachsen, auf den Gipfeln aber entweder unfruchtbar oder mit Schnee bedeckt sind. Wasserfälle stürzen sich von diesen romantischen Bergen in die Bucht herab, von einem derselben nannten wir die Bucht Kaskadenbucht. Der Wasserfall scheint in der Entfernung von einer engl. Meile eben nicht sehr beträchtlich zu sein, was jedoch von seiner hohen Lage herrührt. Nachdem wir angelangt waren, mußten wir den Berg, auf welchem er gelegen ist, wenigstens 600 Fuß hoch hinanklettern, ehe wir ihn völlig zu Gesicht bekamen, von dort her ist die Aussicht groß und prächtig. Der Gegenstand, der zuerst in die Augen fällt, ist eine klare Wassersäule von 24 bis 30 Fuß Umfang, die sich mit reißendem Ungestüm über einen senkrecht stehenden Felsen von 300 Fuß ungefährer Höhe hinabstürzt. Am vierten Theil der Höhe trifft die Wassersäule auf ein hervortretendes Stück desselben Felsen, der von da

Digitized by Google

etwas abhängig zu werden anfängt, und schießt alsdann in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr 75 Fuß breiten Wasserwand über den hindurchschneidenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr 180 F. im Umfange halten mag, und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand eingefaßt, vorn aber von großen und unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt er sich wieder heraus, und fällt schäumend und schnell am Abhange des Berges in die See hinaus. Mehr als 300 F. weit umher fanden wir die Luft mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Falle entsteht und so dicht war, daß er unsere Kleider in wenig Minuten durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns indessen durch diese kleine Unannehmlichkeit nicht im geringsten abhalten, dieses schöne Schauspiel noch von mehrern Seiten her zu betrachten und stiegen zu dem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe hinabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Kaskade völlig zirkelrund und sowohl vor als hinter uns zu sehen war. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe, kahle Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Anscheine nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammengethürmt hatte. Ueber diesen hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von etwa 150 Fuß und auf diese war eine 75 F. hohe senkrechte Felsenwand, mit Grün und Buschwerk überwachsen, aufgesetzt. Weiter zur Rechten sah man Gruppen zerbrochener Felsen durch Moos, Farrenkraut, Gras und allerlei Blumen verschiedentlich staffirt, den dorther kommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr 40 Fuß das Wasser gegen die Strahlen der Sonne decken. Das Getöse des Wasserfalls war so heftig, und schallte von den benachbarten widertönenden Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut unterscheiden konnte. Die Vögel scheinen sich deshalb auch etwas davon entfernt zu halten, aber weiterhin ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels und der bezaubernde Gesang der Baumläufer nach allen Seiten hören und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns um- und dem Wasserfalle den Rücken zuwandten, sahen wir die weite Bai mit hochbewachsenen waldigen Inseln besäet, unter uns und über selbige hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckte Berge bis in die Wolken reichten, an der andern aber den unermeßlichen Ocean.“ Diese Schilderung paßt jedoch nicht blos auf die Duskybai; alle Seefahrer, welche in den verschiedensten Häfen, Baien und Buchten von Cook bis d'Urville gelandet haben, sprechen mit derselben Begeisterung von der Schönheit dieser romantischen Küsten. — Neuseeland ist die wahre Schweiz Australiens, durchgehends ein riesiges Alpenland, dessen Boden mit Urwäldern bedeckt ist. Brennende Vulkane hat man zwar auf den Inseln bis jetzt nicht gesehen, es lassen aber die vulkanischen Produkte wenigstens an dem ehemaligen Dasein derselben nicht zweifeln, und was im Innern vorgeht, wissen wir nicht. Die neuesten Reisenden brachten vulkanische Asche nach England aus jenem Theile von Neuseeland, der Weißeiland genannt wird, wo ein Vulkan in voller Thätigkeit sich befindet. Der Berg hat 3 engl. Meilen Umkreis, liegt der Plentybai gegenüber, zwischen dem Thomasflusse und dem Ostkap, bei zwanzig Meilen von den Ufern Neuseelands entfernt. Der Ausbruch des Vulkans soll ein furchtbar erhabenes Schauspiel gewähren. Am Fuße desselben floß ein See von siedendem Schwefel, und weit umher war der Boden mit einer Schwefelkruste bedeckt. Die Eingebornen sagten: der Vulkan ströme unter dem See und breche 20 Meilen tief im Innern Neuseelands aus, wo sich ein großer See mit heißem Wasser befinde, in dem die Eingebornen ihre Nahrung kochen. — Der Boden ist außerordentlich gut und besonders geeignet, einer der üppigsten Vegetation der Erde Nahrung zu ge-

Digitized by Google

währen. Zudem hat die Jahrtausend lange Ruhe, während welcher Zeit keine Axt seine Urwälder erschütterte, der Natur Zeit gelassen, eine hohe Schicht Pflanzenerde aufzulegen, wodurch der Boden nur desto fruchtbarer und für die Pflanzungen durch Menschenhand geeigneter wurde. Man fand die Urwälder noch bei weitem weniger angetastet als selbst die unermeßlichen Forste Südamerika's; da sind es wenigstens wilde Thiere, welche sich Schlupfgänge durch die Urwälder bahnen, in Neuseeland liegt Alles, wie es die Natur hingelegt hat. Die Riesenstämme liegen in Ruhe da; man glaubt sie noch fest, aber indem man sie berührt, fällt man bis über die Mitte des Leibes in ihren Moder hinein. Aus diesem erhellt, welchen Lohn hier die Pflugschar zu erwarten habe. — Dazu ist das Land vortrefflich bewässert; über die steilen Seeufer stürzen allenthalben Flüsse in die See hinab. — Das Klima ist im Norden noch so mild, daß die Bäume auch im Winter das Laub nicht verlieren; aber im Süden herrscht schon rauhere Luft. Das Klima von Eaheinomauwe ist mit Frankreich, das von Towai-Pornamu mit dem von England zu vergleichen. Die Jahreszeiten folgen sich hier regelmäßig, nur umgekehrt zu den unsrigen; die Winter sind streng und dauern in der Duskybai ziemlich lange, der Herbst ist schön, aber das Frühjahr bringt gewaltige Stürme. Freilich ist auch dieses Alles sehr verschieden, je nachdem die Lage eines Punktes es mit sich bringt. Uebrigens ist das Klima äußerst gesund und eines der besten auf Erden. Außer dem Atlaslande mag es schwerlich ein anderes Land geben, wo die Atmosphäre dem Gedeihen des Menschen förderlicher wäre, als hier.

Die Erzeugnisse beider Inseln sind noch wenig untersucht; das Fortkommen des Brodbaums, der Palmen und überhaupt der eigentlichen Tropenpflanzen erlaubt das Klima hier nicht mehr; aber wir kennen schon einige sehr bemerkenswerthe Gegenstände. Dahin gehören die herrlichen Waldungen, in denen die Bergfichte*) und andere durch Größe und schlanken Wuchs ausgezeichnete, über 100 F. hohe und mehr als 6 F. dicke Bäume, die zu Mastbäumen und Schiffbauholz in ganzen Ladungen nach der englischen Kolonie in Neuholland geholt werden; eine große Art Farrenkraut, deren Wurzel Hauptnahrung der Einwohner ist, eine besondere Art Flachs, die durch ihre sanften, feinen und dauerhaften Fasern den europäischen weit übertrifft, die Aaronwurzel, süße Kartoffeln, Kürbisse, Pfeilwurzel, Sandelholz und mancherlei neue, aber nicht wichtige Pflanzen. Europäisches Obst, namentlich Pfirschen, Gemüse und Getreide, gedeihen sehr gut, selbst die Eingebornen bauen jetzt schon Mais, aufgemuntert durch einen ihrer Häuptlinge Duaterra, der durch Liebe zu europäischer Bildung über seine Stammgenossen weit hervorragt. Außer Hunden, die aber nicht bellen, Fledermäusen und Ratten hat man noch kein Säugethier gefunden; jetzt hat man europäische Hausthiere hergebracht und besonders haben sich die Schweine die völlig verwildert sind, sehr verbreitet; vor Pferden und Rindern fürchteten sich die Eingebornen so sehr, daß sie anfangs die ihnen geschenkten Thiere dieser Art tödteten. Vögel sind in zahlreicher Menge, unter andern der Emu (Kasuar), so wie verschiedene Robbenarten. Metalle hat man bis auf Spuren von Eisen noch nicht entdeckt; unter den Steinen ist besonders der Jade, eine Art Nierenstein (Nephrit), aus welchem die Einwohner Streitäxte machen, bemerkenswerth.

Die Bewohner (s. Taf. XXVI.), etwa 100,000, gehören zu der zweiten Hauptrace der Australbewohner, die mit der malaiischen Aehnlichkeit hat. Die mittlere Größe des Neuseeländers ist volle 6 Fuß. Er ist daher schlank gebaut, mit festen Knochen und kräftigen Muskeln; seine Gesichtszüge sind schön, edel und kühn, mit scharfen Umrissen hat die Natur seinen Charakter in sein kräftiges Gesicht gelegt. Schwarzes Haar umwallt seine Schultern, seine Farbe ist braun und nähert sich der südeuropäischen, die Nase ist nicht platt, sondern tritt schön gebogen hervor. Ein verzehrend Feuer glänzt aus dem klaren

*) Sie wird 160 Fuß hoch, ihre Rinde ist glatt, die Nadeln klein und schmal, der Stamm schwitzt eine große Menge Harz aus, und da er 30 bis 35" dick wird, hat ein festes, zähes, und bei seinem Harzreichthum dem Wurmfraße widerstehendes Holz hat, so liefert er das köstlichste Bauholz, von dem auch die Eingebornen ihre Piroguen machen.

Digitized by Google

Blicke des Neuseeländers hervor. Die Backenknochen sind stark, ragen aber nicht, wie bei den Mongolen, hervor, und der Mund, mit prachtvollen Zähnen angefüllt, ist nicht wulstig, das Kinn rundet sich sanft, nur der Bart ist schwach. Der Arm, früh gestärkt durch den Gebrauch der Waffen, ist nicht schmächtig und klein, wie der Arm des Papua, sondern kräftig, muskelhaft und voll. Der Fuß zeigt den festen Tritt. Das Weib steht in seinen Formen und an Kraft dem Manne wenig nach. Kein Land auf Erden erzeugt schönere Menschen, und diese kraftvollen Söhne sind belebt von einem gewaltigen Geiste. Nicht von der Indolenz und dem geduldigen Ergeben des Neuholländers, noch von der Gleichgültigkeit gegen Freiheit und Leben, wie der Hottentott oder der Neger, noch viel weniger aber von der weichen Gemüthsart des Tahitiers, lebt im Neuseeländer Energie. Bis jetzt sind sie noch in keinem Kampfe den Europäern unterlegen; sie haben bis jetzt noch immer Anmaßung mit Abweisung, Schlag mit Schlag, Wunde mit Wunde vergolten. Sie allein sind es, welche der Donner der Kanonen nie erschreckt hat; sind jedoch allezeit bereit, ihre physische Ueberlegenheit unsern geistigen Vorzügen hinzuzufügen. Sie begreifen schnell, fassen gründlich und genau, verstehen das Nützliche vom Unnützen zu unterscheiden, und indem sie dieses verachten, lassen sie es sich angelegen sein, jenes zu erwerben. Sie allein sind es unter allen Völkern, welche Europäer besucht haben, die Abscheu hegen gegen berauschende Getränke, und bei denen der vergiftende Branntwein nur äußerst wenige Anhänger gefunden hat. Sie sind das einzige Volk, welches in seinem an Vegetabilien so reichen Lande noch kein berauschendes Getränk erfunden hat; Wasser ist sein einziges Getränk bis auf den heutigen Tag, aber ungeschwächte Kraft der kostbare Lohn seiner Nüchternheit. Sein Geist wird nicht von Krankheiten niedergebeugt, und bis ins höchste Alter erhält er den hellen Blick, den beschwerdenlosen Körper. Unabhängigkeit lieben sie über Alles, und selbst diejenigen, und deren sind wenige, welche längere Zeit in den Hauptstädten Europa's gelebt haben, kehren mit Entzücken in ihre Wälder zurück. Dessen ungeachtet sind sie außerordentlich schmiegsam, wissen sich mit Unbefangenheit unter gebildeten Menschen zu benehmen und zu bewegen, eignen sich die Sitten gebildeter Völker sehr schnell an. — Ihr Charakter ist gutmüthig; Mäßigung, Sanftmuth, Milde sind ausgezeichnete Eigenschaften desselben. Die Liebe der Kinder zu ihren Eltern ist unüberwindlich. Gastfreundschaft, Dankbarkeit, Treue und Redlichkeit gehören zu den Kardinaltugenden des Neuseeländers. Die beleidigte Freiheitsliebe desselben verwandelt sich jedoch bald in Kannibalismus. Nie verzeiht der Neuseeländer, denn er hält Rache für Recht, und indem er furchtbare Rache an seinem Feinde übt, ist er auf dasselbe Schicksal gefaßt, falls er in dessen Hände geräth. Man möchte sagen: dieses übertriebene ausschweifende Gerechtigkeitsgefühl, diese nie zu besänftigende Rachsucht ist das einzige Laster des Neuseeländers. Seitdem die Europäer mit jenem kraftvollen Bergvolke bekannt geworden sind, beziehen sich alle Vorwürfe, die man diesem Volke macht, auf diesen einzigen Punkt. Nie hat ein Europäer den Neuseeländer ungestraft beleidigt und die Brutalität, womit übermüthige Kapitaine dieses Kernvolk als Wilde zu behandeln sich berechtigt glaubten, ist noch allezeit schrecklich gerächt worden. „Es ist entsetzlich," sagt Forster, „daß jeder gemeine Matrose sich als den natürlichen Herrn der Weiber und des Eigenthums der Wilden betrachtet, und einen Wilden niederzuschießen für ein Recht hält, dessen Kränkung selbst seinen Vorgesetzten nicht zustehe." Wenn sich nun der Neuseeländer diesem seltsamen Völkerrechte zu fügen nicht für gut findet, so möchten wir ihn deshalb nicht tadeln. Mehr tadeln wir freilich ihren Kannibalismus, diese schreckliche Verirrung der Menschheit.

Unter allen Menschenfressern, die wir kennen, haben es die Neuseeländer in diesem Punkte zur gräßlichsten Virtuosität gebracht. Grausame Rache für erlittenes Unrecht scheint, so wie der Grundzug ihres Charakters, so auch die Grundursache des Kannibalismus zu sein. Schon Tasman verlor in einem Gefechte mit ihnen mehrere von seiner Schiffmannschaft. Daß auch Wilde das Leben verloren, ist natürlich: dieses heischte Rache, und die Weißen, welche als Beleidiger in ihr

Digitized by Google

Land gekommen waren, wurden auch als die natürlichen Feinde betrachtet. Cook wollte sich einiger Neuseeländer bemächtigen, um sie wie Affen als Kabinetsstücke für die brittische Menagerie mitzubringen. Wüthend vertheidigten sich aber die wackern Neuseeländer, und nur nachdem vier Männer getödtet waren, konnte man sich zweier Knaben bemächtigen. Surville wurde auf der Nordostseite von Eaheinomauwe gastlich empfangen. Er hatte seine Kranken ausgeschifft, die von dem Häuptlinge des Dorfes liebreich verpflegt wurden. Während eines Sturmes verlor er ein kleines Boot, er glaubte es von den Eingebornen entwendet, brannte ihr Dorf von Grund aus weg, nachdem er den Häuptling Naginoui an den Bord gelockt hatte. Dieser starb hier bald an gebrochenem Herzen. Sorglos hatten die Neuseeländer die bösen Gäste bei sich aufgenommen, schändlich hatten diese das Vertrauen mißbraucht; Rache an den Weißen war nun der einzige Gedanke Neuseelands. Im Jahre 1772 landete Kapitain Marion du Fresne, wurde gastlich empfangen und in Sicherheit eingewiegt. Er ging nämlich mit 28 Mann an das Land, besuchte die Indianer in ihrer Festung; man hat keine Spur mehr von ihm gefunden, selbst die Holzhauer wurden alle erschlagen und nur ein einziger Matrose entkam, um dem Kapitain Crozet die Nachricht zu bringen. Nur durch seine Entschlossenheit rettete dieser die Zimmerleute, welche noch tiefer in der Waldung mit Zurechtmachung der Mastbäume beschäftigt waren. Marion und 28 seiner Gefährten wurden von den Neuseeländern gebraten und verspeist. Da Crozet's Schiff mastlos war, so bedurfte er der Maste, und mußte sich daher entschließen, die Erlangung derselben auf das Glück des Krieges ankommen zu lassen. Er griff daher den großen Hippah in der Inselbai an, fand aber die Wilden hinter ihren Palisaden und auf Streitgerüsten auf setnen Empfang vorbereitet. Nur unaufhörliches Pelotonfeuer trieb die Wilden von ihren Gerüsten herab hinter die Palisaden. Crozet ließ nun die Zimmerleute anrücken und vor die erste Oeffnung, welche in den Palisaden entstand, stellte sich sogleich ein Anführer der Indianer und suchte mit den Spießen den Zimmerleuten Einhalt zu thun. Als dieser niedergeschossen war, trat sogleich ein anderer auf seinen Leichnam, und auf diese Art blieben acht Befehlshaber nach einander auf diesem gefährlichen Posten. Jetzt erst ergriffen die Neuseeländer die Flucht. Funfzig Thaler bot Crozet für einen gefangenen Neuseeländer; aber keinem war es möglich, auch nur Einen zu fangen, und als ein Soldat einen abgelebten Greis zu seinem Kapitain schleppen wollte, biß er ihn, da er keine andere Waffe hatte, so schmerzlich in die Faust, daß ihn der Soldat mit den Bajonnette niederstieß. Kapitain Fournaux verlor aber hier 10 seiner besten Männer, welche von den Neuseeländern gefressen wurden. Diese Matrosen waren von der Aventure, dem Schiffe, welches Cook auf seiner Reise begleitete. Sie wurden von einem gewissen Herrn Rowe kommandirt, der, wie solches die Britten selbst gestehen, die merkwürdige, allen diesen Seefahrern eigne Ueberzeugung hatte, daß man sich gegen die Wilden Alles erlauben dürfe, was einem gelüste. Er hatte schon früher bei mehrern Gelegenheiten die Lust bezeigt, auf die schwarzen Menschen zu feuern, indem er immer behauptete, die Neuseeländer würden das Feuer unserer Musketen nicht aushalten, wenn es zum Schlagen käme. Die Neuseeländer hielten aber das Feuer aus, als Rowe unglücklicherweise ein kleines Kommando befehligte. Sie warteten ab bis die Engländer sich verschossen hatten, fielen sodann über sie her und erschlugen sie sämmtlich. Nach zwei Tagen suchte ein anderes Kommando Herrn Rowe auf, fand aber in Grass-Cowe die Einwohner versammelt und beschäftigt, die erschlagenen Europäer zum festlichen Mahle zuzurichten. Der Rachgier mußte die Vernunft weichen; man feuerte auf die Eingebornen, die sich mannhaft zur Wehr setzten, tödtete viele und trieb sie endlich mit großer Mühe in die Flucht. Als sie endlich die Hütten durchsuchten, fanden sie viele Körbe voll mit Menschengliedern, worunter sie Rowe's Hand deutlich erkannten. Die Hunde Neuseeland's fraßen am Strande die Eingeweide der Europäer. Am schlimmsten erging es jedoch dem Schiffe Boyt, das 1809 in der Bai Vangarura auf der nördlichen Insel einlief. Es hatte mehrere Neuseeländer am Bord, von denen einige die europäischen Niederlassunger

Digitized by Google

in Neuholland, manche sogar London besucht hatten, und welche jetzt Kapitain Thomson wieder in ihre Heimath zurückbringen sollte. Unter diesen befand sich auch der Sohn Tara's, eines neuseeländischen Häuptlings, gewöhnlich auch König Georg genannt. Dieser war stolz auf seine Geburt und weigerte sich, gewöhnliche Matrosendienste zu leisten. Der Kapitain hatte trotz seiner Bildung nicht Edelmuth genug, um das Ehrgefühl eines Wilden zu achten. Er ließ ihn daher wie einen gemeinen Matrosen derb züchtigen und gab ihn dem Hohngelächter des Schiffsvolks preis, das ihn wegen seiner edeln Abkunft verspottete. Der junge Mann verbiß seinen Grimm und wußte sich sogar während der Ueberfahrt das Vertrauen des Kapitains zu erwerben. Dieses ging so weit, daß er ihn sogar bewog, in dieser Bai vor Anker zu gehen. Hier erzählte nun der junge Häuptling seinem Stamme die erlittene Behandlung. Mehr bedurfte es nicht. Der Kapitain mit mehreren der Schiffmannschaft wurde ans Land gelockt und erschlagen. Hierauf erstiegen die Neuseeländer das Schiff, und nur ein Weib, zwei Kinder und ein Kajütenjunge entgingen dem Gemetzel. Seitdem wurden diese Inseln bis auf Dillon und d'Urville wenig besucht. Ueber ihren Kannibalismus ist noch folgendes Ereigniß zur Kunde gekommen.

Johann Rutherford machte seine erste Seereise als zehnjähriger Knabe im Jahre 1810 am Bord der Brigg Agnes von 6 Kanonen und 14 Mann Besatzung unter Kapitain Coffin, um Perlen und Schildkrötenschalen einzuhandeln. Am 16. März desselben Jahres lief Coffin in die Armuthsbai ein. Von allen Seiten ruderten Kanots auf das Schiff zu, kamen jedoch nur sparsam an den Bord. Des folgenden Tags kam ein Häuptling, Aimy genannt, in einem großen 60 Fuß langen Kriegskanot an den Bord. Alle hatten Matten und Angelschnüre von weißem, starkem Flachs, wie sie vorgaben, um Handel zu treiben. Der Häuptling blieb längere Zeit auf dem Schiffe, und man kam mit ihm überein, daß er mit einigen Leuten seines Stammes das Schiff mit Wasser versehen möchte. Inzwischen brachten die Indianer Schweine an den Bord, und einige Diebstähle abgerechnet, zeigten sie sich gutmüthig und voll herzlichen Vertrauens. Am andern Tage kam der Häuptling mit einer zweiten Ladung Wasser im Schiffsboote an den Bord. Der Kapitain beschenkte den Häuptling für die Zufuhr des Wassers mit zwei Feuergewehren, Pulver und Blei. Unvorsichtigerweise ließ er den Häuptling nebst fast 100 Indianern bewaffnet auf das Schiff kommen. Sie hatten alle den Mery bei sich, einen Stein aus Jade, flach, länglich, an beiden Enden zugespitzt und mit einem Griff versehen. Sie bedienen sich desselben, um den Feind mit einem Schlag auf den Kopf zu tödten. Endlich gingen dem Kapitain die Augen auf. Er wünschte daher so schnell als möglich aus der Bai zu kommen. Alles war beschäftigt, die nöthigen Vorkehrungen zur Abfahrt zu treffen, und nur der Kapitain und der Koch befanden sich auf dem Verdeck. Plötzlich stiegen Feuer auf von den Bergen, der Häuptling warf seinen Mantel ab, stimmte den Kriegsgesang an, welchem Beispiele alle übrigen folgten. Mit einem Male näherte sich ein Neuseeländer dem Kapitain und mit ein Paar Schlägen war er todt. Der Koch, der dem Kapitain zu Hülfe eilen wollte, hatte gleiches Schicksal. Die Wilden stürzten sich nun in die Schiffsräume, nahmen die Schiffsmannschaft gefangen, plünderten Alles, und brachten die Beute nebst den Leichnamen und Gefangenen an das Land. Am Lande wurden noch 6 von den Matrosen erschlagen. Man machte nun 8 große Gruben von 1 Fuß Tiefe, überlegte sie mit Steinen, brannte sie aus, und nachdem die Gruben gehörig erhitzt, die Leichname ausgeweidet und gewaschen waren, wurden diese letztern hingelegt, mit Laub überdeckt, die glühenden Steine herumgelegt, mit Wasser begossen und endlich das Ganze mit Erde verhüllt. Die Weiber flochten nun Körbe und bereiteten das Mahl. Den folgenden Tag wurden sie damit beschäftigt, die gar gebratenen Leichname aus den Gruben zu nehmen, in die Körbe zu legen, mit den Kartoffeln, die mit gebraten waren, zierlich zu umlegen und den Kannibalen aufzutischen. Rutherford sagt: „Ich sah einige Kinder, die von den Knochen unserer Kameraden, bevor sie noch von dem Herde genommen wurden, das Fleisch mit den Zähnen abnagten. Bald darauf versammelten

Digitized by Google

sich die Häuptlinge, und nachdem sie sich auf dem Boden niedergelassen hatten, wurden die Körbe vor ihnen hingestellt, die sie mit Fleisch angefüllt unter ihre Stammgenossen vertheilten. Auch uns setzte man einen Korb mit Erdäpfeln und einem Fleische vor, das wie Schweinefleisch aussah, aber wir schauderten vor dieser unnatürlichen Mahlzeit und gaben sie einem Eingebornen."

Auch Cook hatte sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Neuseeländer Menschenfleisch essen. Man hatte nämlich den eben erst abgeschlagenen Kopf eines jungen Neuseeländers am Strande gefunden. Ein anderer, der an den Bord des Schiffes kam, äußerte, daß besonders die Wangen ein köstliches Stück seien. Cook ließ dasselbe in seiner Gegenwart abschneiden und rösten, und die Eingebornen verzehrten es, ohne im Geringsten darüber schüchtern zu werden.

Es ist eben so lächerlich, als abgeschmackt, die Neuseeländer und andere menschenfressende Völker gegen den Vorwurf des Kannibalismus vertheidigen zu wollen, da es doch diesen Völkern selbst gar nicht einfällt, daß sie, indem sie ihren Hunger mit Menschenfleisch stillen, den geringsten Vorwurf verdienen; ja sie haben es sich nicht einmal einfallen lassen, auch nur ein Geheimniß aus ihren gräßlichen Mahlzeiten zu machen. Im Gegentheil betrachten sie den Menschenfraß, da sie ja doch nur Feinde auffressen, als eine Sache, die in der Natur der Dinge gegründet sei, und nichts kann naiver sein, als die Art, wie sie dieses gestehen und kund geben. So erzählt uns der Schiffskapitain des Schiffes von St. Patrik eine Unterhaltung, die er mit dem Häuptling der Inselbai gehabt habe. Die Indianer der Inselbai waren nämlich mit denen an der Themse im Krieg begriffen, und der Kapitain des Patriks hatte zwei junge Männer aus dem Themselande bei sich. Die Unterredung mit dem Häuptlinge war die:

„Unsere Unterhaltung war politischer Art; der Häuptling sagte mir, daß er der Neffe von Pu-Marrai, einem großen und mächtigen Häuptlinge, und im Besitze dieses Hafens wäre, den, wie er sagte, „„meine Freunde"" vom Themse-Flusse vor 12 Monaten getödtet haben. Auch Pu-Marrai's Sohn, sagte er, sei erschlagen worden mit 200 seiner Krieger, und werde jetzt ein Heereszug gegen die Themsestämme ausgerüstet, zu welchem alle Häuptlinge des Nordens sich vereinigt hätten, und entschlossen seien, die Purus und Marraghs ganz auszurotten. Er fragte mich darauf, wo sich die beiden jungen Männer befänden, die ich aus dem Themselande in dem St. Patrik mit mir hinweggeführt. Als ich ihm sagte, daß sie bei mir wären, rief er aus: „„Du mußt sie uns ausliefern, daß wir sie sogleich tödten und auffessen!"" Er war in eine Kriegsmatte gekleidet und hatte einen Mantel von Hundsfellen lose um die Schulter geworfen; er nahm in dem Augenblicke, in welchem er dieses sprach, ein furchtbar wildes Aussehen an: die Augen traten ihm aus ihren Höhlen und die blutdürstige Begierde, sich der unschuldigen Angehörigen eines Volkes zu bemächtigen, mit dem er in Fehde stand, war darin auf eine Abscheu erregende Weise ausgedrückt. Ich habe wohl kaum nöthig zu sagen, daß ich auf diese kannibalische Forderung erwiederte: die jungen Leute ständen unter dem Schutze brittischer Kanonen und dürften daher nicht beleidigt werden, so lange sie sich am Bord befänden. Sie wären Tabu; am Ufer möge man sie nach dem Gebrauche auf Neuseeland behandeln; aber die Andeutung, die er mir von seinem Vorhaben gegeben habe, würde mich in der Wahl des Punktes, wo ich sie ans Land setzte, sehr vorsichtig machen. Ich ließ meine Freunde, Brian Puru und Morgan Mak-Marragh heraufkommen; sie traten an die Seite des Schiffes und fingen ein Gespräch mit dem Manne an, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als sie aufzuessen. Der Häuptling unterhielt sich mit ihnen mit der größten Unbefangenheit, als wenn er nie daran gedacht hätte, sie für seine Tafel braten zu lassen. Er sprach in den Ausdrücken der höchsten Achtung von Brian's Vater, daß zwei von Pu-Marrai's Söhnen nebst andern angesehenen Männern seines Stammes in der Schlacht gefangen und zu Sklaven gemacht worden seien, Brian's Vater habe sie bald wieder frei gelassen und ihnen eine Kanoe gegeben, womit sie in ihre Heimath zurückkehrten; sie befänden sich jetzt blos zwei Tagereisen weit im Innern und würden ihm gewiß einen Besuch machen, wenn sie hörten, daß er

Digitized by Google

angekommen sei. Da das Schiff nunmehr vor Anker lang, so wurde dem Häuptlinge der Inseln bei erlaubt, an Bord zu kommen. Brian und Puru nahmen einander bei der Hand, neigten sanft ihre Köpfe gegen einander, bis sich die Nasen berührten. Ihre Unterhaltung wendete sich alsdann auf die Heldenthaten von Brian's Landsleuten während der letzten Kriege. Mehrere junge Damen waren so gefällig, sich auch zu uns an Bord zu begeben, und bald war das Verdeck mit Frauenzimmern bedeckt, die zum Theil ziemlich anständig aussahen, indem sie in englische Frauenkleider, Hemden u. dgl. gekleidet waren; viele erschienen auch in ihrer einfachen Landestracht, und fingen unaufgefordert an, uns durch Tänze, Lieder, Kriegsgeschrei und komische Darstellungen zu belustigen."

Trotz der geistigen Verirrung, die den Neuseeländer zum Kannibalen stempelte, ist er nichts weniger als entmenscht; auch zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen diesen wirklichen Naturmenschen und dem von der Civilisationsstufe herabgesunkenen Amerikaner. Dieser künstelt schon bei der Befriedigung seiner Lüste. Er martert sein Schlachtopfer mit teuflischer Wollust; der Neuseeländer schlägt seinen Feind auf die schnellmöglichste Weise todt, aber er martert ihn nicht. Zudem zeigen die häuslichen Sitten des Neuseeländers eine Innigkeit der schönsten Gefühle, welche der Gewalt seiner wüthenden Leidenschaften gleichkommt. Die Verwandtenliebe und Stammesehre ist tief in ihr Inneres gepflanzt. Die Ehrfurcht gegen ihre Eltern ist unauslöschlich, und wie den Schweizer oder Irländer ergreift ihn in der Ferne die Sehnsucht der Heimath. Seine Berge und Wälder sind ihm die schönsten auf Erden, und nirgends scheint ihm die Sonne lieblicher, als in seinem Vaterlande. Der Mann ist der Vertheidiger seiner Familie und seines Stammes. Er ficht die Fehden desselben aus und zeigt dabei eine Charakterstärke, welche in den Heldengesängen Homers auf das Getreueste gemalt ist. Der gefangene oder getödtete Feind ist der Triumph des Siegers, aber der auf Treue und Glauben sich anvertrauende Gastfreund oder Fremdling wird vom Stamme als ein Mitglied desselben vertheidigt und kann nirgends in der Welt sicherer leben, als hier. Wie viele Schuld indessen auch an dem Kannibalismus die Europäer haben, erhellt aus einem Verbote des Gouverneurs von neusüdwales: die Menschenköpfe einzuführen und als Handelswaare zu betrachten, welche nach Neuseeländischer Manier eingemacht sind. Ob der Neuseeländer aufhören wird, Kannibal zu sein, so lange man solche Waaren bei ihm sucht, ist sehr zu bezweifeln. — Rechtlichkeit ist eine angeborne Tugend des Neuseeländers; unter einander bestehlen sie sich nie, und der Dieb wird bei ihnen ohne Erbarmen gekreuzigt; eine Todesstrafe, deren Wiederfinden in diesen Gegenden billig in Erstaunen setzt, und die hier wirklich allgemein ist, und der Verbreitung des Christenthums gewiß ein nicht geringes Hinderniß entgegensetzt. — Unter einander schließen die Stämme Frieden und Bündnisse, welche sie allezeit getreu beobachten.

Die Weiber sind stark gebaut; die Mütter der Kinder, die sie mit Sorgfalt pflegen, indem sie die Knaben abhärten und zu Kriegern heranbilden, bis der Vater sie in die Lehre nimmt. Wie unter allen wilden Völkern, fällt auch hier die Last des Lebens auf das weibliche Geschlecht, aber dieses wird dessen ungeachtet nicht mit Rohheit behandelt, sondern fast so ziemlich in denselben Verhältnissen, wie bei den alten Deutschen. Dabei schließt sich der Neuseeländer nicht ganz vom Hauswesen aus, sondern erleichtert zärtlich genug die Bürde desselben seiner Gefährtin. Man sieht hier selbst Häuptlinge mit Kindern beladen und Hausarbeiten verrichten, um den Weibern Erleichterung zu verschaffen. Das Alter genießt eine Ehre, wie solche selbst in Sparta nicht größer sein konnte. Ueberhaupt sind die Bande der Familien nirgends auf Erden geachteter als hier. Das Weib ist dem Manne treu und zwar unverbrüchlich, übrigens wird Jungfräulichkeit und Keuschheit nicht unter die Tugenden des Neuseeländers verzeichnet. Das mannbare Mädchen schaltet über ihre Gunstbezeigungen nach Belieben, ohne daß sie dadurch im Geringsten entehrt würde. Diese Freiheit des Jungfrauenstandes hört jedoch auf in dem Augenblicke, wo sie rechtmäßige Gattin eines Mannes wird, woran sie durchaus durch ihre frühern Verhältnisse nicht verhindert wird.

Digitized by Google

Das Weib hängt dann mit beispielloser Treue an dem Manne und verletzt diese nie. Der Ehebruch gilt für ein verabscheuungswürdiges Verbrechen. Wird der Mann im Ehebruch bei einem fremden Weibe ertappt, so wird er hingerichtet, weil er in diesem Falle als der verführende Theil gilt. Wird das Weib in einem fremden Hause im Ehebruche ertappt so trifft sie als Verführerin dieselbe Strafe.

Die Kleidung des Neuseeländers besteht aus zwei Theilen: einer Matte aus neuseeländischem Flachse, wie ein schottischer Rock, und einem 4 bis 5 Fuß langen Mantel aus eben dem Zeuge und mit Hundefellen verbrämt, der sich ziemlich gut ausnimmt. Häuptlinge füttern wohl diesen Mantel auch mit Pelzwerk. Auch sind die Matten, aus denen die Mäntel bestehen, mit Farben geziert und außerordentlich kunstvoll bereitet. Die Kleidung der Weiber ist dieselbe, wie bei den Männern, nur etwas leichter. Das Haar tragen sie zurückgekämmt in einen Schopf gebunden und mit langen weißen Federn geziert; die Ohren sind durchbohrt. Die Ohrgehänge bestehen aus Stein, wie auch die Armbänder, und sind mitunter sehr zierlich geschnitzt. Sie salben sich mit Thran, worauf Ocker gestreut wird, auf welchem dann schwarze Flecken aufgesetzt werden, was ihnen freilich ein unreines übelriechendes Ansehen giebt. Auch sind sie sehr von Läusen geplagt. — Ihre Wohnungen liegen in Dörfern beisammen und bestehen aus Hütten von länglicher Gestalt, sind ziemlich breit, aber niedrig, daß man nur aus- und einkriechen kann. Ihr Hausgeräthe ist sehr einfach und besteht aus Kürbisflaschen, Körben, Netzen, Fischangeln, Werkzeugen aus Stein, darunter ein Beil, dessen Stiel gewöhnlich aus Menschenknochen verfertigt wird, eine Brodstampfe aus einem großen Fischknochen, ein Schnitzmesser aus Stein nebst mehrern ähnlichen Werkzeugen, Mänteln, Matten, Kleidungsstücken, und seit der Bekanntschaft mit den Europäern einige Eisenwerkzeuge. Ihre Dörfer bauen sie allezeit auf Anhöhen, besonders in der Nähe der See oder an den Mündungen der Flüsse, theils um sie leichter vertheidigen zu können, theils um den Fischfang bequemer zu haben. Das Haus des Häuptlings ist in der Regel das größte in der Ortschaft, die immer mit Palisaden umgeben eine Art kleiner Festungen bilden. Außer den Wohnhäusern hat ein jedes Dorf ziemlich bedeutende Magazingebäude, wo der gemeinsame Vorrath an Kartoffeln aufbewahrt wird. Ein solches Gebäude ruht auf mehrern Pfählen, die in die Erde eingerammt sind. Der Boden ist etwa ein Fuß hoch mit Dielen überkleidet; die Seitenwände und die Decken bestehen aus dicht zusammengefügten Balken, deren Ritze mit Gras ausgefüllt sind. Eine Schiebthüre, kaum so groß, einen Mann einzulassen, bildet den Eingang. Die Decke ist mit rothbemalten Balken verziert, an denen allerlei groteskes Schnitzwerk angebracht ist. Ein solches Magazingebäude ist 25 Fuß lang, 8 Fuß breit und 5 F. hoch. In den Wohnungen der Häuptlinge findet man meist den Fußboden und einen kleinen Fleck vor dem Hause zierlich getäfelt. Der innere Raum ist jedoch so niedrig, daß man kaum aufrecht stehen kann. Ueber der Thüre ist allezeit Schnitzwerk angebracht, und jede Wohnung hat auf der Spitze des Giebels ein geschnitztes Bild, um anzudeuten, daß kein Sklave während der Abwesenheit des Eigenthümers eintreten darf. Die Verletzung dieses Verbots wird mit augenblicklichem Tode bestraft. Die Wohnungen werden jedoch blos als solche gebraucht, indem sie darin nur ihre Geräthe aufbewahren und schlafen. Die Mahlzeiten werden immer unter freiem Himmel gehalten, niemals im Hause, denn ein Neuseeländer würde sich nie da aufhalten, wo Eßwaaren über seinem Kopfe hängen. Daher ist vor jeder Hütte ein offner Raum, der als Küche dient, und die Lebensmittel werden in gemeinschaftlichen Magazinen verwahrt. Selbst wenn der Neuseeländer durch Krankheit auf das Lager geworfen wird, oder in den Todeszügen liegt, muß er alle Speisen und Erquickungen außer dem Hause zu sich nehmen. Deshalb pflegen denn auch Kranke, die sehr schwach sind, ihre Lagerstätten in diesen Vorbauen aufzuschlagen, die wohl manchmal ein Dach, aber niemals Seitenwände haben; und so groß ist die Macht dieses Aberglaubens, daß bei aller Zärtlichkeit gegen die Verwandten einer des Hungers sterben könnte, bevor er im Innern des Hauses Nahrung erhielte. Auch die Weiber gebären in

Digitized by Google

diesem Vorraume; sie gebären indessen leicht und bedürfen meistens zu diesem Geschäft auch dieses Schutzortes nicht. — Selbst die Missionäre müssen sich, wenn sie bei den Eingebornen zu Gaste sind, dieses gefallen lassen, und obwohl sie überall mit der größten Gastfreundschaft empfangen werden, so würde man ihnen innerhalb der Hütten doch nicht die geringste Speise verstatten. Bei einem Regenwetter war es dem Missionär Nicholas einst sehr lästig, sich dieser Bedingung zu fügen, und da auch der Speisesaal ohne Obdach war, so flüchtete er mit seinen Kartoffeln unter den Vorsprung des Hüttendaches. Seine Wirthe gestatteten ihm zwar die Kartoffel, die er schon in Händen hatte, hier zu verzehren, jedoch nicht ohne große Unruhe über eine solche Gottlosigkeit. Man sieht hieraus, daß diese Missionäre wenigstens ihren Zweck hier schwerlich erreichen werden; denn die erste Bedingung eines Bekehrers bleibt immer die, nicht für gottlos gehalten zu werden. Nicholas und seine Begleiter mokirten sich zwar gewaltig über die thörichten Gebräuche dieser Leute; aber ein Eingeborner, der doch selbst große Neigung zu europäischen Sitten blicken ließ, verwies ihnen sehr ärgerlich die Verachtung seiner vaterländischen Sitten, und erklärte jenem geradezu, daß dieselben keineswegs so närrisch wären, als seine Predigten, die Niemand verstände. In den nördlichen Theilen des Landes sind die Wohngebäude oder Hütten mit niedlichen Gärten umgeben, die mit Rüben, süßen Kartoffeln und ähnlichen von den Europäern eingeführten Gewächsen bepflanzt sind. Seit Einführung verschiedener Nahrungspflanzen durch die Europäer haben sie regelmäßige Pflanzungen angelegt, die sie sorgfältig bearbeiten. Eben so wurden bereits viele europäische Ackerwerkzeuge, in neuester Zeit sogar der Pflug, nach Neuseeland gebracht. Sie verstehen auch schon das Land zu düngen. Der Fischfang ist sehr geregelt und mit Hühnern und Schweinen versehen sie bereits die landenden Schiffe. Ihre Fischnetze verfertigen sie von dem besten Flachse, den man kennt, dem neuseeländischen, seidenartigen Phormium tenax, sie übertreffen an Größe und Dauerhaftigkeit weit die englischen. Aus dem Werge jenes weichen und feinen Flachses verfertigen die Weiber den dicken Nachtmantel zum Schutze gegen unfreundliches Wetter; das feine, dichtanschließende, sehr wärmende Unterkleid verfertigt man ebenfalls aus jenem Flachse.

Das Tätowiren ist allgemeine Sitte. Die Operation ist ziemlich schmerzhaft und einige gefangene Europäer wurden dem Volke durch Tätowirung einverleibt. Rutherford giebt uns über die Operation folgende Auskunft: „Eines Morgens setzte sich die ganze Bevölkerung des Dorfes in einen Kreis, man brachte uns in die Mitte desselben, entkleidete uns und befahl uns, rücklings auf den Boden uns niederzulegen. Fünf oder echs Männer hielten jeden von uns fest, während zwei andere das Geschäft des Moki, wie hier das Tätowiren heißt, an uns vornahmen. Zuerst rieben sie ein Stück Holzkohle mit Wasser auf einem Stein ab und machten daraus eine dicke Farbe, in die sie dann ein beinernes Instrument tauchten, das in Form einer Gartenhaue außerordentlich scharf, wie ein Meisel war. Dieses setzten sie auf die Haut, schlugen dann zwei bis dreimal mit einem Stückchen Holz darauf, wodurch es wie ein Messer ins Fleisch drang und eine heftige Blutung verursachte. War der Einschnitt nicht deutlich genug, so setzten sie das Instrument noch einmal auf derselben Stelle an. Sie bedienten sich im Verlaufe der Arbeit noch mehrer anderer Instrumente, worunter eines aus einem Haifischzahne und wie eine Säge gezackt häufig angewendet wurde. Die Operation war sehr schmerzhaft und dauerte bei aller Geschicklichkeit volle vier Stunden. Die älteste Tochter des Häuptlings wischte mir oft mit einem Büschel gefaserten Flachses das heftig hervordringende Blut ab. Nachdem sie die Arbeit verrichtet hatten, führten sie mich an den Fluß, um mich zu waschen, denn ich war völlig erblindet; darnach ließen sie mich an einem großen Feuer niedersetzen. Sie gaben uns nun unsere Kleider zurück bis auf die Hemden, welche die Weiber für sich behielten. Wir waren nun nicht blos tätowirt, sondern auch Tabu, wobei es uns nicht erlaubt war, irgend eine Speise mit den Händen zu berühren. Drei Tage lang wurden wir nun von den Töchtern der Häuptlinge gefüttert. Nach drei Tagen hatte sich die Geschwulst, die durch die blutigen Ein

Digitized by Google

schnitte entstanden war, ziemlich verloren und ich fing an, wieder aus den Augen sehen zu können. Indessen dauerte es volle 6 Wochen, bis ich ganz wieder hergestellt war."

Die Sitte, sich den Leib zu tätowiren, oder Moki anzuwenden, ist nicht nur auf Neuseeland üblich, sondern so ziemlich bei allen wilden Völkern der Erde gebräuchlich. Diese Unsitte scheint bei den Wilden sehr bedeutungsvoll zu sein, denn es ist eine förmliche Kunst, die erlernt werden muß, und die Art der Verzierung ist keineswegs dem Operateur überlassen; doch scheint aus den Berichten verschiedener Reisenden hervorzugehen, daß die Operation nicht überall so schmerzhaft sei, wie auf Neuseeland. Der zärtlichere Otahiter weiß sie auch auf eine zärtlichere Weise zu verrichten. Die Verzierungen, welche auf der Haut des Neuseeländers angebracht werden, sind nach Geschlecht, Rang, Alter und vollbrachten Thaten verschieden. Es scheint sogar, daß jeder Stamm und in diesem jede Familie besondere Zeichen haben, welche den Mitgliedern auf die Wange tätowirt werden. Als die Missionäre ein Stück Landes von den Eingebornen auf Neuseeland kauften, und der Vertrag unterzeichnet wurde, so setzte der Unterzeichner als Beglaubigung das Ormoki auf der Wange des Verkäufers, unter die Schrift, und sein eigenes als Zeuge dazu. Der Häuptling ist bei weitem künstlicher tätowirt, als der gemeine Neuseeländer. Mit den Jahren nehmen diese Zeichen zu und neue Thaten vermehren sie. Die Zeichnungen auf dem Körper eines Kriegers erleiden im Laufe seines Lebens verschiedene Veränderungen, und es gehen oft Jahre hin, bis ein Häuptling seinen vollkommenen Schmuck auf dem Leibe hat. So schmerzhaft auch diese Operation ist, so würde sich doch ein jeder für entehrt halten, wenn er während derselben einen Seufzer hören ließe; und ohne Tätowirung die Mannbarkeit erreichen, ist ein Zeichen schmählicher Weichlichkeit. — Die Figuren, welche dem Körper eingeätzt werden, sind von sehr verschiedener Gestalt, immer jedoch regelmäßig und von bestimmter Bedeutung. Runde, drei-, vier-, auch mehreckige Punkte, Streifen, Schnörkel, Wellenlinien, spiralförmige Figuren u. s. w. werden regelmäßig unter einander gemischt, und sie scheinen eine gangbare Verständigung im Lande zu sein. Zugleich scheint es aber auch, als ob das Tätowiren bei den Kriegern eine Art Weihe wäre, bei welcher sie Gelegenheit haben, ihre Mannhaftigkeit zu zeigen, wie denn unter den rohen Völkern solche Operationen, welche für Schmerz abhärten, nichts Seltenes sind.

Das Wort Tabu wird in der ganzen Südsee bei allen Völkern der australischen Familie, die nicht zu den Papuas gehören, eine Art religiöser Weihe, welche bei den Papuas noch nicht wahrgenommen wurde. Es ist jedoch keineswegs mit dem Banne zu vergleichen, wie Viele thun, denn das Tabu ist weder eine Strafe, noch eine Entehrung, sondern eine Art überirdischen Zaubers, womit gewisse Gegenstände, gleichsam unter den unmittelbaren Schutz der Gottheit gestellt, von keinem Sterblichen berührt werden dürfen. Der Verletzer des Tabu würde sich der schwersten Strafe des Himmels aussetzen. Es wird Alles tabuirt, was unter der Sonne ist: Personen, Geräthschaften, Häuser, Grundstücke, und was es immer für Namen hat. So tabuirt man auch Gegenstände, die man kauft, um sie während der Zeit, bis man den Kaufpreis erlegt hat, vor jedem Mißbrauch zu schützen. So werden auch Schiffe, während sie vor Anker liegen, tabuirt und dieses ist eine Gunst der Häuptlinge, welche ein mit dem Tabu belegtes Schiff vor jeder Berührung durch die Eingebornen schützt. Sterbende, solche, die am Wundfieber in Folge des Tätowirens niederliegen, oder Personen, welche ein Haus bauen, sind gleichfalls Tabu. Ein solcher Mensch darf mit Niemanden umgehen, als mit solchen Personen, die ebenfalls Tabu sind. Sie dürfen auch nicht mit den Händen essen, und in Folge dieses Verbots lassen sich die Vornehmern von ihren Sklaven die Speisen reichen und sich füttern. Wer jedoch Niemanden zur Bedienung hat, kommt durch Tabu in die größte Verlegenheit. So erzählt der Missionär Nicholas: „Ich begab mich in das Dorf, wo ich mehrere Einwohner im Kreis um Körbe mit gekochten Kartoffeln sitzen sah; einer derselben bückte sich bei jedem Bissen bis auf den Boden und hob ihn mit dem Munde auf, wobei er sorgfältig sich hütete, seiner Hand die Berührung der Speisen zu gestatten.

Digitized by Google

Auf meine Erkundigung sagte man mir, er baue ein Haus, und müsse, bis er es vollendet habe, Tabu bleiben. Da er nun ein Kuki (Sklave) war, und Niemanden hatte, der ihn fütterte, so mußte er auf die beschriebene Art seinen Hunger stillen. Der Tohunga (Priester) hatte ihm gesagt, wenn er es wagte, vor Ausbau seines Hauses nur einen Finger an seinen Mund zu bringen, so würde Atua in seinen Bauch kriechen und für seine Ruchlosigkeit ihn vor der Zeit auffressen. Diese Drohung hatte ihn so erschreckt, daß er sich von dem Gebrauch seiner Hände ängstlich hütete." Der Missionär erbarmte sich nun über ihn und fütterte ihn, bis er genug hatte, was eben so leicht nicht war. Dieses Tabu führt uns jedoch zugleich auf

die Religion der Neuseeländer. Trotz dem längeren Verweilen der zwei Wasleyanischen Missionäre sind wir mit ihren Religionsgebräuchen, Glauben und Meinungen noch so gut wie gar nicht bekannt. Das Christenthum hat bis jetzt unter diesem Volke durchaus keine Wurzel gefaßt und trotz dem, was der Missionär Marsden auch sagt: „Die Macht des göttlichen Wortes hat unbestreitbar die Herzen einiger dieser Heiden dem Gehorsam gegen das Evangelium zugewendet," müssen wir gestehen, daß uns selbst der Ton dieser Worte außerordentlich wenig Hoffnung giebt, mittelst dieser Boten der göttlichen Wahrheit und ihrem Lichte hier einen Tempel erbaut zu sehen. Die Mission ist bereits ziemlich lange unter diesem Volke, sie hat sich daselbst angesiedelt und die Missionäre predigen englisch für die Neuseeländer, die dann auch mitunter kommen, diesen Leutchen zusehen und natürlich wieder gehen, wie sie gekommen sind. Gewiß bringen diese Wasleyanischen Missionäre dem Christenthume mehr Nachtheile als Vortheile, und verzögern die Bekehrung dieser Naturkinder. Nur sich, nicht aber der Unempfänglichkeit dieses wackern Volks, mögen die Missionäre es zuschreiben, wenn bis jetzt ihre Bemühungen eitel waren. Ein der größten Sorgfalt würdiger Gegenstand wäre für die Missionäre das Studium der Sagen, Gebräuche und der Geschichte dieser Völker, ihrer Religion, ihres Aberglaubens. Es möchte sich mancher wilde Stamm darunter finden, auf welchen das edle Reis des Christenthums gepfropft werden könnte. Bis jetzt ist nichts derlei geschehen. Wir wissen nur, daß ihre Religion rauh und roh ist, wie das Volk. Der Glaube an ein höchstes Wesen ist auch ihnen ins Herz gepflanzt und Priester und Priesterinnen, welche zugleich Zauberer, Wahrsager und Aerzte sind, machen die Dolmetscher zwischen dem Volke und dem ewigen Wesen. Ob sie Opfer bringen, heilige Gegenden und Haine haben, ist noch nicht ermittelt, daß sie aber vor den höhern Mächten Scheu trügen, daß ihr Gemüth weich und empfänglich sei für das Ueberirdische, daß der Glaube an eine Fortdauer der Seele in ihrem Gemüthe fest begründet sei, das ist gewiß. So ist auch die Mythe von der Circe, d. h. der Grundgedanke derselben, hier nicht unbekannt. Die Seelenwanderung ist ihnen nicht fremd, und diesem Glauben liegt der Aberglaube sehr nahe, daß durch übernatürliche Kräfte ihre Priesterinnen die Gestalt der Menschen verwandeln und diese zu Hunden, Schweinen u. dgl. umtauschen könnten.

Die Priester und Priesterinnen gehören allezeit unter die Vornehmen des Landes. Sie scheinen indessen nicht die frömmsten und rechtlichsten Menschen zu sein, sondern eine Art Leute, wie wir uns unter Geisterbannern, Wunderdoctoren und Charlatanen vorstellen. Als Kapitain Dillon in der Inselbai verweilte, war er so glücklich, des Besuches einer solchen Priesterin theilhaftig zu werden. Die Priesterin hatte eine majestätische Gestalt, schien mittlern Alters zu sein, brünett, mit blitzenden schwarzen Augen; ihr langes Haar ergoß sich in natürlichen schönen Locken wie glänzendes Ebenholz über die reizenden Schultern, und wallte bei jedem Schritte in der Luft. Sie war in die Staatstracht ihres Landes gekleidet und eine gewisse wilde Hoheit in ihrem Benehmen gebot Achtung und Aufmerksamkeit. Sie kam mit Anstand, und nachdem sie bemerkt hatte, daß der Tag ziemlich kalt sei, verlangte sie nach Rum. Als man ihr Branntwein vorsetzte, verschmähte sie ihn und verlangte Rum, wie die Wallfischfänger ihn brächten. Von diesem trank sie denn auch ein Glas voll mit einem Zuge aus. Dieses kontrastirt nun außerordentlich mit der entschiedenen Nüchternheit und dem Abscheu vor

Digitized by Google

allen starken Getränken, den man bisher bei diesem Volke wahrnahm. Leider wird es den Matrosen nur zu bald gelingen, dem Gifte der Völker auch hier Eingang zu verschaffen; leider wird der Geist des Rums früher diese herrliche Nation zerstören, als der heil. Geist des Evangeliums sie civilisirt. Diese Priesterin wurde sodann sehr gesprächig, besonders zog der Schiffschirurg ihre Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem sie sein Gewerbe erfahren hatte, erklärte sie sich sogleich, daß auch sie Priesterin und Heilkünstlerin sei, nannte den Schiffsarzt Bruder und verlangte, daß er sie auf Neuseeländisch grüßen sollte. Indem nun der Schiffsarzt seine Nase der ihrigen näherte, that er es so ungeschickt, daß ihm die Perücke von der Glatze fiel, was nicht geringes Entsetzen bei der Priesterin erregte, und als er die Perücke wieder aufsetzte, galt er bei der Priesterin und ihrem ganzen Gefolge für einen noch größern Hexenmeister, als sie selbst. Ein Zug aus dieser Scene erregt in der That ein Erstaunen und legt keineswegs ein unvortheilhaftes Zeugniß von dem Geiste dieses Volkes ab. Der Schiffsarzt, der nach Belieben seine Haare verlieren und wieder aufsetzen konnte, wurde natürlich für einen Zauberer erster Art gehalten. Die jungen Neuseeländerinnen aus dem Gefolge der Priesterin schienen jedoch keine sehr große Anlage zum Aberglauben zu haben, denn sie hielten das Haar wirklich für künstlich und glaubten, daß nur dadurch der Doctor im Stande sei, das Haar abzunehmen und wieder aufzusetzen; und eine der kühnsten darunter machte sich hinter dem Zauberer her, um zu versuchen, ob sie nicht auch gegen den Willen desselben die Haare ihm abzunehmen im Stande sei. Da sie jedoch zufälligerweise ein Büschel natürlicher Haare erwischte, so gelang ihr Vornehmen nicht, und sie mußte nun im Glauben gestärkt eilig ihren Rückzug nehmen, damit sie nicht etwa von dem Zauberer in ein Schwein oder dgl. verwandelt würde; und wurde noch obendrein von ihren Gefährtinnen ausgelacht. Das Ansehen des Zauberers hatte dadurch aber viel gewonnen.

In welcher Beziehung nun diese Priester und Priesterinnen zum Volke stehen, wissen wir also nicht. — Daß sie ein Land der Verstorbenen glauben, ist gewiß. Ein wunderbarer Fels in der Tagadorbai heißt Reinga, und ist das Hadesthor der Neuseeländer. Dort versammeln sich die Waidanas oder Seelen der Verstorbenen aus allen Gegenden der Insel, unmittelbar nach ihrem Absterben, und sobald sie gehörig beerdigt sind, ergreifen sie von hier aus ihren Flug durch die Lüfte zum Lande der Verstorbenen. — Ihre Todten beerdigen sie, indem sie den Leichnam hockend auf eine geschnitzte Bahre stellen, seine Kleider neben ihn legen, und nachdem er beheult ist, ein Mahl halten, sodann den Leichnam auf eine Stange nehmen und ihn nach dem Begräbnißplatze tragen, wo ein roh geschnitzter und mit Ocker roth bemalter Pfahl die Ruhestätte bezeichnet. Das höchste Wesen, welches sie verehren, heißt Atua. Ihm sind mehrere andere untergeordnet und nach Art aller Naturvölker ist ihnen der Begriff eines weltregierenden Wesens mit unmittelbarer Vorsehung zu hoch; daher scheinen sie eine weitläuftige Mythologie zu haben, welche zu studiren die erste Aufgabe der Missionäre sein sollte. Der Atua scheint mehr ein Gesammtname zu sein, und sie haben sich für alle Theile der Natur, ja sogar für die Leidenschaften des menschlichen Herzens, eigene Wesen personificirt, welche alle jedoch dem Atua untergeordnet sind. An der Spitze der ganzen Schar dieser Wesen steht Ranga, ihm zunächst Dipokho, der Gott des Todes; dann Towakhi, der Gott der Luftregion. Sie scheinen diesen Göttern ihre Ehrfurcht durch Gebete und Libationen zu bezeigen. Auch die Erscheinung der Arbeiten durch die Korallthiere ist ihnen nicht entgangen. Mowimuha schafft Land unter dem Meere. Sie haben Untergötter für Liebe, Schmerz, Zorn, mitunter mit rührenden Sagen verknüpft. So verlor der Gott des Schmerzes, Hekotoro, seine Gattin, Thränen vergießend suchte er sie auf der ganzen Erde. In Neuseeland fand er sie wieder, indem er sie von dieser Insel aus in einem Sternbilde erblickte. Die Götter wohnen über den Sternen in einem Elysium oder Olympus, das sie Dakhinga Atua nennen und mit den reizendsten Farben, deren ihre Phantasie fähig ist, ausmalen. Am Felsen Reinga werden die Seelen oder Waidanas gesondert, die Guten erheben sich über die Sterne,

Digitized by Google

und der Genius des Schmerzes führt sie in den Himmel der Götter ein. Die Bösen werden mitten durch Eingeweidemauern geführt nach dem Nordcap, und dort in das Meer versenkt. Sie glauben an einen allwissenden und allgegenwärtigen Gott. Ein Dieb z. B. kann in Neuseeland nicht entkommen; menschliche Gerechtigkeit muß ihn ereilen, und ereilt ihn diese nicht, so erhebt sich Atua gegen ihn wie ein voller Mond, wirft sich auf ihn mit der Behendigkeit eines fallenden Sternes und fährt wie eine Kugel aus dem Schlunde einer Kanone vor ihm vorbei. Auch in der Kenntnisse der Gestirne haben sie Fortschritte gemacht, und die Priester scheinen astrologische Kenntniß zu besitzen. Sie haben Sternbildern Namen gegeben und bleiben im Sommer ganze Nächte lang auf, um den Auf- und Untergang der Gestirne zu beobachten. Den Gürtel des Orion nennen sie Wakha, die Plejaden sind die Augen von Neuseeländern, die an den Himmel versetzt wurden und deren Körper unsichtbar sind; die magellanischen Wolken heißen bei ihnen Feynbau und Ariti.

Den ersten Menschen haben drei Götter erschaffen, Mowhiranga, Mowhirruha und Mowhibotakih, und man merke: das Weib wurde aus des Mannes Rippe erschaffen und Hewich genannt, was noch jetzt in der Neuseeländer Sprache Bein heißt. Nach einer andern Sage war die Welt in der Urzeit ewige Nacht. Ein Neuseeländer Rona sei einmal ausgegangen, um Wasser zu holen, wobei er einen Fall that und sich das Bein verrenkte, so daß er nicht nach seiner Wohnung zurückkehren konnte. Hilflos daliegend ging über ihm der Mond auf, des Lichtes ungewohnt umklammerte er einen Baum, wurde jedoch sammt demselben in den Mond hinaufgezogen. Hier haben wir also unsern Mann im Monde.

Ihre Priester heißen Tohunga und genießen eine große Achtung. Sie allein haben das Recht das Tabu auszusprechen, welches die außerordentlichste Kraft hat, Alles, was damit belegt ist, unberührbar zu machen. Wird ein Mensch krank, so hat ihn Atua berührt, er ist Tabu und Niemand berührt ihn. Neugeborne Kinder werden zu den Tohungas gebracht, die sie mittelst des Blattes eines Baumes mit Wasser besprengen. Bei welchem Kinde dies unterlassen wird, hat die Unterlassung zur Folge entweder einen baldigen Tod oder bösartiges Gemüth. Polygamie scheint im Allgemeinen nicht bei ihnen eingeführt, nur die Häuptlinge haben den Vorzug, sich zu ihrer rechtmäßigen Gattin eine Anzahl Beischläferinnen zuzulegen, welche jedoch nie den Rang der Hausfrau erlangen, sondern als Arbeiterinnen im Hause ihres Herrn angesehen werden. — Sie haben auch eine Nationalpoesie und ihre Rhapsoden, welche ihnen die Thaten ihrer Voreltern, die Geschichte der Götter u. dgl. nebst andern Gesängen, Schlachtgesänge und wohl auch Liebeslieder vorsingen; bisweilen wird bei diesen Gesängen auch getanzt. Die Sänger stehen 3 bis 4 neben einander und wechseln unter einander ab. In gewissen Zwischenräumen fallen sie alle zusammen im Chor ein. Ihre Tänze sind lebhaft, aber nicht unanständig, noch üppig. Der Kriegstanz ist gräßlich und mit entsetzlichen mimischen Bewegungen und vielfach abwechselnden Verrenkungen der Glieder. Auf Waffengeklirr folgt Jauchzen, Brüllen und Geschrei. Es soll das furchtbarste Schauspiel sein, welches man unter der Sonne sehen kann. Sie haben eine Art Trommel, Trompetenmuscheln und eine hölzerne Pfeife, bedienen sich aber derselben nur bei ihren Schlachttänzen. Ihre geselligen Tänze werden nur mit Gesang begleitet. — Ihre Sprache ist schön und wohlklingend, weit entfernt von jener mißtönenden Anhäufung der Consonanten, sondern harmonisch abwechselnd mit den Vokalen. — Krieg ist ihr Element; daher auch ihre Sprache volltönend und nicht so weich wie die tahitische, mit welcher sie übrigens als Mundart übereinkommt. Sie führen auch Scheinkriege auf und Gefechte, die den Turnieren des Mittelalters nicht unähnlich sind. Ein solches Kampfspiel wird uns folgendermaßen beschrieben: Es wurde von Duaterra und Korakora, zweien Häuptlingen, den Missionären zu Ehren, veranstaltet und stellte eine Seeschlacht vor. Die Heerhaufen waren ziemlich gleich, jeder gegen 200 Krieger stark, die auf ihren Kriegskanots vertheilt waren. Die Häuptlinge standen sämmtlich aufrecht und trugen ihre

Digitized by Google

Kriegermatten malerisch über die Schultern zurückgeschlagen. Das Haar war sehr zierlich auf dem Scheitel zusammengewunden und nach Landessitte mit den weißen Federn des großen Gannet geschmückt. Ihre Stellungen hatten alle etwas Heftiges und Stürmisches, so daß sie auch den Entschlossensten mit Furcht erfüllen konnten, und ihre grimmigen Gesichter mit ihrer Tätowirung erhöhten diesen Eindruck. Ein Theil der Krieger hatten ihre Matten, Speere und andere Waffen neben sich niedergelegt und ruderten die Kanots gegen einander fort, bis sie einander gegenüber standen. Die Häuptlinge begannen nun den Schlachtgesang, die Krieger fielen im furchtbaren Chor ein, indem sie mit wilden Geberden die Ruder erhoben. Mit dem Fortgange des Gesanges wurden ihre Bewegungen immer heftiger und ihre Gefühle immer gewaltiger, bis einer aus Duaderra's Heer eine lange fischbeinene Streitkolbe als Aüsforderung auf Korakora's Streiter schleuderte. Man ließ ihn eine Zeit lang sein Wesen treiben, an dem Strande, wo er stand. Endlich war die Wuth von Korakora's Kriegern zur höchsten Begeisterung gestiegen; sie warfen sich an den Strand, um den Ausforderer zu züchtigen. Dieser zog sich auf Duaterra's Haufen zurück, welcher indessen in einem Thale aufmarschirt war. Die Korakoranen warfen die Duaderranen mit unaufhaltsamer Wuth. Plötzlich ermannten sich jedoch die Angegriffenen, Duaterra stürzte in das Centrum der Angreifenden. Von beiden Seiten erfüllte barbarisches Gebrüll die Luft, und Duaterra's Haufe wurde von Korakora mit vieler Bravheit zurückgetrieben. Plötzlich sammelte jedoch Duaterra's Haufe abermals seine Kraft, umzingelte die Angreifer und nöthigte sie zum schleunigen Rückzuge. Lange schwankte der Sieg zwischen beiden, endlich schieden sie im Frieden von einander und verbrachten den Tag mit Gesang und Tanz. Ihre Waffen sind zum Theil schon oben beschrieben. Die Häuptlinge haben aber nun meistens auch schon Pistolen und Flinten, mit denen sie recht gut umzugehen wissen. Ihre Fahrzeuge sind mit großer Geschicklichkeit gebaut; sie haben Kähne, welche Privateigenthum sind, und Kriegsschiffe 60 Fuß lang, die 60 Mann, halb Streiter, halb Ruderer, zu fassen im Stande sind. Diese sind immer Gemeingut eines Stammes oder eines Dorfes. Das Hintertheil läuft hoch hinauf, ist mit Flechtwerk behangen und mit Schnitzwerk verziert. Sie haben Ausleger und Segel, und am Hintertheil ist allezeit ein grotesker Kopf geschnitzt mit herausgeschlagener Zunge. Die Ruder bewegen sie mit vielem Takte, der allezeit mit Gesang begleitet ist.

Aus dem Leben des Häuptlings Duaterra stehe Folgendes hier. Die Neuseeländer haben unter andern guten Eigenschaften auch diese, daß sie gern reisen, sich unterrichten und Verbesserungen in ihre Heimath zurückbringen. Auf diese Weise wurde der Zustand der Neuseeländer seit Cook's Reisen unendlich verbessert durch die Wohlthaten, welche ihnen durch reisende Landsleute zugeführt wurden. Sie verdingen sich zu dem Ende wohl auch als Matrosen auf die Schiffe, und der wackere Duaterra hatte ebenfalls große Neigung, fremde Länder zu sehen und mit den Künsten und Gewohnheiten des civilisirten Lebens bekannt zu werden. Erst 18 Jahre alt, verdingte er sich schon auf Schiffe von Wallfischfängern und machte mehrere Reisen mit. Endlich ging er an den Bord der Santa Anna, die nach den Bountyinseln bestimmt war, um Seehundfelle zu holen. Hier angelangt wurde er mit 13 andern ans Land gesetzt, um Seehunde zu schlagen, während das Schiff frische Lebensmittel einzunehmen nach der Insel Norfolk ging. Fünf Monate lang blieb das Schiff aus und Duaterra mit seinen Gefährten war dem größten Mangel ausgesetzt, da die Insel kein Wasser hatte, so daß drei von ihnen starben. Inzwischen hatten sie 8000 Seehunde geschlagen und nun segelte Duaterra nach England. Sein Wunsch war sich zu bilden, den König zu sehen u. dgl. Statt dessen durfte er kaum das Schiff verlassen, wurde schrecklich mißhandelt, bekam seinen Sold nicht und verfiel dadurch in eine Krankheit, die ihn dem Grabe nahe brachte. Nach vielen erlittenen Mißhandlungen und Gefahren, welche wahrlich den Neuseeländer vom Kannibalismus nicht bekehren werden, kam endlich Duaterra nach seiner Heimath zurück. Hier führte er den Bau der Kornfrucht ein, erklärte seinen Landsleuten: dieses sei das Gewächs, aus welchem die treulosen Weißen Zwieback bereiteten. Edelmüthig vertheilte er den

Digitized by Google

mitgebrachten Weizen unter 6 Häuptlinge, so wie unter mehrere seiner Stammgenossen. Sie säeten aus und die Ernte gedieh vortrefflich, aber die indischen Neuseeländer konnten die Reife nicht abwarten; sie rissen die grünen Halme aus und suchten, wie bei den Kartoffeln, die Frucht an den Wurzeln. Natürlich fanden sie nichts. Duaterra wurde ausgelacht. Indessen war einer nebst Duaterra so klug, sich nichts aus dem Spotte zu machen. Sie ließen die Frucht reif werden, und siehe, da war nun die Reihe des Lachens an Andern. Sah man nun aber auch das Korn, so glaubte man doch nicht an das Brod, bis Duaterra von dem Missionär Marsden eine Handmühle zum Geschenk bekam, welche natürlich seine Freude vollkommen machte. In Gegenwart der Häuptlinge wurde nun von Duaterra Weizen gemalen, das Volk tanzte vor Freuden um den Glücklichen herum; der Jubel war allgemein, als man Mehl hervorkommen sah. Duaterra buk hierauf in Gegenwart des ganzen Volkes Kuchen, gab dem Volke zu essen, und man überzeugte sich, daß Weizen Brod gebe. In ganz Neuseeland ist nun Getreidebau allgemein, und die reichlichsten Ernten segnen den Fleiß. Nun wird der Neuseeländer nicht untergehen, er wird nicht die Beute der Weißen werden; Brod wird an die Stelle des Menschenfleisches treten und das herrliche Volk Neuseelands gerettet sein.

Indessen ist das Unheil eines Kastensystems leider unter ihnen eingeführt. Die Kaste der Arikis beherrscht die übrigen Kukihs oder das gemeine Volk. Die Arikis bilden die erste Kaste, nach ihr kommt die Kaste Rungatida, welche den Arikis Vasallendienste leisten. Die Arikis ziehen nicht in den Krieg, so bald sie Häuptlinge geworden sind, sondern übertragen die Feldherrenstelle einem Verwandten. Die Arikis oder vielmehr die Familienhäupter derselben regieren unumschränkt in ihrem Distrikte; doch erkennen die Rungatidas nur scheinweise ihre Oberherrlichkeit. Unter den Rungatidas stehen die übrigen Kasten der Kukihs, welche im eigentlichsten Sinne des Worts Leibeigene sind. Nie vermischen sich diese Kasten unter einander, sondern heirathen nur ihres Gleichen, obwohl die Heroen der höhern Kaste für ihre Gelüste eine Anzahl Kukihsweiber im Hause haben. Die Arikis gebieten wohl über eine Volksmenge von 1000 bis 5000; die Rungatidas haben nur zwischen 100 und 200 Unterthanen. Die Arikis im Innern des Landes sind stolzer, als die an der Küste, und wurden, wenn sie die Europäer auf Schiffen besuchten, immer von ihren Sclaven auf dem Rücken getragen. Die Sclaven bilden eine vierte Kaste und bestehen aus Kriegsgefangenen, wozu freilich sowohl ein Ariki, als Kukih gelangen kann. Im Allgemeinen werden sowohl Sclaven als Leibeigene so ziemlich gelinde behandelt, was jedoch bei fortschreitender Civilisation leider nicht so bleiben dürfte, denn diese wird neue, bisher unbekannte Bedürfnisse und Begierden bei der höhern Kaste erwecken, und diese werden hinwieder nicht säumen, solche auf Unkosten ihrer Untergebenen zu befriedigen.

Aus allen diesen Zügen ergiebt sich, daß der Vergleich mit den Germaniern des Tacitus ziemlich passend ist. Könnten wir ihnen einen Bonifacius verschaffen, so würden wir ihnen wahrscheinlich einen großen Dienst leisten. Die Methodistenmissionäre scheinen recht ehrliche Leute zu sein; zu Heidenbekehrern gehört jedoch auch ein heller Geist, der ihnen mangeln mag. Leute, die das Vernichten eines Stammes, der kurz vorher das Haus der Missionäre bestohlen hatte, ganz ernsthaft als einen Beweis göttlicher Vergeltung nach Europa berichten können, scheinen den Geist des Christenthums noch nicht gefaßt zu haben. Indessen sandte man 1831 nebst mehrern Bedürfnissen auch eine Druckerpresse und Lettern nach Neuseeland, und wir dürfen nun erwarten, daß die heilige Schrift in neuseeländischer Sprache bald vertheilt werden wird. Werden jedoch die Missionäre nicht sorgen, daß die Neuseeländer auch lesen lernen, so wird es eben so viel, wie ihre englischen Predigten nützen. Nach den neuesten Nachrichten soll bereits ein Theil der Bibel in Sidney gedruckt sein.

2. Die Bewohner der Tonga- oder Freundschaftsinseln.

Abel Tasmann war wieder der erste Europäer, welcher die südlichen Gruppen dieses Archipels auffand; sein Jahrhundert forderte jedoch

Digitized by Google

Gold und edle Metalle von dem Lande, dem es seine Aufmerksamkeit zuwenden sollte. So geriethen die Tongainseln wieder in Vergessenheit, bis sie Cook 1773 und 77 auf seinen beiden Fahrten gleichsam aufs Neue entdeckte. Seit jener Zeit wurden sie nun fleißig besucht und der Spanier Maurelle, Bligh, Edwards, La Peyrouse, d'Entrecasteaux, Labillardière und Wilson haben sie besucht. Der Dritte Mariner hielt sich von 1806 bis 1811 auf den größten Inseln dieses Archipels auf. Cook benannte denselben von der guten Aufnahme, die er da gefunden hatte, den Freundschaftsarchipel; der einheimische Name der Hauptinsel ist Tongatabe. Diese Inseln liegen, 150 an der Zahl, wie angegeben wird, zwischen 18 und 22½° S., 201 bis 204° O., sind alle klein, theils niedrig mit Korallengrund, theils gebirgig und vulkanischen Ursprungs; reizend durch ihr mildes Klima, ihre Fruchtbarkeit, Reichthum an Producten, schönen Anbau und den höchst freundlichen Sinn ihrer Bewohner. — Die gewöhnlichen australischen Pflanzen sind hier alle, unter ihnen auch der Taumelpfeffer, aus dem ein durch seine Bereitung höchst ekelhaftes, berauschendes und der Gesundheit nachtheiliges Getränk, Kawa genannt, bereitet wird. Brodfrüchte, Yamswurzeln, Pisang, Sago, Pompelnüsse u. a. Früchte werden viel und in sehr regelmäßigen Anpflanzungen gebaut. Schweine sind in Menge vorhanden, auch der Hund, Vampyr und die Ratte leben hier, so wie Hühner, Tauben, Papageien und der Tropikvogel, dessen schöne Federn hier, wie auf andern Inseln, zu sehr künstlichem Schmucke gebraucht werden.

Die Bewohner (s. Taf. XXIV.), die sich ungefähr auf 200,000 belaufen, gehören zu derselben Familie, welche in Ostaustralien heimisch ist, zur malaiischen. — Als Kleidung tragen sie 6 bis 7 Fuß lange Tücher, welche sie ziemlich malerisch um den Unterleib schlagen und mittelst eines Strickes in Falten so befestigen, daß sie im Fall der Noth einen Theil derselben über die Schultern ziehen können. Oberleib und Füße sind nackt, auch bemerkt man keinen Unterschied der Kleidung weder nach Geschlechtern, noch Ständen. Nur für verschiedene Festlichkeiten haben sie auch verschiedene Gewänder, darunter zeichnen sich besonders Schürzen aus, die sehr künstlich mit Sternen aus Kokosfasern durchwebt und mit bunten Federn, Muscheln und Korallen besetzt sind. Könige und Oberhäupter tragen ein Diadem von bunten Federn. Sie schmücken sich mit Halsbändern und Armringen aus Muscheln und Bein zusammengesetzt und sehr künstlich gearbeitet. An den Halsbändern bemerkt man auch eine Art Medaillon aus Perlmutter. Die kostbarsten Halsbänder bestehen aus Haifischzähnen an Schnüre gereiht, so daß die größten in der Mitte, die kleinsten nach beiden Seiten zu stehen kommen, und da sie sehr schön und glänzend polirt sind, so nimmt sich dieser Schmuck auf der dunkelbraunen Haut gut aus. — Das Tätowiren ist allgemein und zwar bei den Männern sind alle Theile von 2″ über die Kniee bis über den Nabel hinauf tätowirt. Sie haben verschiedene Muster und Zeichnungen zu diesem Zwecke, die durch eigene Namen unterschieden werden. Auf der Haut eines Europäers nimmt sich die Punktation dunkelblau, auf der des Insulaners aber schwarz aus. Im Kriege tragen sie besondere Kleidung, und bemühen sich auch, wie die alten Deutschen, durch mancherlei Entstellungen dem Feinde Furcht einzuflößen. Rühmenswerth ist die Reinlichkeit dieser Völker, worauf außerordentlich viel gehalten wird, sowohl in Bezug auf ihren Körper, als auch ihre Wohnungen und ihre Kleidung. Die Haut reinigen sie sich und salben sie mit Kokos- und wohlriechendem Sandelöl, die Ohren behängen sie mit schwerfälligen Kostbarkeiten. Die Mädchen tragen Blumen im Haare, welches letztere bei allen Insulanern mit weniger Ausnahme verschnitten wird.

Ihre Wohnungen bilden ein sehr regelmäßiges Oval und sind eine Art Schuppen, deren Dächer aus Kokosblättern und Rohr bis gegen den Fußboden herabreichen. Die Dächer der Häuptlinge und Priester sind mit den getrockneten Blättern des Zuckerrohrs bedeckt. Herabhängende Matten dienen statt der Fenster und werden nach Bedürfniß auf- und zugezogen. Das Innere dieser Häuser ist durch 6 bis 8 Fuß hohe Flechtenwerke oder Zwischenwände in mehrere Gemächer abgetheilt. Sie schlafen auf Matten, ha-

Digitized by Google

len aber kleine Schemel, die ihnen statt Kopfkissen dienen, wie wir solche auch bei den alten Ägyptern wahrnahmen. Um die Häuser pflanzen sie gewöhnlich Blumen und Bäume mit wohlriechenden Blüten, wie z. B. die Pompelnußblume. Die Häuser der Häuptlinge werden von eigens dazu bestimmten Häuserbauern errichtet. Die Begräbnisse der Häuptlinge, aus steinernen Gewölben bestehend, werden ebenfalls von eigenen Baumeistern verfertigt. Sie haben auch kleine Festungen, die mit einem Pallisadenwerke umgeben sind, und die Nähe von Neuseeland scheint so ziemlich hier eingewirkt zu haben. Eine solche Festung ist entweder viereckig oder rund und mit einer dicken Wand aus Rohr umzäunt, welche durch gerabstehende 6 bis 9 zollige Pfosten von der einen Seite zusammengehalten wird. Diese Pfosten sind 10 Fuß hoch und dicke Seile befestigen das 9 Fuß hohe Rohrgeflechte an diese Pallisaden. Es sind 4 größere und 4 kleinere Eingänge daran angebracht, die durch eine Art Zugbrücke von Kokosstämmen gedeckt werden. Ueber jeder Thür befindet sich hart an dem Aeußern der Wand ein 2 bis 3 Fuß weit hervorragender Balkon, auf welchem die Krieger stehen, um Steine dem Feinde entgegen zu rollen und Wurfspieße zu schleudern. Eine 6 Fuß hohe Brustwehr beschützt die Balkone, und ein Graben 12 Fuß breit und eben so tief umzieht die ganze Festung.

Große Sorgfalt verwenden sie auf ihre Pflanzungen, welche regelmäßig abgetheilt, eingehegt und sehr reinlich und fleißig bearbeitet werden. Schweine, Hunde und Hühner machen das Hausvieh aus, Kokos- und Brodbäume bilden Wälder. — Die Hauptnahrungsmittel sind Yams und Arum nebst Pisang, und endlich die Awa oder Pfefferwurz der Luxus. Das Awa oder Kawagetränk wird folgendermaßen bereitet: Die alten Weiber werden requirirt, um bei festlichen Gelegenheiten einen Haufen Awa oder Pfefferwurz zu kauen und nebst dem Speichel in das königliche Gefäß zu vereinen. Ist die hinlängliche Quantität vorhanden, so wird nun der kostbare Saft ausgepreßt, mit Wasser und Kokosmilch verdünnt und der Trank ist fertig. Der König und seine Vornehmen im Kreise sitzend empfangen in eigens dazu aus Casuarinaholz sehr künstlich verfertigten Schalen aus den Händen jener Weiber den Nektar. Jeder Trinker hat eine Anzahl Awabecher; denn nicht zwei Mal und nicht zwei aus einem Becher trinken sie dieses geilsüßliche, pfefferartige Getränk. Kupfernasen und Rubinen sind zwar nicht die Folgen, dafür aber ist ein Zeichen der Vornehmheit, über und über mit einem weißen Schorf oder Aussatz bedeckt zu sein, und ein Knabe von 9 Jahren, dem bereits Awatrinken erlaubt ist, zeigt mit Stolz die ersten Spuren dieses Aussatzes an seiner Haut. Ein tüchtiger Rausch ist eine Nebenbeigabe des Awatrinkens und Triefaugen das sicherste Zeichen, woran man den Häuptling erkennt. Mit lüsternem Neide betrachtet das gemeine Volk die privilegirten Awasäufer. Der Genuß dieses Getränkes ist auf allen Südseeinseln heimisch, aber nur im Tongaarchipel dürfen auch die Weiber daran Theil nehmen.

Der Charakter der Tongaer wird als außerordentlich sanft und gutmüthig geschildert. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Seefahrer sind sie das gutherzigste Volk auf Erden. In ihren Kriegen verleugnen sie jedoch den Wilden nicht und so gutherzig der Tongaer ist, macht er sich eben nicht viel daraus, den Feind zu vertilgen, vielleicht auch aufzuessen. — Das häusliche Leben ist dagegen friedlich, sanft und edel. Sie achten fremde Sitten und fremde Götter, ehren ihre Häuptlinge und verehren die Eltern. Besondere Achtung und Ehrfurcht genießt das Alter. Auch ihre Kinder erfreuen sich einer rührenden Sorgfalt. Auch Vaterlandsliebe ist ihnen nicht fremd, und wie bei den Guineavölkern ist Wahrheitsliebe eine ausgezeichnete Eigenschaft an ihnen, wogegen sie Lügner und Verleumder verabscheuen. Mord wird durch Rache gerechtfertigt, Diebstahl unter einander ist nicht üblich, an Fremden nicht entehrend. Vielweiberei ist allgemeine Sitte, das Gesetz der Keuschheit bindet weder den Mann, noch die Jungfrau, nur die Gattin. — Ehen werden ohne besondere Umstände geschlossen. Der Mann kann seine Gattin mit einem Worte verabschieden, die Gattin sich nicht von dem Manne trennen. Die Mütter sind die uneingeschränktesten Erzieherinnen ihrer Kinder, die sie im Fall der Scheidung mitneh-

Digitized by Google

men. Bei den Häuptlingen finden jedoch weitläufige Hochzeitgebräuche statt und Mariner erzählt uns die Vermählung einer Königstochter mit einem Edeln. Die Braut wurde über und über mit Sandelöl besalbt. Gegen 40 Ellen feiner Zeuge und Matten wurden um sie gewickelt, eben so wurde ein kleines Mädchen, das ihr zur Seite stand, verhüllt. Dieser lästige Putz verhinderte sie sogar am Niedersitzen. Vier gleichmäßig gekleidete Jungfrauen begleiteten sie. Sodann ging der Zug zu dem Bräutigam, vor dem sie sich auf dem Rasen niedersetzte. Ein weiß verschleiertes Weib begab sich nun in ein großes Gebäude, wo ein anderes Weib saß und einen großen Ballen Zeug, ein hölzernes Kopfkissen und einen Korb voll Oelgefäße hielt. Die Verschleierte hüllte sich nun in den Zeug, legte sich nun auf das Kopfkissen und schien in tiefem Schlaf versunken. Sobald das der Bräutigam merkte, führte er seine Braut in das Haus und ließ sich zur Rechten der Schläferin nieder. Zwanzig Schweine wurden nun geschlachtet und vertheilt, die Weiber theilten sich in das Oel und das Tuch, worauf die ganze Versammlung das Haus verließ. Der Bräutigam führte nun seine Braut in das für sie bestimmte Gemach, wo sie ihren lästigen Putz abwarf und sich in ihre gewöhnliche Haustracht kleidete. Abends wurde ein großes Gastmahl ausgerichtet, Awa getrunken und bei den Fackeln, welche die Männer emporhielten, von Tänzerinnen unter Gesang eine mimische Vorstellung gegeben. Nach diesem trat ein Matabute (Priester) vor, und ermahnte die Braut zur Keuschheit, worauf sich die Gesellschaft nach Hause begab. — Ehebruch straft der Mann gewöhnlich an seinem Weibe mit seiner Keule; diese soll so wirksam sein, daß ihr Gebrauch äußerst selten nöthig wird.

Die Tongaer sind fröhlichen Sinnes. Sie lieben daher Musik und Tanz (s. Taf. XXV.) und mimische Darstellungen, wie auf den Sandwichsinseln, sieht man auch hier mit eben so viel Fertigkeit, als Ausdruck. Diese mimischen Vorstellungen und Tänze sind verschieden, und jeder Stand, wie auch jedes Geschlecht und Alter hat seine verschiedenen Tänze. Musikalische Instrumente haben sie mehrere. Mittelst eines Instrumentes von 3 bis 6 Fuß Länge aus Bambusrohr und an dem einen Ende geschlossen, bringen sie tiefe Töne hervor, indem sie das Rohr gegen die Erde stoßen. Diese Töne sind nach der Länge des Rohrs verschieden. Ein aufgeschnitztes Bambusrohr wird mit zwei Stäbchen geschlagen und bringt kreischende Töne hervor. Eine Art Pauke nennen sie Naffa; sie besteht aus einem hohlen Blocke. Das Fangofango ist eine fünflöcherige Flöte, die einen sanften feierlichen Ton von sich giebt und nur bei gewissen Gesängen, Ubi genannt, gebraucht, und mit dem rechten Nasenloch geblasen wird. Die Pansflöte ist auch hier verbreitet und die Muscheltrompete kennt man ebenfalls. Ihre Gesänge haben verschiedene Benennungen, wie bei uns Lieder, Oden, u. dgl. Alle werden mit Tanz begleitet, so wie auch die Bewegung der Waffen und der Ruder an gewisse Gesänge geknüpft ist. Ihre Dichter suchen gewöhnlich die Einsamkeit im Innern der Inseln, um sich ihren poetischen Begeisterungen zu überlassen. — Ihre Kampfspiele sind nicht ohne Gefahr, ihre gesellschaftlichen Spiele nicht ohne Geist. An beiden nehmen Männer und Weiber Theil. Auch Glücksspiele haben sie mehrere. — Ihre Sprache ist von der der übrigen Südseeinseln nur als Mundart verschieden, sanft und wohltönend. Sie zählen nach dem Zehnersystem bis zu einer Million.

Die Stände unterscheiden sich auf den Tongainseln vornehmlich in geistliche und weltliche. Die Geistlichen behaupten, von der Gottheit selbst unmittelbar abzustammen, und unterscheiden sich wieder durch verschiedene Abstufungen, wie Matabuten, Fategehe u. s. w. Sie haben auch Mysterien, Opfer und Propheten. Weltliche Stände sind zwei Hauptkasten, Eole und Gemeine; aber die Edeln haben wieder verschiedene Abstufungen unter sich. Die Vornehmsten besitzen das Recht des Tabu. Das Volk unterscheidet sich auch wieder in verschiedene Abstufungen, wovon die vornehmsten Muah, die niedrigsten Tuah heißen. — Ihre Staatsverfassung hat mit dem malaiischen Lehnsysteme große Aehnlichkeit. Die Oberhäupter folgen einander nach dem Rechte der Erstgeburt, und lassen das gemeine Volk für sich arbeiten. Dieses muß schwere Abgaben an Yams, Pisangs und Schwei-

Digitized by Google

um den Häuptlingen darbringen; welche hinwieder den König versorgen müssen. — Ihre Waffen sind die gewöhnlichen Keulen aus Casuarinaholz, sehr künstlich geschnitzt; Bogen und Pfeile, und zum Angriff der Festungen auch Schleudern. — Ihre Piroguen (s. Taf. XXVI.) und Kriegskähne verfertigen sie theils selbst, beziehen sie aber auch von den Fidschiinseln, wo sie besser gebaut werden.

Ihre Religion ist einfacher Naturdienst. Sie glauben an gute und böse Wesen und ihr Aberglaube ist so ziemlich verwickelt. Ihre Götter, 1300 an der Zahl und darüber, wohnen auf einer entfernten Insel, und die Seelen der Matabuten und Muahs, denn der Pöbel oder die Tuah haben keine Seelen, wohnen als Diener bei den Gottheiten. Diese erscheinen öfter in der Gestalt von Eidechsen, Delphinen und Wasserschlangen, um den Menschen nützlich zu sein. Manchmal fahren sie auch in einen Menschen, und theilen ihm dann die Gabe der Prophezeihung mit. Die Atuas und seligen Geister wohnen auf einer Insel, welche viel größer ist, als alle andere Inseln zusammengenommen. Die Luft ist mit den lieblichsten Düften angefüllt; herrliche Fruchthaine bieten Ueberfluß dar, und ersetzen augenblicklich die gepflückten Früchte wieder, die Wälder sind voll Schweine, die Bäume voll prachtvoller Vögel und beide unsterblich. Nicht einmal die Priester kennen alle Namen der Götter, aber für einige hat man Tempel erbaut, die sich jedoch von den übrigen Häusern nur durch Größe und sorgfältige Erhaltung unterscheiden. Unter die verehrten Götter gehört der Gott des Königs von Tonga, der mehrere Tempel besitzt; der Gott der Edeln, des Windes, des Wetters, des Regens, der Ernte, der Handwerke und Künste u. s. w. Mit einem Worte, es ist die ganze Mythologie der Griechen und Römer vorhanden und sogar die Töchter der Menschen erhalten auch hier von den Göttern öftere Besuche. Der welttragende Riese Atlas ist hier ebenfalls unter dem Namen Muri bekannt; seine Bewegungen verursachen Erdbeben. Orakel werden von Priestern ertheilt, treffen sie nicht zu, so schadet dieses eben so wenig den Propheten, als die berüchtigten Orakel von Delphi der Pythia schadeten: man glaubt, die Götter hätten ihren Entschluß geändert. Die Opfer bestehen aus den Erzeugnissen des Bodens, dann aus Schweinen, aber leider auch aus Menschenopfern. Besonders wüthet dieser Aberglaube unter den Kindern; vermuthlich wird auch hier mit dem Begriffe des Kindes der der Reinheit und Unschuld verbunden und darum sind sie es, welche bei Krankheiten der Häuptlinge, bei Nationalunglücksfällen und andern Gelegenheiten, wo man die Götter erzürnt glaubt, zu Opfern erwählt werden. Dieser unmenschliche Gebrauch findet sich in der Geschichte der Menschheit so weit, als diese selbst verbreitet. Daß durch Jungfrauen erzürnte Gottheiten gesühnt wurden, zeigt das griechische Alterthum in mehrern Beispielen, als vor Troja u. dergl. Solche Opfer werden auf Tonga auf einer Art von Altar gebracht, und, wie auf den Sandwichsinseln, da kein Blut vergossen werden darf, erdrosselt. Dann tragen die vornehmsten Priester und Häuptlinge dieses Opfer in einer allgemeinen Prozession vor die Häuser der Götter und mit emporgehobenen Händen fleht ein Priester laut, daß die Götter das Leben des Häuptlings verlängern oder nach Umständen ihren Zorn von dem Volke abwenden möchten. Ist dies geschehen, so wird die Leiche des Kindes der Familie zur Beerdigung überlassen. Bei dem Tode eines Häuptlings ist es üblich, daß eine seiner Frauen sich ebenfalls den Tod geben muß.

Im Allgemeinen sind die Bewohner der Freundschaftsinseln in der Kultur weiter, als selbst die Tahitier oder Sandwichaner zur Zeit der Entdeckung vorgeschritten. Ihre Sitten, Gebräuche, Religionssysteme und Staatsverfassungen sind unendlich verwickelter und ihre Künste und Bedürfnisse mannigfaltiger. Man findet hier auch noch jene berüchtigte asiatische Unterwürfigkeit. Wer dem Könige naht, wirft sich platt zur Erde und setzt den Fuß desselben auf seinen Nacken. Charakteristisch ist das Gebet, welches der Priester bei Gelegenheit der tödtlichen Krankheit einer Königstochter vor den Göttern sprach und das wir hier nach der deutschen Uebersetzung wörtlich wieder geben. „Siehe hier den König und seine Häuptlinge versammelt und die vornehmsten Matabuten deines Lieblingslandes. Du siehst sie vor dir gedemüthigt, wir bit-

Digitized by Google

ten dich, nicht erbarmungslos zu sein, sondern der Tochter Leben zu schonen um des Vaters willen, der immer ein treuer Beobachter der heiligen Gebräuche war. Ist aber dein Zorn gerechterweise erregt durch irgend ein Verbrechen, dessen einer der hier Versammelten schuldig ist, so flehen wir, über den Schuldigen die Strafe zu verhängen, die er verdient, und deine Rache nicht auf ein Wesen fallen zu lassen, das gleichsam gestern erst geboren ist! Was uns anlangt, wir wünschen nur um des Königs willen zu leben. Ist seine Familie bedrängt, so sind wir es alle, Schuldige sowohl, als Schuldlose! Wie kannst du erbarmungslos sein, siehest du nicht unter uns den König, nicht Afa, den Sprößling des alten tongaer Königsstammes, der nun in Bolotuh ist? Stehen nicht hier alle Tongaer-Häuptlinge vor dir, im Schmerz versunken? Warum willst du erbarmungslos sein? Habe doch Schonung für den König und erhalte das Leben seiner Tochter!"

Wie sehr übrigens die Gewalt des Aberglaubens bereits überhand genommen hat, zeigt sich auch noch daraus, daß, wenn Jemand krank ist und alle Gebete nichts helfen, man den Kranken an einen heiligen Ort zu einem Priester schafft. Hilft auch dieses nicht, so lassen sich die Verwandten ein Glied des kleinen Fingers an der linken Hand abnehmen, was so allgemein ist, daß nur sehr wenige Unverstümmelte zu sehen sind; sogar Kinder sieht man schon mit solchen Verunstaltungen. Bleibt auch dieses fruchtlos, so folgt die Kindererdrosselung.

Krankheiten sind indessen sehr selten unter ihnen. Bei äußerlichen Verletzungen wenden sie chirurgische Operationen an, die mitunter sehr gefährlich sind, meistens aber glücklich vollbracht werden. Amputationen werden nicht so künstlich, wie bei uns, aber desto glücklicher mit einer scharfen Axt vollbracht. Schröpfen und Aderlassen wird mit Muscheln vorgenommen, und man hört nie, daß eine Pulsader getroffen worden wäre. Sie verstehen Geschwülste durch Bähungen zu erweichen und sind überhaupt sehr geschickte Chirurgen. Sowohl hier als auf den Fidschiinseln werden die Männer beschnitten. Neben diesem weitverbreiteten Gebrauche sind wir überrascht, einen andern zu finden, der nicht weniger weit verbreitet ist, nämlich das Kneten der Kranken. Der Kranke wird, besonders bei Magenbeschwerden, mit Kokosöl gesalbt und am ganzen Leibe durchgeknetet, ein Gebrauch, den wir unter den Ungarn, Slaven und Polen genau eben so wieder finden. Bei dem Tode eines Häuptlings werden viele Feierlichkeiten veranstaltet. Der Leichnam wird durch eine tabuirte Person gesalbt, in Tücher gewickelt und von den Weibern mit den kläglichsten Tönen beklagt, und zwar so lange, bis er beigesetzt ist. Die Beisetzung der Häuptlinge geschieht gewöhnlich in ein gehauenes Grab, das in Form eines Gewölbes 8 Fuß lang, 6 Fuß breit und 8 Fuß tief in den Berg gehauen wird. Unter den Kopf, die Füße, die Seiten und das Rückgrat werden fünf Steine gelegt. Dem Range des Verstorbenen gemäß ist auch das Leichenbegängniß verschieden. Das Grab des Vornehmsten wird mit schwarzen und weißen Steinen mosaikartig bedeckt. Diese Art zu begraben heißt Falah; das Turu und Lafa besteht in der Verbrennung des Körpers an verschiedenen Stellen. Das Tugi besteht in einem Abreiben der Haut mit Kokosnußschalen, oder einer Flechtenart, die dem Todten um die Hand gewunden wird; wo Foa Uluh angewandt wird, bringen sich die Leidtragenden verschiedene Schnittwunden bei, zum Zeichen ihrer Trauer; auch ist das Zerreißen der Matten und das Leidtragen durch einen langen Bart üblich. Stirbt der König, so ist natürlich die Trauer allgemein, der Lärm auf der ganzen Insel gräßlich und die Feierlichkeiten am Grabe des Häuptlings dauern längere Zeit fort. Abends wird am Grabe Gesang und Trauermusik angestimmt und eine der seltsamsten Ceremonien vollzogen, womit wohl je ein gekröntes Haupt geehrt worden ist. Man dürfte geneigt sein, das Ganze für ein Mährchen zu halten. Bei der Nachtmusik nämlich, die dem todten Könige gebracht wird, kommen 60 Männer an das Grab, die Musik schweigt und den Männern wird befohlen, ihre Pflicht zu thun. Diese besteht nun darin, daß sie hinter den Hügel gehen und ihres natürlichen Bedürfnisses sich entledigen. Des folgenden Tages kommen die Weiber, um den Unrath hinwegzuräumen, und Abends kommen wie-

Digitized by Google

der die Männer, um ihre Pflicht zu thun, und dieses Monument wird 14 Tage lang gesetzt. Erst am 16. Tage erscheinen die Männer festlich geschmückt, um mit Blumenkränzen umwunden das Denkmal ihrer Liebe aufs Neue und zum letzten Male zu feiern, wo es dann von den Weibern nicht mehr zerstört werden darf. Einen ganzen Monat lang theilen nun die Edeln Lebensmittel an das Volk aus. Die Trauer dauert vier Monate und eben so lange das Tabu. Mit dem gemeinen Tongaer werden natürlich nicht so viele Ceremonien gemacht, sondern derselbe unter ein Wetterdach zur Austrocknung gestellt. Neuern Nachrichten zufolge sind auch auf diesem Archipel Missionäre nicht nur 1824 angelangt, sondern gaben 1829 bereits erfreuliche Berichte über ihre wahrhaft segensvollen Arbeiten. Eine vernünftige Maßregel ist die Erlernung der Tahitisprache durch die Missionäre. Dadurch verschaffen sie sich leicht Eingang, das wirksame Lesen der heil. Schrift wird befördert und die Neubekehrten werden Gehülfen.

Die Insel Tongatabu (s. Taf. XXVI.) enthält viele Königsgräber und Tempel, und wird deshalb das heilige Tonga genannt. Auch auf dieser Insel haben sich in neuester Zeit englische Missionäre mit gesegnetem Erfolg angesiedelt.

3. Die Bewohner der Fidschi- oder Witisinseln.

Am 16. Februar 1643 sah Tasman ungefähr 20 kleine Eilande, denen er den Namen Prinz Williamsinseln beilegte. Cook berührte 1773 eines der südlichsten Eilande, Kapitain Bligh segelte 1789 durch die Mitte dieses Archipels, ihm folgte Edwards, welcher Rotamah besuchte. Seitdem landeten die Amerikaner Maitland und Barber und 1797 der Missionär Wilson. Dieser besuchte mehrere Inseln und nahm eine Karte davon auf. Seitdem wurde er wohl von mehrern Seefahrern besucht und zuletzt streifte Kapitain Tromalin im Jahre 1828 daran hin. Sie liegen, über 200 an der Zahl, zwischen den Neuhebriden und den Freundschaftsinseln, 15½ bis 20° S., 195 bis 201° O. und gehören zu den wenig bekannten Gruppen. Ein Theil derselben heißt Blighs (Bleis), ein anderer Prinz Wilhems-Inseln. Alle scheinen Korallengrund zu haben. Denn die meisten derselben sind mit Korallenriffen umgeben. Produkte sind wahrscheinlich denen der benachbarten Inseln gleich.

Die Bewohner (s. Taf. XXVII.) sind nicht malaiischer Art, sondern nähern sich den Negern, reden auch eine von der auf den Freundschaftsinseln verschiedene Sprache; sie sind arge Menschenfresser. —

Fast gerade im Norden liegen einzelne zerstreute Inseln, als: Rotuma, Gilberts-, Kokos- und St. Augustin. Sie scheinen alle bewohnt. Rotuma, auch Grenwille genannt, soll 6000 Einwohner haben; sie zerfällt in 6 Bezirke, deren jeder einen Häuptling hat, die jährlich einen Präsidenten wählen und fast alle Streitigkeiten der Insel schlichten. Als Edwards diese Insel besuchte, fand er die Einwohner mit Keulen und Lanzen bewaffnet und feindlich gegen die Europäer. Dasselbe erfuhr Wilson 1797, der jedoch mit ihnen Bekanntschaft machte, wo sich dann die Bewohner freundlich und gutmüthig zeigten, und über das im eigentlichsten Sinne eiserne Zeitalter, das für sie begann, herzlich freuten. Edwards sah keine Weiber, zu Wilsons Zeiten waren sie schon minder scheu. Alle Bewohner sind tätowirt, und zwar auf sehr künstliche Weise. Sie haben langes Haar, das sie mit Kokosöl salben. Ihre Waffen sind kunstreiche Speere und Keulen. Sie hatten Schweine und Hunde, waren im Ganzen ein fleißiges, ehrbares und glückliches Völkchen. Tromalin, der sie in neuester Zeit besuchte, sagt: „Die Bevölkerung ist kupferroth, sehr schön und sehr lüstern, wo es gilt, Eisen zu stehlen, wie die Europäer, wo es um Gold geht. Wir gebrauchten die Vorsicht, nur Häuptlinge an den Bord steigen zu lassen, und die jungen Mädchen, welche die Neugierde zu uns führte, und die uns alle während des dreitägigen Aufenthalts Gesellschaft leisteten.“ Auf Rotuma leben ungefähr 12 englische Matrosen, die von Wallfischfängern hier zurückgeblieben sind. Sie haben sich häuslich niedergelassen, Töchter des Landes zu Weibern genommen, bauen das Land, das man ihnen gegeben hat, und stehen bei den Eingebornen in großem Ansehen.

Digitized by Google

4. Die Bewohner der Schifferinseln.

Diese Inseln, welche man mit diesem Namen belegt, wurden von verschiedenen Entdeckern zu verschiedenen Zeiten in die Geographie eingeführt. Die Hauptgruppe derselben scheint Roggawain entdeckt, jedoch um 10 Breitengrade irrig bestimmt zu haben. Bougainville ist es wohl eigentlich, der diesen Archipel für die Erdkunde bestimmte. La Peyrouse besuchte die höchste derselben im Jahre 1787 und lieferte den Maunainsulanern eine Mahlzeit von 14 Personen, darunter der Kommandant des zweiten Schiffes Langle und der Physiker Laman war. Sie wurden sämmtlich gebraten und verzehrt. Dies schreckte die Europäer so sehr, daß sie bis auf heutigen Tag die größte Ehrfurcht gegen diesen Theil der Südsee hegen, und selbst Kotzebue, der diese Inseln auf seiner zweiten Reise besuchte, von Mauna in ehrerbietiger Entfernung blieb.— Sie liegen, 8 an der Zahl, nordöstlich von den Freundschaftsinseln, sind gebirgig, mit steilen Küsten, nur klein (die größte scheint nicht 4 Meilen lang zu sein), sehr fruchtbar, stark bewohnt und gehören zu den reizendsten Theilen der australischen Inselwelt. Die größten Inseln sind Oliwei oder Pola, Olajava, Mauna mit der Mörderbai.

Die Bewohner werden verschiedentlich geschildert. Menschenfresser sind sie durchweg und der Bogen von der Südspitze von Neuseeland über die Fidschi-, Schiffer- und Tongainseln hin mag wohl derjenige Strich sein, wo das Verspeisen des Menschenfleisches am allgemeinsten ist. Dessenungeachtet sind die Bewohner dieses Theils der Südsee keineswegs auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Sie gehören zu den schönsten Ostaustraliern, sind gewöhnlich 6 Fuß 6 Zoll hoch und herkulesartig. Die Weiber sind etwas kleiner. Sie haben es in manchen Künsten ziemlich weit gebracht. Vor allem sind sie vortreffliche Seeleute, die wie schwimmende Enten beständig auf dem Wasser leben. Als Kotzebue eine kleine Kauffahrteiflotte derselben zufälligerweise übersegelte, verursachte ihnen dieses großen Spaß, und ganz unbefangen klaubten sie ihre Kähne und Schiffergeräthschaften wie eine Hand voll Nüsse auf dem festen Lande zusammen. Roggawain schildert sie als die liebenswürdigsten Menschen der ganzen Südsee, stark, gutmüthig, fleißig, und mit einer gewissen Art von Luxus umgeben. Anders ganz natürlich schildert sie La Peyrouse, der sie als wild, arglistig, muthig, dabei mit einem Ausdruck von Rohheit im Gesichte malt. Sie sollen außerordentlich streitsüchtig sein. Kotzebue hat das Andenken an La Peyrouse's Gefährten die Farbe geliehen; er glaubte sich schon unter ihren Zähnen. So viel geht im Allgemeinen hervor, daß diese Leute auf einer höhern Stufe der Civilisation stehen, als die Fidschiinsulaner. Nach La Peyrouse wohnen sie in Dörfern, und das, welches er besuchte, schildert er uns ziemlich anmuthig. Es lag in einem Fruchtgarten, kreisrund gebaut, in der Mitte befand sich eine künstliche Erhöhung. Die Hütten waren 2 Fuß über den Boden erhöht, um sie gegen Feuchtigkeit zu schützen, und da die Häuser hier offene Schuppen sind, so waren sie alle mit Matten umgeben. Die Stützen oder Säulen waren rund herum regelmäßig angebracht, aus sehr fein gearbeiteten Baumstämmen verfertigt und der Zwischenraum durch feine Matten verhängt. Die Schlafstätten sind ebenfalls erhöht und mit feinen Matten bedeckt; auch ihre Hausgeräthe, ihre Fischerwerkzeuge, ihre Kähne und Ruder zeigen von ihren Fortschritten in vielen Künsten des Friedens. Sie stehen unter Häuptlingen, wie auf den meisten dieser Inseln. Ihre Weiber sind ihren Männern getreu, aber die Mädchen verfügen über ihre Gunstbezeigungen nach Belieben. Es scheint, daß gemeinsame Heiligthümer diese Inseln verbinden, da man auf der Yorkinsel Morais und Tempel trifft, die den übrigen gänzlich mangeln. Als 1791 Edwards jene Insel besuchte, fand er sie ohne Bewohner, aber einen sonderbaren Tempel, dessen Eingang unter einem alten niedergestürzten Baume versteckt lag. Durch denselben sah man in den erhabenen Raum desselben, in dessen Hintergrunde 3 Altäre standen, von denen der mittlere höher war. Auf allen lagen Haufen weißer Muschelschalen sehr regelmäßig aufgeschichtet.

Die Insel Pola, welche an Schönheit das weltberühmte Otahiti übertrifft, muß stark bevölkert sein; denn Kotzebue sah die Ufer mit Men-

Digitized by Google

schen bedeckt; mehrere Kanots kamen zum Schiffe, verhandelten Lebensmittel und einer bot eine rothe Farbe zum Verkauf an, womit man sich das Gesicht färbte, um den Gebrauch zu zeigen, was uns an die Bewohner der südamerikanischen Wälder erinnert. „Ein Betrüger war, nachdem die übrigen uns beim Anbruch der Dunkelheit bereits verlassen hatten, noch allein zurückgeblieben und verhandelte uns ein Schwein. Es ward ihm ein Sack an einem Stricke mit der geforderten Bezahlung hinuntergelassen. Nachdem er das Zeichen zum Aufziehen des Sackes gegeben hatte und letzterer aufgezogen wurde, machte sich der Schelm davon, der statt des Schweines einen Hund in den Sack gesteckt hatte. Es ward eine Kugel über ihn weggeschossen, die ihn in nicht geringen Schrecken zu setzen schien."

Die Bewohner Ojolava's schildert Kotzebue als außerordentlich lebendig, munter, schön und gutmüthig. Von der starken Bevölkerung der Insel zeugt die große Menge von Kähnen, welche an das Schiff kamen. Sie waren so zahlreich, daß der Raum zwischen Schiff und Insel einer ungeheuern Schiffbrücke glich. Der Herr Kapitain, an La Peyrouse's Gefährten denkend, wagte sich nicht ans Land, rühmt jedoch die Gutmüthigkeit, Munterkeit und Ehrlichkeit der Insulaner, womit sie ihn mit Lebensmitteln versorgten. „Alles war dabei in froher Laune und unter Scherz und Lachen bemüht, die Waare anzupreisen, was einen bei weitem stärkeren Lärm verursachte, als man ihn auf der Londoner Börse hören kann. Auf dem Verdeck mußten wir einander in die Ohren schreien, um uns zu verstehen. Der Tauschhandel ging indessen mit gegenseitiger Zufriedenheit von Statten. In weniger als einer Stunde hatten wir über 60 große Schweine und einen Ueberfluß von Hühnern, eßbaren Wurzeln und verschiedenen Früchten eingesammelt, die unser ganzes Verdeck einnahmen. Alles das kostete uns einige Stückchen altes Eisen, einige Schnüren Glasperlen und ungefähr ein Dutzend Nägel; den höchsten Werth hatten blaue Glasperlen. Durch zwei derselben war ein großes fettes Schwein hinlänglich bezahlt und zuletzt, als diese Waare seltner bei uns ward, freute man sich sehr, wenn man für zwei Schweine auch nur eine solche Perle erhielt." — Man brachte auch gezähmte Tauben, kleine schöne Papageien und andere Vögel zum Tausch; diese guten Thierchen waren so zahm, daß sie auf der Hand ihrer Herren saßen und davon fraßen. Auf einem großen Kanot kam endlich auch der Eigeh von Ojolava auf das Schiff. Die Köpfe der Ruderer und des Steuermannes waren zum Friedenszeichen mit grünen Zweigen umwunden. Der Eigeh, ein ältlicher Mann, saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer mit Matten bedeckten Erhöhung; sein Kopf war mit einem Stück weißen Zeuges in Form eines Turbans umwunden; er hatte einen grünseidnen europäischen Sonnenschirm in der Hand, der Kotzebue sogleich an die Gefährten La Peyrouse's erinnerte. Indessen zeigte sich dieser Mann höflich, verständig und überreichte drei große, stark gemästete Schweine, die er Boaka nannte, nebst mehreren Früchten als Geschenke. Ein großes Beil, zwei Schnüren blauer Perlen und ein seidenes Halstuch versetzten ihn in die fröhlichste Laune von der Welt. Der ehrliche Mann fragte mehrmal, ob er die Perlenschnüre wirklich behalten dürfe, und auf die bejahende Antwort überließ er sich nebst seinem Gefolge der kindlichsten Freude. Mit entzückter Ausgelassenheit sprang er auf dem Verdeck umher und sein korpulenter Minister ahmte seinem Herrn affenmäßig nach. Der Eigeh zeigte auch einen spanischen Piaster vor, kannte aber den Werth nicht, sondern war bereit, ihn für eine einzige Glasperle hinzugeben, wobei er noch einen trefflichen Handel gemacht zu haben glaubte und außer sich war vor Entzücken, als man ihm Piaster und Glasperle ließ. Er zeigte nach den Tongainseln hin, als man ihn fragte, woher er seinen Schatz habe. Dieser Mann kannte die Kanonen und ihre Wirkung, zählte sie sorgfältig ab und gab sein Erstaunen über die Zahl derselben zu erkennen. Er erklärte auch seinen Unterthanen die Wirkung derselben, worüber sie in kein geringes Schrecken geriethen. Er gab sich alle Mühe Kotzebue zu bewegen an der Insel zu landen und fügte die wärmsten Verheißungen seiner Einladung hinzu. Doch Kotzebue wagte es nicht zu landen. Der Eigeh nahm dann mit allen Zeichen der Freundschaft und Unbefangenheit Abschied.

Digitized by Google

Das Schiff war auf mehrere Wochen lang mit frischen Lebensmitteln reichlich versorgt, was sowohl für die Schönheit der Insel und ihre Fruchtbarkeit, als auch den Fleiß der Bewohner ein rühmliches Zeugniß ablegt.

Als Kotzebue in die Nähe der Insel Mauna kam, versteckten sich die Einwohner. Endlich kamen sie aber in großer Menge hervor, und da sie nicht auf das Schiff gelassen wurden, geberdeten sie sich „vor Wuth wie Wahnsinnige und suchten sich durch Drohungen die Erlaubniß, auf das Schiff zu kommen, zu ertrotzen. Sie suchten mit Gewalt zu nehmen, was man ihnen nicht gutwillig gab, wie reißende Thiere. Bei einem wurde durch zufällige Entblößung des Armes unsers Gefährten der Appetit nach Menschenfleisch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem weißen Arme zu schnappen, wobei er zu verstehen gab, daß ein solches Fleisch ein wahrer Leckerbissen sein müsse. Die Bewohner von Mauna sind vielleicht die verworfensten, welche die Südsee beherbergt. Alle, die wir sahen, waren sehr groß, selten unter 5½ Fuß, schlank, von sehr verhältnißmäßigem Gliederbau und auffallender Muskelkraft. Ihre Gesichter würde ich für hübsch erklären, wenn sie nicht durch Züge von Wildheit und Grausamkeit entstellt wären. Ihre Farbe ist dunkelbraun; das lange, schlichte, schwarze Haar hing bei den meisten ohne alle Verzierung über Nacken, Schultern und Gesicht zerstreut. Bei andern war es über den Scheitel zusammengebunden, sodann frisirt oder durch Brennen stark gekräuselt und in Form einer runden Mütze um den Kopf gewickelt. Diese Mützen färben sie gelb, wodurch sie gegen das übrige schwarze Haar sehr abstechen. Noch andere trugen ihr Haar in Locken die bis über die Schultern hinabhingen, röthlich gefärbt waren und das Ansehen einer Alongeperücke hatten. Ihre Frisur braucht viel Zeit. Die meisten waren ganz nackt.“ Kotzebue schildert diese Leute als den Abschaum des Menschengeschlechts. Das Andenken an die verzehrten Europäer mag denn wohl doch einen guten Theil der Farben zu dem dunkeln Gemälde geliefert haben. Dieses ging so weit, daß sich Kotzebue nur mit Mühe enthielt, seine Kartätschen nicht gegen die armen Insulaner abzufeuern. Freilich ist es arg, von Wilden erschlagen und gefressen zu werden; allein man lese doch den Bericht La Peyrouse's und man wird finden, daß theils Beleidigungen von Seiten seiner Matrosen, theils Mangel an gehöriger Aufmerksamkeit von seiner Seite jene Katastrophe herbeiführten, welche sich erst ereignete, nachdem ein längerer Aufenthalt der Fremden auf der Insel, die sie gastfrei aufgenommen hatte, verstrichen war.

5. Die Bewohner der Gesellschaftsinseln.

Unter allen Archipelen des Australoceans ist der Gesellschaftsarchipel der besuchteste, der bekannteste, und nun auch der erste, dessen Bewohner die christliche Religion angenommen haben. — Quiros ist der erste Seefahrer, der von diesem Archipel Kunde giebt; er fand 1606 auf seiner Fahrt von Amerika Maitea, Tahiti, Tethuroa und Peregrino. Nach ihm kam Wallis 1767 an diese Eilande, nahm sie für seinen König Georg III. in Besitz und ertheilte höchst schätzbare Nachrichten über diese interessante Inselgruppe. Wallis folgte Bougainville 1768, der mit den Schiffen la Boudeuse und l'Etoile am 2. April Maitea erreichte, und diesem Eilande den Namen Pic de la Boudeuse oder le Boudoir beilegte, von diesem aber nach Tahiti gelangte, das er am 15. April wieder verließ, nachdem er von diesem Eilande und dessen reizenden Bewohnerinnen ein so üppiges Gemälde entworfen hatte, daß seine Landsleute ihm den Namen la nouvelle Cythère beilegten. 1769 durchforschte Cook auf seiner ersten Reise den ganzen Archipel sehr genau und legte die meisten Inseln in die Karten nieder. Den Namen Society Islands, welchen er der Gruppe Ulietea gab, hat Forster in der Folge auf den ganzen Archipel übergetragen. Auf allen Reisen Cooks blieb der Societätsarchipel derjenige Erfrischungsort, womit seine ganze Mannschaft für alle Beschwerden, welche mit diesen gefahrvollen Reisen verknüpft waren, sich vollkommen entschädigt hielt. Ja, die Beschreibung davon setzte Europa in eine Art von Paroxismus und seit ihm ist keine Reise in die Südsee unternommen worden, auf welcher man nicht in Otahiti eingesprochen hätte. Wir erwähnen hier nur James Wilson, obgleich

Digitized by Google

zwischen ihm und Cook eine große Zahl Seefahrer dort war. Wilson brachte jedoch die Missionäre nach Tahiti und somit den Keim der jetzigen Civilisation dieses Archipels. Einer der letzteren, der uns Nachrichten über diese Inseln mittheilt, ist der Russe Bellingshausen, der 1820 Tahiti besucht hat: noch mehrere Kunde ist uns jedoch durch die britischen Missionäre zugekommen.

Der Gesellschaftsarchipel breitet sich vom 225° 18′ bis 229° 28′ L. und vom 16° 15′ bis 17° 53′ S. Br. aus und unterscheidet sich in zwei Hauptgruppen, die der östlichen und die der westlichen Inseln. Die Größe derselben ist höchst verschieden: Tahiti (s. Taf. XXVII.), bei weitem die größte, hat 20¼ Q. Meilen Flächeninhalt; die übrigen wechseln von 4 bis 1, ja ½ und ¼ Q. Meilen, und 40 Quadratmeilen dürften das Höchste sein, was man als Flächeninhalt des ganzen Archipels annehmen kann.

Der Boden der meisten dieser Inseln ist gebirgig (die höchsten Berge = 8000 Fuß) und verräth durch das Vorkommen der Lava, des Bimssteins und Basalts vulkanischen Ursprung; aber auch Korallenthiere scheinen bei der Bildung derselben, wenigstens einigen, die ganz flach sind, thätig gewesen zu sein, denn Korallenriffe schließen die meisten ein und verbinden mehrere unter einander. Der Boden ist fast allenthalben fruchtbar und bietet besonders auf den größern Inseln durch die schön bewaldeten Berge, gut bebaueten Thäler und reiche Bewässerung einen anmuthigen Aufenthalt dar. Das Klima ist höchst mild und mehr gemäßigt, als warm, obgleich die Eilande völlig unter dem Tropenhimmel liegen. Beständig wehende Seewinde kühlen die übermäßige Hitze ab; der Thermometer steht in der Regel zwischen 70 bis 80°. Die Nacht über ist es dabei so kühl, daß man wohl eine Decke vertragen kann. Forster ist von der Schönheit des Tahitischen Klimas entzückt: „Das ganze Jahr hindurch küssen sich Frühling und Herbst. Dünste, die zu allen Zeiten aus den Fluthen aufsteigen, träufeln im Morgenthau herab, der Ostwind kühlt zu allen Stunden des Tags die Ebene und mildert die Gewalt des Sonnenstrahls, des Nachts saugt sich jene wohlthätige Landluft, der Zephyr retten jüngste, mit bethaueten Schwingen von den Gipfeln der Berge nieder.“ Die Monate vom April bis zum December sind die schönsten im Jahre, vom October bis December ist die Hitze am stärksten. Rauher sind Januar, Februar und März; da ist es oft stürmisch und regnicht. Aber ein gemessener Wechsel zwischen trockner und nasser Witterung findet nicht statt; das Wetter wechselt vielmehr häufig ab, und selbst im Sommer wird die Hitze häufig durch Regen abgekühlt. Orkane und Gewitter giebt es häufig, gehen aber meistens, ohne Schaden anzurichten, vorüber. Die Mussuhns sind auf Tahiti fühlbar; wenn sie sich ganz im Süden umsetzen, so regnet es auf der Südseite der Insel anhaltend, wogegen auf der Nordseite der Regen nur strichweise fällt, und der Mussuhn beständig anhält, außer wenn die Sonne senkrecht steht. Dies verursacht, daß hier die Ernte der Brodfrucht im November anfängt und im Januar endigt; auf der Südseite beginnt sie mit dem Januar und zieht sich bis in die Mitte des Jahres, in einigen Distrikten hält sie bis zum November an. — Die Produkte sind hier, wie auf den übrigen Südseeinseln, aber die Nahrungspflanzen, Brodbaum, Yams- und Aron- oder Tarowurzel, Bataten, Kokospalmen, Pisang u. a. durch sorgfältigen Anbau von besonderer Güte. Außer ihnen giebt es noch manche nutzbare Pflanzen, z. B. den bekannten Papiermaulbeerbaum, Feigen, Pfeilwurz, eine besondere Art Kastanien, die der westindischen weit vorzuziehende Art Zuckerrohr, Tabak, den Kasuarina oder Keulenbaum, Jambusen mit pflaumenartiger sehr angenehmer Frucht, Flaschenkürbisse, eine vorzügliche Art von Aepfeln, die Silbernassel, deren Fäden wie unser Flachs gebraucht werden, die Katappnuß, Bambusrohr, Färbepflanzen u. a. Baumwolle gedeiht sehr gut, aber die Einwohner sind zu deren Bearbeitung zu träge. — Von Vierfüßern ernährten die Inseln außer Schweinen, Hunden und Ratten vor Ankunft der Europäer keinen, selbst der Vampyr wird nicht mehr gefunden, und nur im Oceane sieht man Delphine, und zu Zeiten wird wohl ein todter Wal auf die Riffe getrieben. Die Ratten nähren sich nicht blos von den Resten der Mahlzeiten, sondern haben sich auch an Vegetabilien gewöhnt;

Digitized by Google

wahrscheinlich waren sie hier nicht einheimisch, sondern sind vielleicht in einem frühern Zeitalter auf spanischen oder andern Schiffen eingeschleppt. Jetzt haben die Missionäre die europäischen Hausthiere einheimisch gemacht, die auch gut fortkommen, obgleich anfangs ihre Zucht die Eingebornen nicht ansprach. Sehr zahlreich sind die Arten wilder Vögel, unter denen Tauben, Enten und Papageien; auch unser Haushuhn ist hier einheimisch. — Die Ordnung der Fische, die im Oceane um diese Inseln wohnen, ist ungemein groß; 150 Arten sind den Eingebornen bekannt und führen eigene Namen. — Das Heer der Insekten ist noch von keinem Naturforscher ausführlich aufgezeichnet. Unter dem Ungeziefer plagt die Laus den Menschen wohl auf das Aergste; es ist hier Vorrecht der Großen, sie von den Köpfen ihrer Lastträger abzusuchen und zu verzehren. Eine andere Plage sind die Fliegen, wovon es 2 Arten giebt: die gemeine schwarze und eine graue, die sehr heftig sticht, aber doch nicht so bösartig, als die Muskite ist: die Eingebornen suchen sie durch lange Fliegenwedel von ihren Speisen abzuhalten und ihr Abscheu gegen diese Insekten ist so groß, daß sie solche nicht einmal berühren mögen; finden sie dergleichen todt in ihren Puddings, so wird das Gericht sogleich den Schweinen überlassen. — Das Mineralreich ist noch wenig bekannt, doch weiß man, daß sich so wenig Metalle, als edle Steine auf den Inseln befinden. Dagegen sind Ton, von allen Farben, Mergel, Bausteine, Kalk, Sand, Walkererde, Kiesel, die dem Karneole ähnlich sind, und Bimstein überflüssig vorhanden; aus letzterem verfertigten die Tahitier bisher ihre Hauwerkzeuge und ihre Aexte.

Die Societätsinsulaner (s. Taf. XXVIII.) (ungefähr 40,000), gehören sämmtlich zu der Malaienrace; sie bilden zwar nicht den größten und schönsten Stamm derselben im Australoceane, haben aber doch in der Regel eine ansehnliche Größe und einen geregelten Körperbau. Größer, besser genährt sind die Vornehmern, der Adel, unter welchem man nicht allein kolossale, sondern auch ungemein fette Gestalten antrifft. Die Europäer sahen unter dem Adel Männer, die 6′ 4 bis 6″, maßen. Aber auch die Gemeinen aus dem Volke sind länger, als die Europäer, und selten wird man einen Menschen finden, der unter dem Mittelmaße ist. — Die gewöhnliche Hautfarbe ist die Kupferfarbe, die jedoch in das Olivengelb schillert. Heller und lichter gefärbt ist aber der Vornehme, wie der Gemeine, bei dem das Braun mehr in das Dunkle spielt, weil er dem Strahle der Sonne täglich ausgesetzt ist. Dagegen findet man unter den erstern eine Haut, die so licht ist, daß das Erröthen auf den Wangen durchscheint. Der Gemeine hat zwar einen kleinern Körperbau und ist magerer, aber im Ganzen kräftiger, muskulöser, lebhafter und nicht so verweichlicht; beide sind symmetrisch gebaut und selten wird man einen Mißgestalteten unter ihnen finden. Indessen findet darum hier noch nicht eine doppelte Abstammung statt. — Das Gesicht hat ziemlich regelmäßige Züge. Stirn und Backenknochen sind nicht hervorstehend, noch liegen die Augen hohl, die Nase ist aber breit, denn in Tahiti ist es Sitte, den Kindern die Nase gleich nach der Geburt platt zu drücken, weil man dies für schön hält. Auch scheint der Mund zu groß zu sein. Der ganze übrige Bau ist aber höchst regelmäßig; Arme und Beine stehen in richtigem Verhältnisse zu dem übrigen Körper, so wie die Schenkel und Hüften, die voll und gut gerundet sind. Haare und Bart sind völlig schwarz, doch nicht so fein und weich, als bei dem Europäer, selten sieht man ein gelbbraunes oder röthliches Haar. — Die Frauen, die sich fast stets bekleiden, sind im Ganzen heller tingirt, als die Männer und kaum um einige Schattirungen brauner, als eine Europäerin aus dem Süden. Sie sind im Verhältnisse kleiner als die Männer, zeichnen sich aber durch ein feuriges schwarzes Auge, durch die Weiße und Glätte der Zähne, durch eine zarte weiche Haut, durch ein krauses schwarzes Haar, durch einen schön gebildeten Busen, kleine Hände und Füße aus; doch konnten wir in ihnen, sagt Wilson, die Schönheiten nicht erkennen, die uns die Seefahrer mit solchem Entzücken geschildert hatten. Denn „durch das beständige Pressen und Drücken von Kindheit an, das sie Turume nennen, machen sie mit ihren Händen das Gesicht

Digitized by Google

breit, den Mund groß und Nase und Stirn platt; dies giebt ihnen ein zu männliches Ansehen, und gewöhnlich sind sie auch zu breit und stark in den Schultern. Hier und da sahen wir wohl Mädchen, die recht artig waren, aber wenige, die auf wahre Schönheit Anspruch machen konnten." Doch gestehen ihnen selbst Wilson und die Missionäre zu, daß eben diese Frauen weibliche Anmuth und Grazie in hohem Grade besitzen, daß ihr Gesicht nie durch mürrisches Wesen entstellt oder ihr Blick mit den Wolken Argwohns und Eigensinnes umzogen werde. Sie sind redselig, ihr Benehmen anlockend, ihr Gang leicht, fest und voller Grazie, ihr Betragen frei und ungezwungen, immer liebreich gegen einander, gegen ihre Männer und auch gegen Fremde. Ihr sanftes wohlwollendes Temperament scheint keine aufgeregten Leidenschaften zu kennen, ob sie gleich nur zu empfänglich dafür sind; nicht leicht werden sie sich beleidigt finden, und sind sie es wirklich, so sind sie doch leicht wieder versöhnt, und nie bleibt ein Funken von Groll oder Rache zurück, mögen sie auch noch so gekränkt sein. Wie in allen warmen Gegenden reift auch hier das Mädchen früh zur Jungfrau, altert aber auch früher. Eine ausschweifende Frau verblüht schon mit dem 30. Jahre und zehrt ab; ein keusches Leben sichert auch hier lebhaftes Aussehen und jugendliche Munterkeit bis in ein spätes Alter! Mit den Männern ist es gerade eben so. Im Allgemeinen werden diese sehr alt und bleiben dabei bis in die spätesten Jahre munter und bei Kräften, wenn sie nicht von einer der Nationalkrankheiten befallen werden. Unter denselben kommt zuweilen ein Albino vor.

Was ihren Charakter betrifft, so fanden die Europäer sie als liebenswürdige, gutmüthige, gesellige, frohe und gastfreie, aber auch als leichtsinnige, höchst sinnliche Menschen. V. Zimmermann sagt von ihnen: „Höchst leichtsinnig vergessen sie augenblicklich jedes Gute und jedes Böse; ihre leicht aufgeregten Leidenschaften, heftig wie ihre Sonne, rauschen schnell vorüber; sie tanzen vom Hochzeitmahle zum Begräbnisse hinüber, zerfleischen sich jetzt die Wangen vor Traurigkeit, und überlassen sich im gleich folgenden Augenblicke dem schallendsten Gelächter, ja der wildesten Wollust. Selbst die sonst rohen Völkern heilige Kinderliebe wird durch die Hoffnung zu neuer Wollust erstickt, denn bei dieser geschäftslosen Lage, bei dem stets heitern Grün, bei den schön duftenden Blüthen ist begreiflich Sinnlichkeit, Abwechselung im Genusse und daher mannigfaltige Wollust das einzige Streben dieses größtentheils unschuldigen Volkes!" Da dem Societätsinsulaner die Natur Alles, was zur Nothwendigkeit und selbst zum Luxus des Lebens dient, fast ohne Anstrengung übergiebt; so braucht er nicht im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten, um sich seinen Lebensunterhalt zu erzwingen; was er an Kleidern, an Putz und an Materialien zum Hüttenbau u. s. w. braucht, wächst ihm eben so leicht in die Hände oder erfordert doch nur die erste Bearbeitung. Er kann sich daher einem ruhigen und sorglosen Leben hingeben, und dieses hat in seinen Charakter eine Trägheit und Abspannung gelegt, die sich in seinem ganzen Weben und Leben wiederspiegelt. Seine Unthätigkeit hört aber auf, sobald er sich einmal zu einer Arbeit entschlossen hat; bei der Verfertigung der Waffen, der Piroguen, der Matten und Kleider beweisen beide Geschlechter nicht nur einen anhaltenden Fleiß, sondern auch selbst Erfindungsgeist und richtigen Geschmack. Der Societätsinsulaner ist unmäßiger im Genusse der Speisen, als der Europäer, aber sein stärkerer Körper, der sich überdies täglich durch Baden im Meerwasser abzehrt, erfordert auch eine stärkere Mundportion; er ist unmäßig im Genusse der Liebe, das entschuldigt sein Klima. Wie bei Europäern das Gold, so hat hier das Eisen jeden Riegel der Ehrbarkeit gesprengt! Allein bei einem Volke, wo es eine Gesellschaft der Arreoys giebt, die lange vor Ankunft der Europäer bestand, wo es eigne Mädchen giebt, welche Jedermann zu Willen leben, muß doch das Sittenverderbniß schon früher einen ziemlich hohen Grad erreicht haben! — Die Neigung, alles dessen sich zu bemächtigen, was ihnen in die Augen fällt, ist ganz natürlich bei Menschen, die noch so weite Begriffe vom Eigenthum haben. Uebrigens erscheinen sie immer als höchst freigebig, unter sich und gegen Fremde, sanft, höflich und hilfreich; nur selten wird Jemand eine Bitte abgeschlagen sehen. Mit ihren Ge-

Digitized by Google

schenken sind sie eher verschwenderisch, als karg. Armuth macht keinen unter ihnen verächtlich, aber wohlhabend und dennoch habsüchtig zu sein, ist der größte Schimpf, und sie geben lieber die Kleider vom Leibe weg, ehe sie sich pire pire (geizig) nennen lassen. Grausamkeit gegen Menschen und Thiere liegt nicht in ihrem Charakter; die Ermordungen außerehelicher Kinder, die besonders in ihren Arreoys an der Tagesordnung waren, dürften wohl dagegen sprechen; aber diese wurden nur von dem Auswurfe des Volks verübt und von den übrigen rechtlichen Menschen verabscheut. Es giebt nur wenige Beispiele, wo sie gegen die Europäer verrätherisch oder heimtückisch handelten und bei allen waren sie von Europäern selbst aufgereizt; sie sind vielmehr höchst versöhnlich und tragen nie nach, man mag sie beleidigt haben, wie man will. — Erfreulich ist es, daß sie nach den Berichten der Missionäre durch die Einführung des Christenthums viele der fehlerhaften Sitten weggeworfen haben, die man ihnen bisher vorwarf. Die schändliche Gesellschaft der Arreoys soll aufgehört haben, der Kindermord wird mit Abscheu betrachtet, die Mädchen drängen sich nicht mehr an die Schiffe u. s. w.

Gegen $\frac{9}{10}$ der Nahrungsmittel, welche die Insulaner zu sich nehmen, besteht aus Vegetabilien, und unter diesen steht die Brodfrucht oben an. Fast acht Monate lang im Jahre liefert dieselbe stets halbreife oder reife Früchte, die der Insulaner blos zu brechen braucht; für die übrigen vier Monate hat er zwar so wenig Brodfrucht als andere Baumfrüchte und er muß sich mit Mahie oder dem sauern Teige der Brodfrucht, mit Yams, Fischen und Schweine- und Hundefleisch behelfen, wiewohl beides letztre doch nur bei Festen auf seinen Tisch kommt. — Auf die Zubereitung der Brodfrucht wird daher auch der meiste Fleiß gewendet; man genießt sie frisch, nachdem sie geschält ist, nie roh, sondern stets gebacken, in welchem Zustande sie dann dem europäischen Brode gleich kommt, aber doch nicht ganz so nahrhaft sein soll. Die Popoe ist eine Mischung von gebackner Brodfrucht und Mahie, die in einem steinernen Instrumente durchgeschlagen und mit Wasser und Kokosmilch bei jeder Mahlzeit genossen wird. Sapay ist eine Art eines köstlichen Puddings, den man aus Brodfrucht und Kokosmilch auf gleiche Art, wie den Tuparro bereitet. Wenn gebröckelte junge Blätter des Arum oder Tarro hinzukommen, so heißt dieser Pudding Poe Tarro.— Das Backen der Brodfrucht wird nicht von einer einzelnen Person vorgenommen, sondern in der Regel von einem ganzen Distrikte. Sobald die Frucht zu reifen beginnt, so bietet der Häuptling die Zubehörigen auf, gemeinschaftlich eine Grube 8 bis 9 Fuß tief vorzurichten. Diese wird gehörig mit Steinen ausgefüttert. Jeder bringt seinen Vorrath an Brodfrüchten und Holz zum Heizen. Sodann werden Stengel und Rinde abgeschnitten und alles in den großen Ofen Oppoco geschüttet, wo die Frucht zwei bis drei Tage bleiben muß, bis sie völlig ausgebacken ist. Das Gebackne beträgt oft 15 bis 20 Centner. Jedermann darf von demselben nach Bedarf nehmen, nur muß er jedesmal die gemachte Oeffnung verstopfen. Man genießt den Teig mit Kokosmilch oder macht auch wohl die obigen Puddings davon. — Von den Pisangs verfertigen sie ebenfalls Puddings, die mit einem Zusatze von Kokos und Arum Tuparro heißen und einem Milchbrei gleich kommen. Die Kokosnüsse werden auf Korallen zerrieben und mit ihrer eignen Milch vermischt. Die Masse wird dann in eine faserige Grasart eingeschlagen und trocken durchgewunden, damit der weiße Saft sich herausziehe und die feste Substanz der Nuß allein zurückbleibe. In diesem Safte reiben sie die Tarro oder Arum ab, und mischen den reifen Pisang darunter, binden die ganze Masse in Pisangblätter zusammen, und bringen sie in den Ofen, worin sie eine ganze Nacht bleibt. Dann kann man sie warm oder kalt verzehren und sie hält sich eine ganze Woche hindurch. — Die Insulaner kennen nur zwei Arten, die Speisen zuzubereiten: Backen und Braten oder Rösten. Das Schwein oder der Hund, der zum Essen zubereitet werden soll, wird entweder ersäuft oder gewöhnlicher erwürgt; im letztern Falle winden sie eine starke Schnur zwei oder drei Mal um den Hals und knebeln das Thier dann mit einem Stocke, bis es nicht mehr athmet; ist es todt, so verstopfen sie sogleich Hals und After mit Gras, begießen es über und über mit Wasser, umgeben es mit trocknen Blättern und Heu, sengen die Borsten ab und schaben die

Digitized by Google

Haut so lange mit scharfen Werkzeugen, bis sie ganz rein ist. Sodann wird der Bauch mit einem Bambussplitter aufgerissen, die Eingeweide und das geronnene Blut herausgenommen, und solches mit einigem Fette in Kokosschalen geschüttet, woraus durch Umrühren ein schwarzer Pudding sich gestaltet. Hat man das Schwein innerlich ausgewaschen und Magen und Gedärme gereinigt, so wird es, mit dem Bauche aufliegend, nebst Brodfrüchten, Yams und Arum in den Ofen oder in die Grube gebracht, dick mit Gras, Pisangblättern und heißer Asche und mit der ausgegrabenen Erde bedeckt. Ein großes Schwein braucht wenigstens zwei Stunden, bis es gar ist; ein kleines kaum die Hälfte der Zeit. Auf diese Art backen sie alle ihre Speisen, nur nicht die Fische, die sie lieber halb roh verzehren. Die Speisen verlieren in diesen Oefen nichts von ihrem Geschmacke, und die Fische schmecken selbst besser, als die gekochten. — Das gewöhnliche Getränk der Insulaner ist reines Wasser; zuweilen genießen sie Kokosmilch, die Vornehmen aber sind eben so starke Liebhaber des Kava oder Awa, wie die Tongaer; sie bereiten sie auf dieselbe ekle Art zu. Die Vornehmen halten sich eigne Awakauer. ¼ Nösel reicht hin, einen Mann nicht allein trunken zu machen, sondern selbst seine Glieder einzuschläfern. Während er in diesem Zustande sich befindet, müssen die Weiber den Betrunkenen wie auf den Tongainseln frottiren. Der unmäßige Gebrauch der Awa zieht ihnen jenen scheußlichen Aussatz zu, auf den wir unten zurückkommen werden. Seit der Ankunft der Europäer haben sie auch den Branntwein lieb gewonnen. — Als Brühe zu Fisch und Fleisch bedienen sie sich des Seewassers, in welches sie beides tauchen. Eine andere Brühe, die feiner ist, heißt Tieyru, und wird auf Tethuroa aus den Kernen der Kokosnuß gemacht, die bei einem gewissen Alter der Frucht ausgenommen, zerrieben und mit kleinen zerstoßenen Seekrebsen vermischt ist. Diese Masse wird einige Tage gegohren, sieht aus wie geronnene Milch und ist angenehm bitter. — Das Kokosöl bereiten sie auf folgende Art: sie zerstoßen den Kern der ausgewachsenen Nüsse in einem großen Troge und lassen die Masse einige Tage gähren; das Oel, das sich abscheidet, schöpfen sie ab und vermischen es mit Blumen und Kräutern von angenehmem Geruche. Täglich rühren sie die Ingredienzen gut unter einander, und lassen das Ganze 3 bis 4 Wochen lang sich in sich selbst verzehren. Hat es nun den Grad von Geruch angenommen, den es haben soll, so seihen sie das Oel durch, und ziehen es zum Gebrauche auf Bambusröhre. — In der Regel speisen sie drei Mal des Tages und nehmen jedes Mal eine starke Mahlzeit zu sich, freuen sich auch sehr, wenn es einem etwanigen Gaste schmeckt. Außer ihrem Hause können sie wohl des Tages mit einer Mahlzeit sich begnügen, allein dann ist auch ihr Hunger unmäßig. Aber kein Insulaner würde sich satt essen, bis nicht der Fremde, der Gastfreund zuvor sich gesättigt hat. Bei dem Essen sitzen sie mit kreuzweise verschlungenen Beinen und zwar bei einigermaßen erträglichem Wetter stets im Freien. Zuerst opfern sie dem Eatua, waschen sich dann die Hände und nehmen zuerst Brodfrucht, zuletzt die übrigen ihnen vorgesetzten Speisen zu sich. Grüne Blätter von dem nächsten Baume dienen zum Tischtuch; neben der Schale mit Seewasser steht auch eine mit süßem Wasser neben dem Eßplatz. — Außer Schweinen und Federvieh verzehren sie auch Hunde, die für eine äußerst schmackhafte Speise gehalten und mit Vegetabilien gemästet werden: Ziegen aber essen sie gar nicht, ob dies Thier sich in den Wäldern gleich ungemein vermehrt hat. Das Federvieh ist so schmackhaft, wie das europäische. — Feuer schaffen sie auf folgende Art: sie machen ein Stäbchen harten Holzes mit ihren Zähnen oder einer Muschel spitz, halten zwischen den Füßen ein Stück desselben Holzes fest und bohren nun schnell mit beiden Händen in das an der Erde liegende Holz, bis eine Vertiefung entsteht und die abgeriebenen Späne Feuer fangen. An diese Funken halten sie trockne Blätter oder Heu, fassen Alles zusammen und schwingen es so lange herum, bis eine helle Flamme ausbricht. Bei trocknem Wetter gehen darauf selten mehr, als zwei Minuten hin, bei nassem aber ist es eine saure Arbeit. Frauen dürfen ihr Feuer nicht bei dem, was die Männer hervorgebracht, anzünden, die Männer nicht bei dem der Frauen.

Die Kleidung beider Geschlechter sieht sich

Digitized by Google

sehr ähnlich. Die gewöhnliche Kleidung besteht aus der Tebuta, oder einem länglichen Stücke Zeug, kaum eine Elle breit, welches mittelst eines in der Mitte befindlichen Lochs, um den Kopf durchzustecken, über die Schultern geworfen wird, so daß es vorn und hinten ganz lose bis an die Knie herabhängt und Seiten und Arme völlig unbedeckt läßt. Die Männer tragen dabei den Marra, einen schmalen Zeugstreifen, der rund um den Unterleib geworfen, zwischen den Schenkeln durchgeht und vorn zugezogen ist; die Frauen einen kleinern Unterrock. Ein viereckiges und doppelt gelegtes Stück Zeug, das unter der Tebuta einige Mal um den Unterleib und bei den Weibern um den Busen geschlagen wird, heißt Paru; bei den Männern reicht es bis an die Knie, bei den Weibern bis zu den Waden und Knöcheln. Die Weiber werfen überdies wohl noch über die Tebuta den Ahhu, einen weißen und sehr feinen Mantel. Die Kleidungsstücke haben keine bestimmte Farbe, blos der Ahhu ist stets weiß. Sobald sie sich außer dem Hause befinden, schlagen sie wohl den Paru auf, damit er nicht schmutzig werde. — Diese Tracht ist allen Klassen der Eingebornen gemein; der Adel und die Vornehmen unterscheiden sich blos dadurch, daß sie zu ihrem Anzuge eine größere Menge Zeug verwenden. Erscheinen sie indeß mit einer mehrern Anzahl von Kleidungsstücken als gewöhnlich behangen, so haben sie das Ueberflüssige zu Geschenken bestimmt, die sie gewöhnlich mit eigner Hand umhängen. Füße und Beine bleiben stets unbedeckt; auf dem Kopfe tragen die Männer blos Federn vom Tropikvogel oder gehen völlig unbedeckt. Die Weiber aber bedecken ihn auf mancherlei Art, gewöhnlich mit einem Turban aus zusammengesetzten Kokosblättern, den sie aber jedesmal wegzuwerfen verbunden sind, wenn sie bei einem Morai vorbeigehen, ihn aber sogleich durch ähnliche Blätter ersetzen können. Der Tamu ist ein seltener und kostbarer Aufsatz; er besteht aus Flechten von Menschenhaaren, die so dünn als Seidenfaden und dabei ohne Knoten und von einer ungeheuren Länge sind. Diese Flechten winden sie höchst zierlich dergestalt um den Kopf, daß der Aufsatz bald einem weiten, bald einem runden Hute ähnlich sieht, und putzen ihn noch mehr durch Blumen und Perlenmuscheln heraus. Gewöhnlich nehmen sie zum Tamu die Haare ihrer verstorbenen Freundinnen; bei Trauerfällen zieren sie ihn mit den Nägeln der Finger und des Daumens des verstorbenen Verwandten. Beide Geschlechter tragen wohl Guirlanden von Blumen und Federn in den Haaren. Den Kopfputz ordnen sie vor einer schwarzen Kokosschale mit reinem Wasser, vor Ankunft der Europäer der einzige Spiegel, den sie kannten. Auf einigen Inseln ist der Haaraufsatz anders, zum Theil einfacher und dennoch recht gut stehend, wie der der Frauen auf Ulietea ꝛc. — Beide Geschlechter durchbohren die Ohrläppchen und tragen entweder wirkliche oder künstliche Perlen darin. Die Haare reiben sie mit Kokosöl ein, womit sie aber noch die Oele verschiedener wohlriechender Pflanzen verbinden. Aber die Tahitier leiden kein anderes Haar an ihrem ganzen Körper, als das Haupthaar und die Männer ihren nicht unbedeutenden Bart; die Augenbraunen verstehen sie durch Bezwicken, wozu sie sich scharfer Fischschuppen oder Seemuscheln bedienen, in längliche Bogen zu bilden. — Die Sitte des Tätowirens ist auch auf den Gesellschaftsinseln eingeführt, nur wird der Körper nicht mit so vielen Figuren überladen und das Gesicht bleibt gänzlich frei; gewöhnlich sind Hüften und Schenkel stark tätowirt. Bei den vornehmern Männern und Frauen findet man einen kleinen Fleck an der innern Seite eines jeden Arms gerade über dem Ellenbogen, der als eine Auszeichnung dient und anzeigt, daß eine solche Person essen oder die Speisen ihres Vaters und ihrer Mutter berühren kann, ohne sie raa oder heilig zu machen. Es ist der Beweis, daß alle ordnungsmäßigen Gebräuche bei ihr vollzogen sind. Die Art, wie die Tätowirung vorgenommen wird, sieht der auf den übrigen Australinseln völlig gleich. Hier verrichtet sie aber stets ein Mann; die jungen Leute, die sich der Operation unterworfen haben, halten die Schmerzen auf das Standhafteste aus, schreien aber dabei erbärmlich, weil sie glauben, daß dies ein Mittel sei, den Schmerz zu erleichtern. Die Mädchen werden dabei von ihren weiblichen Verwandten gehalten. Wird der Schmerz zu heftig, so hört der Tätowirer auf und fängt zu einer andern Zeit wieder an, und

Digitized by Google

so vergeht wohl ein ganzes Jahr, ehe die Operation vollendet werden kann. Indeß unterwirft sich Jedermann derselben, der Jüngling, weil er nicht eher für einen Krieger, das Mädchen, weil es nicht eher für eine Jungfrau gilt.

Die Societätsinsulaner wohnen allein am Strande oder in dessen nächsten Umgebungen; das Innere der Inseln ist ein völliger Wald. Sie haben keine eigentlichen Städte oder Dörfer, sondern jede Wohnung steht isolirt und hat ihre Pflanzungen um sich her. Gewöhnlich hat der Insulaner seine Hütte in einem Haine von Brodfruchtbäumen, Pisangs und Kokosnüssen angelegt und nur so vieles Holz um dieselbe weggeschlagen, daß die herabfallenden dürren Zweige das Dach nicht beschädigen können. Sie besteht aus einem bloßen Scheppen oder Schober, gewöhnlich von länglich runder Gestalt. Die Seitenwände bildet ein hölzernes Gitterwerk von Latten, die immer 2″ von einander stehen, um der Luft freien Spielraum zu lassen, und zugleich mit einer Reihe von etwa 6 Fuß hohen Pfosten das Haus tragen helfen. Drei bis fünf hölzerne Pfeiler, je nachdem das Haus groß ist, stehen in dessen Mitte der Länge nach, und auf denselben ruht der Giebelbalken, von welchem die Dachsparren sich herabziehen, sich auf die Pfosten stützen und 3 bis 4 Fuß weit über dieselben vorspringen; ein hölzerner Rahmen läuft oben an den Latten und Pfosten um das ganze Haus her und ist an die Dachsparren befestigt, das Dach selbst sehr artig mit Palmblättern gedeckt. In diesen Häusern giebt es keine Kammern oder Abtheilungen; sie sind weniger auf den Aufenthalt des Menschen bei Tage, als vielmehr bei der Nacht berechnet. Der Fußboden wird 3 bis 4 Zoll hoch mit starkem, aber weichem Grase belegt, das so sorgfältig ausgebreitet ist, daß kaum ein Blättchen verkehrt liegt. Diese Hütten, die bei dem gemeinen Insulaner selten mehr als 18 Fuß, bei den Erihs aber wohl 50 F. in der Länge, 8 bis 12 F. in der Breite und 20 F. in der Höhe haben, sind gemeiniglich von einem Hofplatze umgeben, der mit starken 3 F. hohen Pfählen eingefaßt und auf gleiche Weise mit Gras bestreut ist. Auf diesem Raume befinden sich die Schweine- und Hundeställe, die Vorrathsschoppen und bei den Erihs die Hütten für das Gesinde und Gefolge. Hier bringen die Insulaner die meisten Stunden des Tages auf der Erde sitzend oder liegend entweder im süßen Nichtsthun oder mit Vergnügungen hin. Des Nachts schlafen sie so, daß die Mädchen in der Nähe der Eltern zu liegen kommen und das eine Ende der Hütte in Besitz nehmen, wogegen die unverheiratheten Männer sich in das andere Ende theilen. Die Hütte wird zwar sehr reinlich gehalten, doch soll es darin, nach Wilson, von Flöhen wimmeln, die sich in dem Grase des Bodens eingenistet haben, aber den Europäern lästiger fallen, als den Eingebornen, die sich durch ihre Oelsalbungen dagegen schützen. Uebrigens soll der Floh erst von den Europäern eingebracht sein. — Ihr Hausgeräthe besteht blos aus 6 bis 7″ hohen Schemeln, die zu Kopfkissen dienen, aus einigen hölzernen Gefäßen, worin die Kama bereitet wird, Kokosschalen oder auch Muscheln, um daraus zu trinken, einigen Körben aus Flechtwerk, einem Stück harten Holzes, einem Reibstein, einigen inländischen Kürbisflaschen, wozu gegenwärtig dann noch verschiedene europäische Utensilien kommen, die sie sich nach und nach durch Handel verschafft haben. — Außer ihren Hütten besitzen sie auch größere Versammlungshäuser, die wohl 200 Fuß lang und 30 F. breit, das Eigenthum eines ganzen Districts sind und gewöhnlich bei dem Eingange einen großen freien, mit Pallisaden umzäunten Platz haben. Auf ihre Morais werden wir weiterhin kommen. Die Kanots und Kriegsfahrzeuge, besonders die letztern, werden in besondern langen Bootshäusern oder Decken gegen das Wetter geschützt. Diese Bootshäuser bestehen aus großen Gewölben, die man aus langen lothrechten Pfählen oder Baumzweigen, deren obere Theile zusammengebogen und mit starken Seilen verbunden werden, gebildet hat.

Die Beschäftigungen der Societätsinsulaner drehen sich um Plantagenbau, Jagd, Fischfang, Zubereitung der Waffen, Kanots, Geräthe und Kleidungsstücke. — Der Plantagenbau ist eigentlich ganz unbedeutend. Die Insulaner haben zwar ihr Eigenthum, worauf sie ihre Brodfrucht, Pisangs, Kokosnüsse, Yams, Arum, Awa und Papiermaulbeerbäume ziehen. Allein

Digitized by Google

die erstern dieser Früchte gebrauchen gar keiner Pflege und Wartung, man pflanzt sie nicht einmal nach, sondern läßt sie durch die Natur wieder erzeugen. Aber der Papiermaulbeerbaum wird sorgfältig angezogen und ordentlich eingehägt, damit die wilden Ziegen nicht an die schätzbare Rinde kommen können; auch hat man kleine Felder mit dem Taumelpfeffer, mit Yams und mit verschiedenen Arten von Arum oder Tarro bepflanzt. Alle übrigen Vegetabilien werden im wilden Zustande gewonnen, nur mit Ausnahme der süßen Pataten, Kürbisse und andrer Gemüse, die die Europäer übergebracht haben. Die europäischen Obstarten scheinen zwar zu gedeihen, aber die Insulaner setzen sie den einheimischen Früchten weit nach. Eben so wenig hat es mit der Zucht der europäischen Hausthiere bisher glücken wollen; so gut das Schaf gedeihet, so wird es doch bis jetzt erst von den Missionären gehalten. Die Kühe und Ziegen hat man in die Wälder entspringen lassen, wo sie verwildert sind. Ziegen haben sich in solcher Menge vermehrt, daß sie den Eingebornen wirklich zur Last fallen und ihnen nicht einmal zur Jagd dienen, da sie ihr Fleisch nicht essen. Ihre einzigen Hausthiere sind Schweine, Hunde und Hühner, alle leben bei ihren Hütten, nähren sich von Vegetabilien und den Wegwürfen ihrer Mahlzeiten und erfordern nur eine geringe Pflege. — Da sie außer den jetzt wildgewordenen Ziegen keine eigentlichen Jagdthiere haben, so kann auch keine eigentliche Jagd statt finden; doch belustigen sie sich zuweilen mit dem Rattenschießen, da diese Thiere sich so ungemein vermehrt haben, daß sie wahre Landplage geworden sind. Mehrere Unterhaltung gewährt ihnen die Vögeljagd. Um sich die Federn des Tropikvogels (phaëton aethereus) zu verschaffen, wagen sie die gefährliche Fahrt zu seinem Neste, das dieser Vogel beständig in unzugänglichen Felsenklüften anlegt. Vom Gipfel der hohen Klippen, woran sich das Meer wüthend bricht, läßt sich der Vogelfänger an einem Seile und auf einem Stücke Holz reitend, bis dahin herab, wo er Nester vermuthet, durchsucht alle Löcher am ganzen Felsen und schwingt sich mit einer Stange von einem zu dem andern. Ergreift er einen Vogel im Neste, so reißt er ihm die Federn aus dem Schwanze und läßt ihn wieder fliegen. Hat er Federn hinlänglich, so giebt er das Zeichen zum Wiederaufzuge, der selten unglücklich abläuft. Auch auf den Fregattvogel machen sie wegen seiner Federn Jagd; sie erschlagen ihn mittelst einer Stange, indem er auf eine ihm vorgehaltene Lockspeise stößt und beweisen hierbei eine seltene Fertigkeit. Die kleinen Vögel werden mit Vogelleim, den man aus Gummi oder Brodfrucht verfertigt, auf Bambusstangen berückt; auch verstehen sie es meisterhaft, sitzende Vögel durch Steinwürfe zu erlegen. Ob sich das Huhn hier wild finde, ist zweifelhaft. — Die Fischerei macht eine der Hauptbeschäftigungen aus, da wenigstens der Fisch das vornehmste animalische Nahrungsmittel des gemeinen Mannes, der ein Schwein oder einen Hund nur selten zu essen bekommt, ausmacht. Sie bedienen sich dabei der Netze und der Angelruthen. Die Netze sind von verschiedener Größe, von 5 bis 50 Klaftern Länge und 1 bis 12 Klaftern Breite. Die Leine zu den Angelschnüren und das Garn zu den Netzen wird aus der Rova gemacht, indem sie deren Fasern mit den Händen um ihre Schenkel drehen und den Faden, den sie bald 2 bald 3dräthig machen, in Ballen aufwinden. Ihre Angelhaken machen sie aus Perlenmuscheln, ziehen aber jetzt europäische Eisen und Angelhaken den ihrigen vor, die von verschiedener Gestalt und Größe waren. Nach dem Delphine fischen sie in Kähnen oft eine Meile von den Inseln entfernt; hat der Delphin an den Lockfisch angehakt, so lassen sie ihn so lange spielen, bis er sich abgemattet hat und ziehen ihn dann bei dem Schwanze in das Kanot. Die Delphinjagd dauert 6 Monate; mit dem März, wo der Fisch sich zu begatten beginnt, hört die Jagd auf. Während der Fangzeit beschäftigt diese Jagd allein auf Tahiti gegen 80 Kanots. Mit den Delphinen fängt man zugleich fliegende Fische auf folgende Art: Eine Zahl weißer 6 bis 8 Fuß langer Stäbe wird mit einem Steine beschwert, um im Wasser aufrecht gestellt zu werden, an denselben kurze Schnüre mit beinernen Angeln befestigt, woran Kokoskerne als Köder gehängt werden. Diese werden in einiger Entfernung von einander in der See zerstreut. Kommen sie von dem Delphinen-

Digitized by Google

fange zurück, so suchen sie solche auf und finden meistens an jeder Angel einen Fisch. Die meisten andern Fische werden mit Netzen oder mit Angeln gefangen; zuweilen geräth wohl eine Schildkröte in das Netz. Wenn bei ruhigem Wetter eine Anzahl Kanots auf einen Schwarm Fische stößt, so knüpft die Mannschaft sämmtliche Netze zusammen und umgiebt den Schwarm damit, tauchen unter das Wasser, und holen in jeder Hand einen Fisch und ziehen die Netze heraus, um die Beute zu theilen. Da sie die geschicktesten Taucher sind, und lange Zeit unter dem Wasser bleiben können, so entgeht ihnen auch der Totarra oder Igelfisch selten, den sie aus den kleinen Korallenhöhlen herauszuholen wissen. In dunkeln Nächten gebrauchen sie Fackeln, um die Fische an die Kanots zu locken. Außerdem verstehen sie es zwei- oder dreizackige Gabeln von Toaholze mit solcher Geschicklichkeit auf einen Haufen Fische zu schleudern, daß sie oft 2 oder 3 derselben auf ein Mal aufspießen. Wenn sie angeln, so stehen sie in der See bis an die Schultern; ihre Angelstange ist eine lange Stange, woran die Schnur von Rova hängt und an dem Ende der Angelhaken aus Korallen, Perlmuscheln, Knochen und Zähnen, zuweilen aus hartem Holze geschnitzt und wohl wie Fliegen, fliegende Fische und sonst gestaltet; obgleich solche keinen Bart haben, so entwischt dem unverdrossenen Fischer doch selten seine Beute. Wale werden nur selten auf den Korallenriffen, meistens todt, gefunden; auch die Schildkröte ist selten und heilig, daher sie blos den Häuptlingen zugesendet wird, die sie an dem Morai verzehren. Der Genuß der Wale, Schildkröten, Tummler, Delphine, Haie und Albiconen ist den gemeinen Weibern gänzlich untersagt, und nur den Weibern, die aus königl. Geblüte abstammen oder darein geheirathet haben, erlaubt. — Die Kanots, deren sich die Fischer bedienen, und die Joahahs heißen, werden von ihnen selbst gezimmert; sie sind enge und niedrig, und haben ordentliche Ausleger, flache Seiten, die gewöhnlich blos aus einer Planke bestehen, welche man an dem ausgehöhlten Stamme befestigt hat, und ein in die Höhe gebogenes Hintertheil. Am Vordertheile springt eine andere Planke 6 bis 8 Fuß empor; auf derselben steht eine Bühne und eine Art von Kajüte, die aber transportabel ist und als temporäre Wohnung gebraucht werden kann. Ist keine solche Kajüte vorhanden, so findet man wenigstens eine Verdachung, worunter die angesehenern Personen sitzen. Das Hintertheil ist breit, und wenn das Kanot vornehmen Personen gehört, um desto höher und verzierter, so daß einige 14 Fuß in die Höhe steigen. Sie bedürfen 20 bis 24 Mann Bemannung. Auch hat man kleinere Doppel- und einfache Kähne mit einem Ausleger zum gewöhnlichen Gebrauche. Solcher Kanots bedient man sich zum Reisen; sie heißen Pahies, und man giebt ihnen gewöhnlich einen oder zwei Masten, die gehörig befestigt sind. Die Kanots werden gewöhnlich aus dem Stamme der Brodfrucht, die dem Wurme nicht unterworfen ist, gezimmert; das Innere des Baumes wurde bisher durch Feuer ausgehöhlt und die Seiten mit Korallen und Sande abgerieben; jetzt bedient man sich meistens eiserner Werkzeuge, weil damit schneller gefördert werden kann. Auch die Planken sind von jenem Holze, und das Gummi, dessen sie sich zum Kalfatern als Pech bedienen, von eben diesem Baume. Wirklich macht das Gebäude eines Kanots, das die Tahitier vor Ankunft der Europäer blos mit steinernen Aexten, Meißeln und Bohrern aus Menschenknochen ausführten, ihrem Scharfsinn und ihrem ausdauernden Fleiße alle Ehre. Noch künstlicher und sinnreicher sind jedoch die Kriegskähne. Gewöhnlich hat ein Kriegskanot 60 bis 100 Ruderer und mit diesen eine Bemannung von 200 bis 300 Mann. Auf der Brustwehr am Vordertheile werden diejenigen postirt, die Spieße führen, hinter diesen stehen die Schleuderer mit Körben von Steinen und auch jeder Ruderer hat seine Waffe. Ihre Angriffe geschehen mit der größten Wuth; sobald als möglich suchen sie zu entern und das feindliche Kanot zu erstürmen, in welchem Falle sie blos den Ruderern das Leben lassen. Die eroberten Kähne schmücken den Triumph der Sieger. In Friedenszeiten birgt man die Kriegskanots unter eigenen Schoppen vor Wind und Wetter. — Am kunstvollsten sind die dem Eatua geheiligten Kanots, die wie die Kriegsfahrzeuge von der Volksmasse nach einem von dem Häuptlinge geschehe-

Digitized by Google

nen Aufgebote aufgezimmert werden. An diesen gottgeweihten Fahrzeugen ist der größte Luxus, die meiste Kunst verschwendet. — Die Waffen der Insulaner bestehen vorzüglich aus Schleudern, womit sie zwei- bis dreipfündige Steine mit großer Kraft und Genauigkeit zu werfen verstehen, aus Keulen und Lanzen von Kasuarinaholze, die sämmtlich von den Männern gearbeitet werden; die Handgriffe der Keulen sind artig verziert; die Wurfspieße 8 bis 14 F. lang und mit Palmenholze zugespitzt, sie werfen sie mit Genauigkeit wohl 80 F. weit. Bogen und Pfeile haben sie zwar, aber sie bedienen sich ihrer nicht bei dem Kampfe, sondern blos bei der Vögel- und Rattenjagd. Ihre Kriege sind eigentlich Seekriege; haben sie aber in einer Seeschlacht die Oberhand bekommen, so brechen sie in die Wohnungen ein und verschonen nichts, was Leben hat. Auf den Societätseilanden gelten die Bobabolen für die tapfersten Krieger, auf Tahiti waren es bisher die Arreoys, deren Gesetze geboten, sich während einer Fehde des Umgangs mit dem andern Geschlechte zu enthalten, um ihre Kräfte zu schonen. Eine Vertheidigungswaffe haben sie nicht, selbst nicht einmal ein Schild, doch verstehen sie die Kunst des Ausparirens recht gut. Bei ihren Schlachten zeichnet sich der Anführer oder Admiral der Flotte durch einen besondern Anzug, durch die mit glänzenden Taubenfedern besetzte Ahwau auf dem Haupte und durch den großen und breiten Ringkragen Ta-u aus. — Auch die vornehmsten Werkzeuge, deren sie sich bei ihren Holz-, Stein- und Knochenarbeiten bedienen, werden von den Männern gemacht; sie bestehen vorzüglich in der steinernen Axt, wozu sie den auf ihren Inseln befindlichen Bimstein gebrauchen, aus Meißeln und Bohrern, die sie aus Menschenknochen verfertigen, aus Messern von Bambus, aus den hölzernen Trögen, die sie zur Bereitung der Kawa brauchen, aus hölzernen Schüsseln u. s. w. Körbe aus Flechtwerk bereiten allein die Weiber, die auch die meisten Stücke zu ihrem Putze verfertigen. Jetzt haben die vornehmern Einwohner fast durchaus europäische Instrumente. — Die Kleidungsstücke verfertigen die Weiber, worin besonders die der Vornehmen es zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Eben diese haben die Webebank unter Händen. Sie haben dreierlei Arten von Zeugen: 1) aus dem Baste des Maulbeerbaums. Die abgestreifte Rinde wird in Wasser gelegt, das äußere Häutchen sorgfältig abgezogen und ausgewaschen, damit aller Saft und Schleim ausgezieht; dann wird sie in Pisangblätter gehüllt und bleibt drei Tage liegen, wodurch sie zähe und zur weitern Bearbeitung tauglich wird. Man spannt sie in gleicher Dicke und 8″ Breite auf einem Balken aus, schlägt sie auf Bretern und mit Klöpfeln so lange, bis sie gleich dick und breit wird, und breitet sie auf Pisangblättern zur Bleiche in den Morgenthau aus. Ist das Zeug vollkommen gebleicht, so wird es getrocknet und heißt Hubu und Parrawye, dem die Frauen verschiedene Farben geben; schwarz oder Uwery durch den Saft des Gebirgsbisangs; braun durch die Rinde des Toa, gelb durch Orleans oder Ruku, roth durch die Matdebeere, und grau ist die natürliche Farbe, wenn das Zeug gar nicht an die Sonne kommt; 2) aus dem Baste des Brodfruchtbaums. Dieses Zeug, das man auf eben die Art zubereitet, ist gröber und wird von gemeinen Leuten getragen. Das Zeug heißt Tuarru, und 3) aus dem Baste der ficus aspera oder tinctoria, welches bräunlich ist; von demselben werden oft einige Schichten über einander gelegt und mittelst eines Kleisters aus den Wurzeln der lacca pinnatifida zusammengeleimt. Durchaus sind es Weiber, die sich mit der Zubereitung dieser Zeuge beschäftigen, nur aus der Gesellschaft der Arreoys nahmen, so lange solche bestand, Männer daran Antheil und sollen sehr geschickt darin sein; sonst schaffen letztere nur das Material herbei. Der Balken, worauf der Bast geschlagen wird, ist aus dem Holze Marra, etwa 12 Fuß lang, 6 bis 8 Zoll dick und auf der obern Seite geglättet. Die Klöpfel werden aus Taoholze geschnitzelt, sind 14′ lang, 2½″ dick, und die vier Seiten auf verschiedene Art gekerbt, je nachdem das Zeug einen stärkern oder schwächern Faden haben soll; der Griff ist rund. Man nennt den Klöpfel Apey, den Balken Tutdua. — Die Matten, ebenfalls von Weibern verfertigt, sind äußerst solid und schön gearbeitet, und einige sogar feiner und zierlicher, als in Europa. Sie werden aus verschie-

Digitized by Google

dem Material, Lindenbisch, Pandanus und auch einigen Grasarten geflochten. Die gröbern Gattungen dienen zum Schlafen und zu Vorhängen; die feinern zu Kleidungsstücken bei nassem Wetter. Besonders wenden sie großen Fleiß auf diejenigen, die aus der Rinde des hibiscus tiaceus gemacht werden und wohl einem guten Tuche nahe kommen. — Auch die Körbe flechten die Weiber meistens aus der weidenartigen Eay Eay, woraus auch die Gitterwerke für die Häuser und dauerhafte Peitschen gemacht werden. Das Seilerwerk, als Taue, Stricke ꝛc., wird aus den Fasern des Rova u. a. geflochten. — Dies sind die Hauptbeschäftigungen beider Geschlechter auf diesem Archipel, die freilich bis auf die Verfertigung der Kleidungsstücke, Zeuge und Matten, woran auch die Weiber der Vornehmen Theil nehmen, welchen zugleich die Sorge für die Haushaltung obliegt, sämmtlich auf die Schultern des gemeinen Mannes geladen sind. Der Adel, die Vornehmen verbringen den größten Theil des Tages im süßen Nichtsthun. —

Ueber die Sitten und Gebräuche der Societätsinsulaner theilen wir Folgendes mit. Sie leben nicht in Vielweiberei, sondern haben in der Regel nur eine Frau; blos die Häuptlinge und Vornehmen nehmen neben der Gattin noch Beischläferinnen, und es giebt deren, wo der Harem aus 4 bis 5 Weibern besteht. — Eine Heirath wird fast ohne Ceremonie geschlossen; erst nachdem sie vollzogen, finden einige Feierlichkeiten statt. Ist z. B. die Braut wirklich eine Jungfrau gewesen, so sind Vater und Mutter verbunden, ihrem Eidam vorher ein Geschenk an Lebensmitteln zu machen, ehe sie irgend eine Speise des Bräutigams oder des jungen Ehemanns berühren dürfen; war sie aber eine Witwe oder geschiedene Frau, so ist das nicht nöthig. Ebenmäßig beschenken die Anverwandten das junge Ehepaar mit Schweinen, Zeugen und Victualien. Leben sie friedlich mit einander, so werfen sie ihr Vermögen zusammen; trennen sie sich, so nimmt jeder sein Eigenthum zurück. Eines der ersten Bedürfnisse einer jungen Frau ist ein Haizahn; diesen muß sie haben, um bei vorkommenden Gelegenheiten sich damit das Haupt zureißen zu können. Dies geschieht in der Regel, wenn den Gatten oder die Kinder ein unglücklicher Zufall trifft, und man hat Beispiele, daß ein Weib bei dem Verluste eines Kindes oder eines Gatten sich so zerfleischt hat, daß sie in Fieber und Wahnsinn verfallen ist. Ihre Trauer um nahe Anverwandte bezeigen sie auch durch das Abschneiden der Haare, womit man oft zwei bis drei Jahre anhält. — Bei weiblichen Krankheiten darf die Frau nicht mit ihrem Gatten das Bette theilen. Kommt eine Frau nieder, so errichtet man im Hause einen Verschlag von Matten und Flechtwerk und hüllt sie in einen Dampf von wohlriechenden Kräutern, die auf heißgemachte Steine ausgebreitet werden, bis sie in einen Schweiß geräth, worin gewöhnlich die Niederkunft erfolgt. Diese ist unter dem glücklichen Klima ungemein leicht. Nachdem die Wöchnerin entbunden ist, wobei ihr blos Frauen beistehen, stürzt sie sich aus ihrem Dampfbade sogleich in den nächsten Fluß, wäscht sich über und über, legt ihre Kleider wieder an und trägt das neugeborne Kind nach dem Morai. Dies wiederholt sie mehrere Male, zieht sich aber dadurch zuweilen ein Fieber zu. Ist das Kind auch gewaschen, so wird es sogleich in den Familienmorai geführt, wo der Vater ein Schwein, ein Stück Federvieh oder Pisangs opfert, und der Priester die Nabelschnur so weit ablöset, daß etwa 10 Zoll davon stehen bleiben, wofür man ihm mit einem Schweine oder einem Stück Zeug lohnt. Ein kleines Haus wird auf den heiligen Boden des Morai errichtet und bei demselben das, was man dem Kinde abgeschnitten hat, vergraben. Mutter und Kind bleiben in demselben so lange, bis letzterm der Rest der Nabelschnur abfällt. Während dieser Zeit der Absonderung, die bei einem Knaben 14, bei einem Mädchen 21 Tage dauert, darf die Mutter selbst keine Speise anrühren, sondern sie wird von einer Frau gefüttert; einem Fremden, der in dieser Zeit das Kind berührt, ist eben der Zwang aufgelegt, von welchem er sich lösen kann, wenn er der Mutter ein Schwein oder ein Huhn geopfert hat. Sodann kommt das Kind in ein zweites Haus nahe bei der Wohnung der Aeltern und bleibt fortwährend unter dem Tabu, daß so lange fortdauert, bis es nach mancherlei Opferungen in

Digitized by Google

das elterliche Haus eintritt. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis in das sechste Jahr nackend. Das Tätowiren wird bei den Jünglingen im 13. oder 14. Jahre, bei den Mädchen etwas früher vorgenommen. Die Mädchen lassen Hände und Füße mit einer Anzahl kleiner Figuren, und ihre Hüften mit zahlreichen Bogenlinien, die Jünglinge Arme, Beine, Lenden und After bezeichnen. Den Knaben wird eben so, wie in Tonga die Vorhaut mit einem Seehundszahne durch eben die Männer, die das Tätowiren vollziehen, aufgeschlitzt; dies geschieht zu eben der Zeit, wo das Tätowiren vorgenommen wird. — Die Societätsinsulaner baden sich beständig drei Mal des Tages in Flußwasser, und waschen sich auch darin, wenn sie eben aus der See kommen. Dies geschieht von Männern und Weibern in Gesellschaft, doch sollen dabei nie Unsittlichkeiten oder Unanständigkeit vorfallen. Nur bei öffentlichen Tänzen erlaubt man sich dergleichen, oder sie sind vielmehr in das Wesen des Tanzes verwoben. Die Weiber betragen sich immer mit Anstand; nie entblößen sie Busen und Schultern anders, als in Gegenwart der Häuptlinge, wo es die Sitte als eine Art von Gruß befiehlt. Nie wird eine Frau von Bedeutung sich unschickliche Freiheiten erlauben, und so frei und ungebunden auch die Mädchen sind, so wird sich doch höchst selten eine verheirathete Frau einem andern als ihrem Manne oder dessen Tayo (Gastfreund) hingeben. Einen körperlichen Fehler verbergen sie bei dem Baden und bei andern Gelegenheiten sorgfältigst; ihre stetes Baden verhindert jeden unangenehmen Geruch der Ausdünstung, und das beständige Ausspülen des Mundes erhält ihre Zähne weiß, ihren Athem angenehm. — Eine scheußliche Gesellschaft bestand bisher unter den Societätsinsulanern, die indeß wahrscheinlich durch die weitere Verbreitung des Christenthums sich auflösen wird, und in Tahiti selbst sich schon aufgelöset haben soll. Es ist dies der Orden der Arreoys, eine Verbindung, die zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts geschlossen war, um sich allen möglichen Ausschweifungen zu überlassen. Es war aber nicht die Hefe des Volks, es war der Adel, der sich diesen Orgien weihte und sich vorgenommen hatte, nur im wollüstigsten Genusse sein Leben zu verbringen. Die Frauen und Mädchen wurden nach Gefallen gewechselt, und um nicht durch die Pflege der Kinder gebunden zu werden, war es ein Hauptgesetz dieser Verbindung, daß jede Mutter ihr Kind gleich nach der Geburt ersticken mußte. Allein dieser Kindermord war nicht allein bei den Arreoys hergebracht, sondern auch selbst bei Frauen von Oberhäuptern, im Gebrauche, die sich gar kein Gewissen daraus machten, Kinder, die mit einem am Range unter ihnen stehenden Manne erzeugt waren, auf eben die Art von der Erde zu schaffen; häufig erstickte man auch die Töchter, wenn deren zu viele in einer Familie geboren wurden. Bei dem größern Theile des Volks wurde jedoch der Kindermord höchst verabscheut. Die Verbindung der Arreoys erstreckte sich über alle Eilande, welche die Eingeweihten oft in Haufen von Hunderten durchzogen und Alles durch das Wort Harm (gieb) in Kontribution setzten. Auch sind sie nicht frei von unnatürlicher Wollust; die Gesellschaft der Marrus fröhnt offenbar der griechischen Liebe. Diese Marrus tragen weibliche Kleider, suchen durch die unanständigsten Liebkosungen andere Männer an sich zu ziehen, wissen sich ein völlig weibliches Ansehen zu geben, verrichten sogar blos weibliche Arbeiten. Aber auch diese Gesellschaft besteht blos aus Vornehmen und Adel. — Die Weiber dürfen nie mit den Männern essen oder aus derselben Schale trinken; bei allen Gelegenheiten müssen sie für sich allein speisen und nur die Frauen aus der königlichen Familie und die Weiber vom ersten Range machen davon eine Ausnahme. Vielerlei Arten von Nahrungsmitteln sind ihnen ganz verboten, und die erlaubten müssen sie selbst einsammeln und zubereiten, ohne einen männlichen Bedienten dabei zur Hülfe nehmen zu dürfen. Berührt ein Mann ihre Speisen, so müssen sie dieselben wegwerfen. Bei keinem Morai darf eine Frauensperson sich blicken lassen. — So hoch geehrt das Alter auf den Tongas ist, so sehr setzt man es auf den Societätsinseln zurück. Ein Greis, selbst wenn er von der höchsten Familie ist, gilt nichts, man widmet ihm nicht die mindeste Aufmerksamkeit, und alt und unbedeutend sind nach ihren Begriffen einerlei. Der Grund davon liegt wahrschein-

Digitized by Google

sich in ihrem wunderlichen Erbfolgegesetze, vermöge dessen das Kind, sobald es geboren ist, das Haupt des Hauses, und Vater und Mutter nur als die Verwalter seines Vermögens angesehen werden. Väterliche Gewalt und kindliche Pflicht sind auf den Societätseilanden nichts, der Vater ist von dem Sohne von seiner Stelle verdrängt, und er sinkt in Vergleichung mit seinem vorigen Zustande zu einer Null herab; er hat kein weiteres Ansehen, als insoweit er als Vater seines Sohnes geachtet wird. — Die Männer und Frauen im mittlern Alter halten gewöhnlich ihre Siesta, wozu bei den Awatrinkern das berauschende Getränke ohnehin nöthigt. Sie haben eine besondere Art den Schlaf herbeizulocken: der Mann und die Frau nehmen, wenn sie sich niederlegen, ihre dreitönige Pfeife; einer spielt sie mit den Nasenlöchern, der andere singt dazu in einem Tone, und dies setzen sie so lange fort, bis sie beide einschlafen. Die Alten bedürfen dieses Schlummers so wenig als die Jugend, die beständig bei Spielen und andern Zeitvertreiben munter bleibt. Während der Nacht brennen sie in den Hütten beständig Kokosnüsse, die auf kleinen Stecken stehen, um sich durch die Menge der Schlafenden, deren die Hütte oft 50 bis 60 faßt, durchfinden zu können. Zuweilen flieht sie der Schlaf, und dann erzählen sie sich in einem fort Geschichten und Volkssagen oder Mährchen.

Die Societätsinsulaner wechseln häufig die Namen und tauschen sie wohl mit ihren Tayos und genauern Freunden um. Die Namen der Plätze und andrer Dinge bleiben dagegen unverändert, es sei denn, daß darin Sylben aus dem Namen des Königs enthalten wären, wo man sie dann bei seiner Lebzeit mit andern umtauscht. — Den Kopf des Menschen achten sie für so ehrwürdig, daß man damit nie andere Dinge vergleicht, auch den Kopf mit der Hand zu berühren, gilt schon für eine große Beleidigung. Ihr Gruß ist das gewöhnliche Nasen oder die sanfte Hinneigung zweier Nasenspitzen gegen einander; erscheinen sie vor einem Oberhaupte, so entblößen beide Geschlechter Schultern und Brust. Bei dem Nasen rufen sie sich die Worte: Yourana t'Eatua, etc: Gott segne Dich! zu. — Die Insulaner bedanken sich nie für etwas, auch scheinen sie in ihrer Sprache gar kein Wort für den Begriff des Dankens zu haben. Dagegen kennt aber auch ihre Gastfreundschaft, ihre Freigebigkeit keine Grenzen: sie theilen, was sie haben, mit ihren Freunden, und es würde ein Schimpf für sie sein, wenn Jemand hungrig aus ihrem Hause ginge. Manche entfernen sich Monate lang von ihrem Hause und sind gewiß, jeden Abend ein Obdach zu finden, und gesättigt sich zu Bette zu legen. Oberhäupter, die zum Besuche auf eine andere Insel oder in einen andern Distrikt kommen, quartiert man in die großen und geräumigen Fremdenhäuser ein, man bringt ihnen Friedensgaben, man stellt religiöse Ceremonien an, bringt dem Eatua Opfer u. s. w. Sobald ein Freund oder ein Fremder eine Familie besucht, tönt ihm ein herzliches Mannowna oder Willkommen entgegen, welches er mit Harre minay (ich komme) erwidert, worauf der Hausherr mit Yourana t'Eatua! ihn zum Sitzen einladet, und nun empfängt er, was die Familie selbst hat oder anzuschaffen vermögend ist. — Freude und Schmerz bezeigen sie beinahe auf gleiche Art. Kehrt ein geliebter Freund oder Verwandter von einer fernen Reise heim, oder geht er zu einer ewigen Ruhe ab, jedesmal wird der Haizahn, den sich jede Frau bei ihrer Hochzeit anschafft, herbeigeholt und Blut in Strömen vergossen. — Im Kriege kennen sie keine Disciplin, fechten ohne Ordnung und nur so lange, als es ihnen beliebt. Ein Flüchtling ladet keine Schande auf sich, wohl aber ein Verwundeter. Doch gilt keiner für einen Krieger, der nicht einen Feind erlegt hat, und so sehr sie auch Wunden fürchten, so fechten sie doch mit Begeisterung, weil sie überzeugt sind, daß eine verlorne Schlacht den Verlust ihres Eigenthums nach sich zieht.

Vergnügungen. Tanz, Musik. Unter den Vergnügungen steht das Schwimmen oben an, eine Leibesübung, worin beide Geschlechter gleich erfahren sind. Sie sind nicht allein geschickte Schwimmer, sondern auch Taucher, und können eine so geraume Zeit unter dem Wasser bleiben, daß man es fast für unmöglich hält, wie sie so lange den Athem an sich halten können. Aber die Insulaner treiben auch von Jugend auf diese Kunst: schon der Knabe, das Mädchen le-

Digitized by Google

nen mit dem Kriechen das Schwimmen. Die furchtbarsten Brandungen des Meeres hindern sie nicht; sie lassen sich mit den Wellen gegen die Felsen werfen und steuern gerade da um, wo die Woge den Felsen erreichen will. Sie schwimmen dahin zurück, wo die Brandung zu schwellen beginnt, und treiben ihr Spiel von Neuem, ohne daß ihnen dabei ein Unglück begegnet. — Eine andere Leibesübung ist das Ringen. Auch hierin sind sie sehr geschickt und zeigen dabei viele Gewandtheit. Ihre Aufforderung geschieht, indem sie mit der rechten Hand auf die linke Ellbogenkrümmung schlagen, und der gebogene Arm in seiner Höhlung die Hand dergestalt aufnimmt, daß es einen lauten Schall giebt. Wird die Ausforderung von einem Manne im Kreise angenommen, so streckt dieser beide Hände voraus, als wenn er schon den Gegner packen will. Schnell wird der Kreis geschlossen, die Ringer beginnen ihren Kampf, der sich sogleich endigt, sobald der eine Ringer zu Boden geworfen ist; der Sieger geht mit Händeklatschen im Kreise umher, und fordert von Neuem auf. Zuweilen treten ganze Distrikte gegen einander in die Schranken; dann messen sich zuerst die Weiber, zuletzt die Männer. Welche Parthei von der weiblichen Seite Siegerin bleibt, die hat das Recht den Tanz anzuführen und die Ceremonien dabei zu ordnen. — Das Werfen mit Spießen oder Speeren nach einem bestimmten Ziele macht eine ihrer Lustbarkeiten aus: das Ziel steckt oft 120 Fuß weit und wird selten von ihnen verfehlt; sie halten den Spieß in der rechten und schleudern ihn mit dem Zeigefinger der linken Hand. Mit Bogen und Pfeilen wissen sie ebenfalls recht gut umzugehen, ob sie sich gleich ihrer nie im Kriege, sondern nur im Spiele und bei der Ratten- oder Vogeljagd zu bedienen wissen; diejenigen, die von den Europäern Feuergewehre erhalten haben, sind gute Schützen. Dem Sieger singen die Alten bei ihren Wettkämpfen ein Triumphlied; das Volk wiederholt den Gesang chorweise, und in der Regel machen Tanz und Gelag den Beschluß. — Ihre Tänze sind von verschiedener Art. Der Heiva ist darunter der vornehmste; ein feierlicher öffentlicher Heiva wird von Weibern und Männern in abgesonderten Reihen aufgeführt, gewöhnlich bei Nacht unter dem Scheine der Fackeln, und hebt mit einer Rede an, worauf die Tänzer und Tänzerinnen sich ordnen und die Tänze beginnen, die mit Gesang und Musik begleitet werden, und mit einer dramatischen Vorstellung endigen. Die gewöhnlichen Heivas werden theils bei Tage, theils bei Nacht gehalten und hierin treten nur Weiber als Tänzerinnen auf. Cook beschreibt einen solchen am Tage gehaltenen Tanz (s. Taf. XXVIII.); „Es traten zwei junge Mädchen in einen Kreis: sie waren bis über den Busen bedeckt, jede Brust mit einem Strauße von Federn geschmückt, und ihr Anzug schloß von den Hüften an knapp an den Leib; Arme und Hände wie der Hals waren völlig bloß. Um die Mitte des Körpers war der Anzug so geordnet, daß zwei beträchtliche Stücke desselben, flügelförmig gefaltet, hervorsprangen. Von den Hüften bis zu den Füßen floß ein weißes Gewand mit rother Einfassung in weiten Falten herab; es war durch einen Gürtel befestigt, welcher in drei Quasten endigte, die bis auf die Kniee herabhingen. Auf dem Kopfe trugen sie den turbanähnlichen Aufsatz von Haarflechten, mit schönen und wohlriechenden Blumen bedeckt. Das Ganze bildete eine gefällige dramatische Figur. Im Hintergrunde schlug ein Greis sanft eine Trommel und begleitete das Ganze durch Gesang, der zugleich von den Tänzerinnen absatzweise wiederholt wurde. Zu beiden Seiten saßen zwei Männer, die die Bewegungen der Tänzerinnen mit ihren Armen nachmachten, wie denn der ganze Tanz hauptsächlich aus Gestikulationen der Arme, Hände und Finger besteht, worin die Tänzerinnen eine besondere Geschicklichkeit und Grazie entfalten. Zwar bewegt sich der Fuß zugleich nach dem Takte, aber Sprünge kommen nicht vor. Wenn die Mädchen abtreten, so tritt ein Chor Sänger auf, oder es erscheinen Schauspieler, die eine Pantomime aufführen. Die Gebäude, worin dergleichen Heivas gehalten werden, sind im Vordergrunde und an der Seite offen; die Rückwand ist mit Matten von Kokosblättern verhangen. Rund um die Seite und vorn vor dem Gebäude ist eine kleine, etwa ein Fuß hohe Balustrade angebracht, worin sich Tänzer und Spieler bewegen, und außerhalb derselben nehmen die Zuschauer Platz. Wird der Heiva des Abends gehalten, so finden sich

Digitized by Google

dazu so viele Weiber von jedem Alter und Stande ein, als Lust haben. Dieser Heiva wird gewöhnlich auf einem bestimmten Platze unter einer Bedachung oder unter dem Schatten hoher Bäume aufgeführt." — Die dramatischen Vorstellungen, die ebenfalls Tanz und Gesang begleiten, werden hauptsächlich von männlichen Schauspielern dargestellt. Sie haben oft eine moralische Tendenz und geben sich als Sittengemälde, häufiger aber bestehen sie blos aus Farcen. — Ihre musikalischen Instrumente bestehen aus der Trommel und einer Art von Flöte; letztere hat nur drei Seitenlöcher, ist daher sehr beschränkt und wird, wie auf den Tongas, durch die Nase geblasen. Ihre Vocalmusik besitzt ebenfalls nur drei bis vier Töne, die stets wiederholt werden. Es finden sich auf den Eilanden mehrere Banden wandernder Musiker, die von einem Orte zum andern ziehen, dort besonders des Nachts ihre Kunst ausüben, und zugleich als Operisten auftreten, in welchen Rollen sie geschickt zu improvisiren verstehen.

Bei **Krankheiten** sind die Priester die einzigen Aerzte auf den Gesellschaftsinseln. Sie heilen meistens durch Schwitzbäder, indem sie Steine heizen, den Kranken unter eine Decke daneben setzen und Wasser auf glühende Steine sprengen; indeß verläßt sich der Kranke auf diese Kur weniger, als auf die Gaukeleien, die sie zur Beschwörung der Krankheit veranstalten. Die Wirksamkeit einiger Arzneikräuter ist ihnen zwar bekannt, sie wenden sie aber blos bei äußerlichen Wunden an; ein Missionär, der an einem Beinschaden litt, erhielt von einem Priester den Saft eines Krauts, das ihm augenscheinlich mehr half, als alle seit mehreren Wochen gebrauchten europäischen Heilmittel. Bei Beinbrüchen sind sie sehr geschickt; sogar fehlende Knochentheile verstehen sie durch Röhrchen von Holz zu ersetzen, aber der Aussetzung einer Schulter wissen sie nicht abzuhelfen. Bei venerischen Uebeln verordnen sie Umschläge von Stachys, Cotula und andern Pflanzen, die zwar lindern, aber nicht heben. Sie haben für jeden Theil des Körpers eigene Namen. Die Todten werden, in der Regel, begraben. Sobald aber ein vornehmer Mann oder auch nur ein krankes Kind nicht an einer ansteckenden oder entstellenden Krankheit stirbt, so legt man die Körper nicht in das Grab, sondern bewahrt sie auf, indem man die Eingeweide ausnimmt und den innern und äußern Körper wiederholt mit Salben und wohlriechenden Oelen auswäscht. Dies verrichtet eine Person, die während der ganzen Zeit für unrein geachtet wird, und keine Speisen zu sich nehmen darf, sondern so lange gefüttert wird. Die abwesenden Verwandten und Freunde verrichten einen Theil der feierlichen Todtenceremonien, wenn der Leichnam zurückgebracht ist. Jede Frauensperson überreicht demselben ein Kleidungsstück, und sie ziehen ihn an, und putzen ihn, als wenn er noch im Leben wäre. Sie setzen ihm Speisen vor; sie wiederholen auch manche der zärtlichen Scenen, indem sie sich mit ihren Haizähnen Gesicht und Brust zerreißen, und die blutigen Tücher über die Leiche ausbreiten, und so lange sich noch ein unangenehmer Geruch verbreitet, fahren sie fort, die Salbung mit wohlriechendem Oele zu wiederholen und Blumenguirlanden um den Körper zu ziehen. Stirbt ein Oberhaupt, so trägt man die Leiche in allen Distrikten umher, wo er begütert gewesen oder Freunde gehabt hat; an jedem Ruhepunkte werden die Todtenceremonien wiederholt. Nach einigen Monaten gelangt die Leiche sodann an den Ort zurück, wo der Todte im Leben zu wohnen pflegte; hier wird sie entweder wie getrocknetes Pergament aufbewahrt, oder auf dem Tupapau ausgestellt, nachher aber, wenn Alles verwesen ist, begraben. Die Priester beten nie bei einer Leiche, nur wenn ein Mensch an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist, flehen sie die Gottheit an, daß die Krankheit nicht auf eine andere Person übergehen möge; sie werfen Pfeifangs in das Grab und verscharren oder verbrennen alle Geräthe des Verstorbenen, damit Niemand dadurch angesteckt werde. Die Oberhäupter und Vornehmen werden zwar in den Morais ausgestellt, aber nie darin beerdigt, wie denn blos die geopferten Personen, die im Kriege Erschlagenen und die Kinder der Oberhäupter, die man bei der Geburt erwürgt hat, diese Auszeichnung erhalten.

Die **Religion** der Insulaner ist bunte Vielgötterei. Sie haben nicht allein obere Gottheiten, die allgemein verehrt werden, sondern auch jede

Digitized by Google

Familie ihren Ti oder Schutzgeist, den sie in dem Morai aufstellen und verehren. Diese Götter führen den allgemeinen Namen Eatua, sie mögen zu den obern oder untern Göttern gehören. Ihre Götterlehre nimmt drei höchste Wesen an: Tane, te Medua, oder der Vater, Oromattow, Tua ti de Myde, oder der Sohn, und Taroa, Mannu de Hua, oder der Vogel und Geist. Nur wo es das Leben eines Oberhauptes, wo es die Abwendung einer allgemeinen Gefahr, wo es das Heiligste gilt, wenden sie sich mit ihrem Flehen an die obern Götter; in allen Hausangelegenheiten wenden sie sich an ihre Tis und an eine Reihe von untergeordneten Gottheiten. Die Tis oder Hausgötter sind zwar auch Eatuas; sie glauben, daß die Seelen ihrer verstorbenen Freunde wegen ihrer Tugenden in den Stand der Eatuas treten, daß sie, als Tis auf die Menschen einwirken, daß sie diesen Krankheiten zuschicken und sie davon befreien, daß sie gegen eine böse Gottheit, die ebenfalls Ti heißt, schützen können, und darum haben sie ihnen bei ihren Morais Altäre erbauet, und wenden sich an sie, als die helfenden Geister, in allen Freuden und Leiden ihres Lebens. Der Tempel der höheren Gottheiten befindet sich dagegen zu Oparre, wo zugleich der oberste Earie Rahie seinen Sitz hat. —

Ueber die Entstehung der Erde besitzen sie folgende Ueberlieferung. Einst habe Streit und Zwietracht unter den Himmlischen geherrscht. Da hätten sie im Zorne die Erde in Stücke zertrümmert. Aus diesen Trümmern seien die vielen Eilande des Oceans entstanden, die vordem ein großes Ganze gebildet haben, und unter diesen unzähligen Inseln sei Tahiti das Haupt geworden. Ueber die Entstehung des Menschengeschlechts gilt folgende Sage: Bei Anbeginn der Erde nahm einer der Himmlischen, Tane, die Taroa zur Ehe, und erzeugte mit ihr Avye oder das Trinkwasser; Atye oder Te Myde erzeugte die See; Awa, die Wasserhose; Matai, den Wind; Arye, die Wolken; Po, die Nacht und Mahanna, die Sonne, in der Gestalt eines Mannes, der Devea Tabua heißt. Als letzterer das Licht sah, begaben sich alle seine Brüder und Schwestern auf die Erde; nur eine Tochter Taunu blieb im Himmel und heirathete den Devea Tabua, mit welchem sie 13 Kinder oder die 13 Monate zeugte. Taunu floh nun ebenfalls zur Erde, und Devea Tabua begattete sich mit einem Felsen Poppoharra Harrea, welcher ihm einen Sohn Tetuba amatu hatu gebar; nach der Niederkunft trat der Felsen in seinen natürlichen Zustand zurück, und der Vater der Monate selbst verwandelte sich in Staub. Der Sohn, den er zurückließ, umarmte den Meeressand, der einem Sohn Ti und einer Tochter Opira das Leben gab. Ti nahm seine Schwester Opira zum Weibe, die eine Tochter Ohira Rine Mune gebar; die Mutter wurde krank und bat ihren Gatten, sie zu heilen, wofür sie ihm eine gleiche Gefälligkeit erzeigen wolle. Aber dieser schlug es ab, und nahm nach ihrem Tode die Tochter zum Weibe, die ihm drei Söhne, Ora, Wanu und Tytory, und drei Töchter, Hennatu morruru, Henaroa und Nuraya gab. Als beide Eltern gestorben waren, verheiratheten diese Kinder sich unter sich selbst, und durch sie verbreitete sich das Menschengeschlecht.

Sie glauben eine Zukunft und behaupten, daß die Seele des Menschen nicht vernichtet werde, sondern in einem bessern Leben fortwirke; doch gebe es in jenem Leben mehrere Grade von Verherrlichung, je nachdem dieser oder jener Mensch der Gottheit gefälliger hienieden gewandelt habe. Die Geister ihrer Vorfahren männlichen und weiblichen Geschlechts werden zu Eatuas erhoben, und erhalten die Kraft auf ihre Nachkommen einzuwirken, ihnen Gutes und Böses zu erweisen. Daher ist es für sie Pflicht, deren Zuneigung durch Gebete und Opfer zu gewinnen. Nach ihrer Meinung verschlingt nach ihrem Abscheiden der Eatuavogel ihre Seele, in dessen Körper sie gereinigt und würdig gemacht wird, vor dem Eatua zu erscheinen, der sie dann dem Befinden nach zu einem seligen Geiste erhebt. — Eine Bestrafung nach dem Tode setzen sie nicht voraus. Ihr Teufel Ti erstreckt seine Macht nur über die Erde, und verursacht, indem er mit den Speisen sich in den Körper des Menschen schleicht, gefährliche Krankheiten und Raserei. Allein ihre Eatuas haben hinreichende Macht, um sie, wenn es ihnen Ernst ist, gegen den Dämon zu schützen,

Digitized by Google

der ihnen nur mit ihrem Willen etwas anhaben kann. Sonne und Mond haben die Gestirne erzeugt; wenn sich beide Planeten verfinstern, so glaubt man, daß sie sich einander nähern, und in dem Grade der Verfinsterung künftige Begebenheiten verkünden. In einer Sternschnuppe erscheint ihnen der Eatua. Auch sind sie überzeugt, daß in dem Monde ein eben so gestaltetes Land wie ihre Insel sich befinde.

So höchst abentheuerlich übrigens ihre Phantasie Alles ausschmückt, was die Geisterwelt und das Weltgebäude betrifft, so muß man doch gestehen, daß kein Volk mit größerer Andacht seine Götter verehrt als der Societätsinsulaner; überall, wo er seinen Eatua ahnet, naht er sich mit der größten Ehrfurcht, entblößt sich, wenn er den heiligen Boden des Morai betritt, und betet mit der höchsten Inbrunst. Was ihm seine Vorfahren überliefert haben, bewahrt er mit gewissenhafter Treue; nie wagt er das Dasein der Gottheit zu leugnen. Träume sind ihm Vorbedeutung einer bessern Welt; er glaubt, daß die Seele im Schlafe den Körper verlasse, und in den Geisterregionen sich umhertreibe. Stirbt ein Mensch, so sagen sie, seine Seele sei in die Nacht gegangen. Von der Macht der Geister haben sie eine hohe Meinung, aber sie glauben, daß sie blos in der Nacht umherwandeln, und Beweise ihrer Macht hinterlassen. Die unmittelbaren Diener der Eatuas sind die Priester, die auf das Innigste in ihr Religionssystem verflochten sind. Sie theilen sich in zwei Klassen, Tahowra Morai und Tahowra Eatua; jene verrichten den Dienst bei allen heiligen Ceremonien des Morai, diese widmen sich den einzelnen Gottheiten, die sich auf sie herablassen und sie begeistern. Man betrachtet beide Klassen nicht blos als Diener der Götter, sondern auch als Aerzte, als Propheten; man wendet sich in allen Angelegenheiten an sie, und sie verstehen es meisterhaft, sich ihren Nimbus zu erhalten. Eine eigne gottesdienstliche Sprache besitzen sie nicht, aber sie sprechen die Landessprache bei allen gottesdienstlichen Handlungen in so unverständlichen und hohlen Tönen aus, daß man glaubt, eine ganz andere Sprache zu hören. Einige von den Priestern geben sich das Ansehen, als wenn sie mit einem oder mit mehreren Eatuas in besondrer Verbindung stehen; diejenigen, die von den drei hohen Gottheiten begeistert werden, stehen in der höchsten Achtung, und sie verstehen es, ihre Rollen so zu spielen, daß ein im Aberglauben befangenes Volk leicht getäuscht werden kann. Sollen sie den Eatua um Rath fragen, so werfen sie sich in einen phantastischen, mit rothen und schwarzen Federn behangenen Zaubermantel, der dem Gott so gefallen soll, daß er in Gestalt eines Eatuavogels sogleich auf den Morai herabsteigt und in den Priester dringt. Die Ankunft des Gottes verursacht bei demselben ein Dehnen und Drängen; er läßt sich den ganzen Körper reiben; dieser schwillt unverhältnißmäßig auf, als wenn er platzen wollte; die Augen drehen sich wunderbar im Kopfe; der ganze Körper zermartert sich in heftigen Convulsionen. Hat er sich so eine Zeit lang angestrengt, so kommen einige Töne leise und unterbrochen aus dem Munde, die endlich kreischend und zuletzt zu einem erstaunlichen Grade sich erheben. Die Laute werden nun verständlich; es sind Orakelsprüche, die, so unzusammenhängend sie auch sind, doch gläubig aufgenommen werden; verlangt er etwas, so schafft man es augenblicklich herbei, und so beträchtlich auch die Forderungen sind, die die Gottheit aus dem Munde des Priesters macht, sie werden befriedigt. Er selbst scheint während des ganzen Akts sich völlig in Bewußtlosigkeit und Hinstarren zu befinden, wenn ihn der Gott verläßt, so werden die Bewegungen so heftig, daß der Priester ganz erschöpft sich niederstürzt und in demselben Augenblicke verläßt auch der Eatuavogel den Morai. Der Priester erwacht mit einem lauten Schrei aus seiner Bewußtlosigkeit, und der Zauber ist vorbei. — Sowohl höhere als niedere Priester bedienen sich ähnlicher Gaukeleien, um das Volk von sich abhängig zu erhalten; reiche und vornehme Leute haben beständig eine Anzahl Priester und Priesterinnen — es giebt auch weibliche Geistliche! — die für sie beten und opfern. Hat einer von diesen ein Mal durch seine Gebete einem solchen Manne von einer Krankheit geholfen, so erhält er dadurch eine gewisse Heiligkeit, und Achtung, die ihn über seine Brüder hoch erhebt. Kommt ein Priester zu einer vornehmen Person, so trägt er einen jungen Pisang in der Hand,

Digitized by Google

verrichtet ein Gebet, steckt ein Pisangblatt in das Dach und wirft das Uebrige auf dasselbe. — Da die Priester in sehr hoher Achtung stehen, so treten alle vornehme Oberhäupter in ihren Orden, der hier weder Enthaltsamkeit, noch sonstige Aufopferungen befiehlt; um ihre Unterthanen in Gehorsam und Ehrfurcht zu erhalten, und ihre Gewalt so weit als möglich auszudehnen; in dieser Eigenschaft werden sie fast mehr geachtet, als in der des weltlichen Herrschers, und keiner ihrer Unterthanen würde es wagen, ihnen eine Beleidigung zuzufügen, da sie glauben, daß der Fluch eines Priesters unfehlbar tödtlich sei. — Die Priester spielen bei den Opfern, die den Göttern von Zeit zu Zeit gebracht werden müssen, oder die ein Andächtiger oder Flehender ihnen bringen will, eine Hauptrolle. Alle diese Opfer werden in den Morais niedergelegt. Morais sind gottgeweihte Plätze, wo alle ihre heiligen Ceremonien dargestellt werden, wo die Grabgerüste der Erihs stehen, wo der flüchtige Verbrecher eine sichere Freistätte findet. Sie liegen gewöhnlich unfern des Strandes, eingehägt, und mit Kasuarinen, Pandanus, Dracänen und andern ansehnlichen und blüthentragenden Bäumen bepflanzt. Sie sind verschieden eingerichtet; auf dem der Königin Oberra, den Banks beschreibt, stand eine 40 Fuß hohe Pyramide, zu welcher 11 Stufen von gehauenem Korallensteine führten; die Basis hielt in der Länge 270, in der Breite 94 Fuß, und das Innere war mit Steinen von verschiedener Art ausgefüllt. Unweit dieses Morai, der übrigens hier mehr, dort weniger prächtig ist, steht die einige Fuß hohe Whatta oder Altarbühne, worauf die Opfer gebracht werden, und um dieselben her hochaufgerichtete Pfähle, die auf einer Seite grob geschnitzte menschliche Figuren zeigen; sie sollen die Tis oder abgeschiedenen Seelen vorstellen und ihrer sind oft 12 und mehrere über einander gestellt. Daneben steht ein großes Gebäude, worin sich ein kleineres befindet, in welchem der Eatua hausen soll; rothe und gelbe Federn sind an beiden Enden angebracht, aber in das Innere desselben darf kein ungeweiheter Fuß eintreten, und was es enthalte, das hatten nach Wilson die Missionäre selbst nie gesehen.

Auf diesen Morais halten die Insulaner ihren Gottesdienst, der bald in lauten, bald in stillen feierlich gesprochenen Gebeten besteht. Die Opfer und Gaben, die sie der Gottheit darbringen, sind höchst verschieden: Schweine, Hunde, Vögel, Fische, Vegetabilien, alles ist dem Eatua angenehm; bei jedem Feste erhält er zuvor seinen Antheil, ehe sie es wagen, das Geringste anzurühren. Auch Menschenopfer rauchen zu Ehren der Gottheit, aber nicht anders, als wenn der Hohepriester sie verlangt, oder wenn das Herkommen, wie bei der Einsetzung eines Königs, dergleichen Opfer erforderlich macht. Dies wird in einer ordentlichen Versammlung der Priester und Häuptlinge, die aber geheim gehalten wird, bestimmt, und gewöhnlich dazu ein Mensch genommen, der sich der Gotteslästerung oder eines andern schweren Verbrechens schuldig gemacht hat, oder ein Fremdling, der wegen schlechter Aufführung bekannt ist. Man überrascht ihn im Schlafe, und schafft ihn gewöhnlich, mit einem geschickt angebrachten Steinschlage in das Genicke, aus dem Leben, wobei streng darauf gesehen wird, daß kein anderes Glied zerbrochen oder verstümmelt wird; denn sonst würde er zum Opfer nicht taugen. Das Schlachtopfer wird dann an einen langen Pfahl gebunden, in einen Korb mit Kokosblättern gesteckt, und in einem heiligen Kahne nach dem Morai gebracht, wo ein Auge ausgerissen und mit gewissen Ceremonien dem Könige dargereicht wird. Findet sich bei der deßfalls gehaltenen Berathung kein Mensch in einem Distrikte, der des Todes würdig sei, so ist es erlaubt, den Eatua durch ein Schwein zu versöhnen. Nie werden Weiber geopfert; sie dürfen bei keiner religiösen Versammlung erscheinen, nie auf dem Morai opfern, außer wenn sie geboren haben, nie die Speisen berühren, die auf dem Morai aufgehäuft liegen. — Cook beschreibt als Augenzeuge ein solches Menschenopfer: „Vor dem Morai standen vier Priester und zwei Trommeln; zwischen diese stellte sich der König und die ihn begleitenden Briten. Der Leichnam oder das Opfer lag in einem Kanot am Ufer, die Ceremonie wurde mit Niederlegung eines jungen Pisangs zu den Füßen des Königs eröffnet; dann berührte ein anderer Priester mit einem Büschel zusammengebundener rother Federn die königlichen

Digitized by Google

Füßen. Ein dritter Priester sprach mit dem Ufer und dem Kanot zugekehrtem Gesichte ein langes Gebet und warf einige junge Pisangpflanzen herab, die über den Leichnam gebreitet wurden. Ein Mann hielt zwei Bündel Zeug, in deren einem der Maro oder Königsgürtel, in dem andern eine Vorstellung des Eatua sich befand. Sobald das Gebet beendigt war, gingen die Priester zu dem Kanot, erneuerten ihre Gebete, während dessen die jungen Pisangs von dem Leichname weggenommen wurden, und ließen ihn hierauf aus dem Kanot an das Ufer tragen, wo er mit den Füßen gegen das Meer gelegt wurde; der Leichnam war in Kokosblätter und dünne Zweige gehüllt. Um ihn setzten sich die Priester und wiederholten etwa zehn Minuten einzelne Sprüche. Der Leichnam wurde hierauf entblößt, und dem Ufer parallel gelegt. Die Priester, die Büschel rother Federn hielten, sprachen noch andere Gebete, während dem Todten ein Büschel Haare und ein Auge ausgerissen, und dem Könige auf einem grünen Blatte überbracht wurden; dieser nahm es jedoch nicht an, sondern schickte Alles mit einem Federbündel an die Priester zurück. Da sich bei diesen Ceremonien ein Eatuavogel hören ließ, so wurde dies für ein glückliches Zeichen genommen, und das Dasein der Gottheit angekündigt. Nun wandte sich ein Priester nochmals an den Leichnam, und setzte nicht allein auseinander, wie die Gerechtigkeit ihn zum Opfer verlangt habe, sondern daß es auch deshalb geschehen sei, damit der Eatua den großen Plan, den der König vorhabe, begünstigen möge. Hierauf brachte man ihn unter Trommelschlag auf den höchsten Theil des Morai, wo eine Grube gegraben war, und der Körper unter Gebeten hineingesenkt wurde. Ein Knabe ließ sich hören; die Priester versicherten, dies sei die Stimme des Eatua. Nun wurde ein Hund mit verschiedenen Ceremonien gebraten, und der Knabe schrie von Neuem drei Mal auf, um den Eatua als Gast einzuladen, worauf der gebratene Hund auf der Whatta aufgestellt wurde. Am Tage darauf wiederholte man die Ceremonie; allein kein Menschenopfer wurde dargebracht, sondern nur ein Schwein, aus dessen Eingeweiden und Zuckungen die Priester das Horoskop stellten. Dergleichen Menschenopfer waren sonst nicht selten; Cook zählte auf diesem Marai nicht weniger als 49 Schädel, die sämmtlich Geopferten gehört hatten. — Auch auf den Societätsinseln spielt das Tabu, das aber hier Raa oder heilig heißt, seine Rolle.

So war der religiöse Kultus dieser Insulaner beschaffen, ehe die Briten ihnen 1796 unter Wilson die ersten Missionäre zuführten. Doch schien fast 20 Jahre hindurch ihr ganzer Eifer fruchtlos angewendet zu sein. Aber im Jahre 1815 nahm der letztverstorbene Beherrscher Pomarre mit dem größten Theile seiner Verwandten und Freunde das Christenthum an, und ließ sich als Bekenner der anglikanischen Kirche taufen; seinem Beispiele folgten mehrere Tahitier. Dies gab zu einem blutigen Kriege die Veranlassung; die Neubekehrten wurden von den Altgläubigen geschlagen, aus der Insel gejagt und genöthigt, mit den Missionären nach der Insel Eimee zu entfliehen. Doch sammelte daselbst Pomarre neue Kräfte, griff Tahiti an, und unterwarf die ganze Insel seiner Herrschaft. Er rief die Missionäre zurück, baute eine große Kirche, und hielt bei einer allgemeinen Zusammenkunft folgende Rede an das versammelte Volk:

„Männer von Tahiti! Wäre ich noch bei der Religion unsrer Väter, so müßte ich euch Alle tödten oder aus der Insel verjagen; aber die Christusreligion, die ich angenommen und von der ich nie lassen werde, lehrt mich, meine Feinde lieben und ihnen verzeihen. Darum liebe ich, verzeihe ich euch!“

Diese kurze Rede machte einen solchen Eindruck auf das Volk, daß es sich sogleich zu dieser versöhnenden Religion bekannte, und seine alten Gebräuche aufgab. Seitdem ist Ruhe, Friede und Einigkeit auf die Insel eingekehrt. Nach dem Narrative of a mission to Otaheite haben sich die meisten Einwohner von Tahiti, von Eimee und sechs andern Eilanden zum Christenthume bekannt, indeß beharren doch noch viele Halsstarrige, besonders die Priester und die Alten, bei ihrem väterlichen Glauben, und der König Pomarre war bei seinem Leben weit entfernt, sie mit Gewalt zu Proselyten zu machen; er reisete blos umher, ermahnte und machte Hohen und Niedern Vorstellungen über die Abscheulichkeit ihres alten Aber-

Digitized by Google

glaubens, und die Missionäre unterstützten ihn dabei auf das Nachdrücklichste. Auf Tahiti zählte man 1822 bereits 66, auf Eimee 16 Kapellen; alle Sonntage ist Gottesdienst, den die Eingebornen mit hoher Andacht feiern.

Die Sprache der Insulaner ist sanft, wie ihre Stimme; erstere, ein Dialekt der Malaiensprache, ist lingua italiana des Australceans, wie sie Wilson nennt, reich an Vokalen oder Selbstlautern, wie denn jeder harte Gurgellaut aus ihrem Alphabete verbannt ist. Von den schweren Konsonanten fehlen ihnen ch, g, k, s und z; das v sprechen sie wie b, und das c wie t aus. Die Wurzelsylben sind einfach, fast jede besteht aus einem oder mehreren Vokalen. Das bestimmende Wort steht bei dem Hauptworte nicht vorn, sondern in der Regel hinten: so Eatua rahi, der Geist groß; Tata été, der Mensch klein; Tahite été, Tahiti klein; der Plural bleibt unbezeichnet und ohne Konstruktion, er müßte denn durch Wiederholung angedeutet werden; so heißt Eatua, Gott und die Götter, Tata, Mann und Männer oder Menschen. Man deklinirt nicht, außer daß man bei dem casus obliquus die Präposition no, welches von, gegen, zu oder nach bedeutet, hinzusetzt. Verdoppelt man ein Wort, so soll es eine Intension, als mala-mala, sehr bitter, tea-téa, sehr weiß, auch oft den Plural bedeuten, als huru-huru, Haare. Eben so mangelhaft ist die Konjugation; das Wurzelwort vertritt alle Tempora und das Verbindungswort sein wird häufig weggelassen. Dabei ist die Sprache auf einer Seite sehr arm, indem sie oft mit einem Worte mehrere Begriffe verbindet, ohne etwa durch Betonung zu unterscheiden: so heißt Toa der Feind, aber auch der Krieg und das Kasuarinenholz; auf der andern Seite hat sie eigne, überflüssige Bezeichnungen; so hat der Schwanz eines Hundes, der eines Fisches und der eines Vogels verschiedene Namen, und für die Brodfrucht und die Arrowwurzel giebt es derselben mehrere. Ihre Pronomina sind nach der Anzahl der Personen, von welchen gesprochen wird, verschieden; so bekommt das Wort we oder zwei ein verschiedenes Pronomen, das besonders die Personen bezeichnet, und dies findet auch bei den andern Fürwörtern Statt, eine Eigenheit, die vielleicht jeder andern Sprache fremd ist. Sie bedienen sich nicht selten schöner bildlicher Ausdrücke.

Sie haben ihre Nationalgesänge und Dichtungen, die freilich sich über den niedern Zustand der Kultur, auf dem sie stehen, noch nicht erheben, aber doch nicht unangenehm klingen. In einigen Stanzen tritt auch schon der Reim hervor. Ihre Gesänge sind Kriegsgesänge, Schiffergesänge, womit sie den Ruderschlag begleiten, kleine Dichtungen, die die Freuden der Liebe besingen, und worin der Mond eine Hauptrolle spielt, Trauerelegien und Hymnen, die sie zu Ehren der Gottheit und bei ihren Opfern absingen. Proben davon haben uns die Seefahrer mitgetheilt. Der Gesang ersetzt bei ihnen meistens die Instrumentalmusik. — Ihre mathematischen und astronomischen Kenntnisse sind sehr beschränkt. Ihr Jahr besteht aus 13 Monaten. Sie berechnen die Zeit nach den Mondesveränderungen, und auch die Bahn, die die Sonne über ihrem Scheitel nimmt. Ihr Jahr fängt mit dem März an, und jeder Monat zählt 29 Tage. Den Eintritt des Regens und dessen mindere oder stärkere Heftigkeit glauben sie aus gewissen Erscheinungen vorhersagen zu können, auch haben sie Erfahrung über die Fischzeiten, über das Reifen der Brodfrüchte, über den Ausfall und Eintritt der Ernte gesammelt. — Tag und Nacht sind in 12 gleiche Theile getheilt; 6 für die Nacht, die sie durch den Stand der Gestirne, 6 für den Tag, die sie nach den Höhen der Sonne berechnen. Für die Hauptabtheilungen des Tages haben sie eigne Namen. — Von ihren Inseln besitzen sie einige gute Kenntnisse. Nach Anleitung eines Insulaners Tupija hat Cook eine Charte entworfen, worauf 84 Eilande des Australoceans niedergelegt sind. — Entfernungen und Abstände zu bezeichnen, haben sie nur ein Maß, das etwa eine Klafter anzeigt; die größeren Abstände bezeichnen sie vermittelst der Zeit, die sie zu ihrer Durchlaufung anwenden müssen. Die Tiefe des Meeres, das ihre Eilande umfließt, wissen sie mittelst ihrer Angellinien eben so genau, wie die Briten anzugeben. — Ihr Zählen geschieht nach der Dekadik; noch Wilson zählen sie bis 10 und setzen zu jeder Zahl über 10 ein M hinzu, haben aber für 20, 30 u. s. w. verschiedene

Digitized by Google

Namen. Attahai bedeutet 1, Airima 5, und Ahuru 10, M'Attahai aber 11, Tau 20, Attahai Tau 21 und 100 Airima Tau oder 5 Mal 20. Bei allen ihren großen Zahlen nehmen sie die Finger zu Hülfe. — Schrift und Schriftzüge waren ihnen vor Ankunft der Europäer völlig unbekannt. Diese haben sich indeß nicht allein die Mühe gegeben, sie darin zu unterrichten, sondern auch mit eisernem Fleiße ein Alphabet für ihre Sprache erfunden und die Evangelien Matthäi und Lucä in die Tahitische Sprache übersetzt; sie haben den Kindern das Lesen und Schreiben beigebracht, und Hymnen und Lobgesänge gelehrt: es ist schon nichts seltenes mehr, daß ein Tahitier unter dem Gottesdienste mit Bleistift das Thema aufzeichnet. Für die Kinder ist ein eigenes Lesebuch zu Tahiti gedruckt, wovon bereits 1817 über 800 Exemplare vertheilt waren. Ein Katechismus und einige Kapitel des Moses waren ebenfalls beinahe abgedruckt, und von dem Evangelium Lucä hatte der Missionär Nott eine eigne Uebersetzung in Tahitischer Sprache verfertigt. Auf Tahiti und den zunächst belegenen Eilanden zählte man damals schon 4000 bis 5000 Eingeborne, die lesen und schreiben konnten, und nach Pomarre's Befehlen sollte in jedem Bezirke ein Schulhaus errichtet werden; schon waren mehrere derselben erbaut, und der Schulunterricht in vollem Gange.

Auf den Societätsinseln herrscht, was die bürgerliche- und Staatsverfassung betrifft, das Malaiische Lehnsystem, das wir fast allenthalben finden, wo diese Menschenrasse einen Staat gegründet hat; es giebt einen König, einen Adel in mancherlei Abstufungen, es giebt ein Volk, oder einen Stand der Gemeinen, die jedoch nicht Leibeigene sind. — An der Spitze des Staats steht ein König; der gegenwärtig über die sämmtlichen Inseln, die zu dem eigentlichen Societätsarchipele gehören, herrscht; er heißt Erie de Hoi oder oberster König, seine Würde ist erblich; es herrscht aber auf Tahiti die sonderbare Thronfolge, daß der erste Sohn, der dem Herrscher geboren wird, sofort seinem Vater das Diadem nimmt, und als König anerkannt wird, wogegen der Vater nur während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft führt, und die Regierung sogleich dem Sohne selbst übergiebt, sobald derselbe zu mündigen Jahren gekommen ist. Ist der Vater verstorben, so führt die Mutter die Regentschaft; stirbt der König unbeerbt, so folgt der älteste Bruder. — Der König hat eine Gemahlin, die mit ihm die Vorrechte der königlichen Würde theilt, aber nie ihm auf dem Throne folgen kann, der, wenn kein männlicher Erbe vorhanden ist, auf den Bruder übergeht; doch scheinen auch in Ermangelung der Söhne die Töchter nicht von der Thronfolge ausgeschlossen zu sein, da sie wenigstens bei diesem Falle in den Häuptlingsfamilien erben. — Die Person des Königs und der Königin ist so heilig, daß sie nie ein anderes Haus oder eine andere Wohnung betreten dürfen, weil selbiges dadurch sogleich Tabu oder für Niemanden weiter zugänglich würde. Selbst jedes Land, das er mit seinem Fuße betritt, wird sein Eigenthum, und der König muß sich daher sehr in Acht nehmen, sich nicht von seinen Besitzungen zu entfernen. Niemand darf mit der Majestät aus einem Glase trinken, und das Gefäß, welches sie berührt, muß sogleich zerbrochen werden, damit es nicht von profanen Händen oder Lippen berührt werden könne. —

Der König herrscht mit großer Willkühr, indem er zugleich die höchste weltliche mit der höchsten geistlichen Würde zu verbinden gewußt hat, und den Hohenpriester macht; seine Befehle werden ohne Widerspruch vollzogen, er ist Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen. Jedoch scheint in den Distrikten, die mächtigen Häuptlingen unterworfen sind, seine Macht eingeschränkter zu sein, indem diese sich mancherlei Regalien bemächtigt haben, und in deren Ausübung keine Vorschriften gefallen lassen, ja oft mit den Waffen in der Hand im Gehorsam erhalten werden müssen; daher die beständigen Kriege, die bisher auf diesen Inseln herrschten, in den Reibungen der königlichen Gewalt mit den Anmaßungen der großen Vasallen ihren Grund hatten. — Eine der Auszeichnungen des Königs besteht darin, daß er sich von seinen Unterthanen auf den Schultern umhertragen lassen kann, welches Vorrecht auch die Königin und seine Brüder theilen; doch soll die Königin außerdem noch den Vorzug haben, das Ungeziefer von den Köpfen ihrer Trä-

Digitized by Google

ger ablesen und verzehren zu dürfen, welches nicht einmal der König ausübt. Wo sich ein Unterthan dem Könige nähert, da muß er sich jedesmal bis auf die Brust entblößen, und davon ist Niemand, selbst nicht sein Vater, seine Mutter, sein Großvater ausgeschlossen. — Sein hauptsächlichstes, äußerliches Unterscheidungszeichen ist der Maro oder königl. Gürtel, womit er bei dem Antritte seiner Regierung feierlichst umgürtet wird. Wilson erzählt die dabei vorfallenden Ceremonien folgender Gestalt: Das Volk versammelt sich auf dem großen Morrai in Oparre. Die Königsbinde, aus einem netzartigen, feinen Zeuge verfertigt und mit rothen und gelben Federn geschmückt, wird auf dem Altare ausgebreitet. Ein öffentlicher Redner, gemeiniglich der oberste Priester, tritt auf und entwickelt die Rechte, die der Prinz auf den Thron hat, in einer langen Rede, und wenn diese geendigt ist, umgürtet er ihn mit der königlichen Binde. Der junge König wird auf die Schultern eines Mannes emporgehoben; der vornehmste Vasall naht sich, huldigt ihm, und bringt zugleich drei Menschenopfer, wovon Augen und Haare dem Könige auf einem Pisangblatte zu Füßen gelegt werden. Der Vasall hält eine Rede, worauf die Leichname fortgetragen und im Morai verscharrt werden; ein zweiter Vasall tritt in die Reihe des ersteren und so nach und nach alle übrigen Oberhäupter, die sämmtlich ähnliche Opfer darbringen und zwar als ein Symbol, daß sie Leben und Gut des Volks in seine Hand geben. Bei der Ueberreichung der Augen öffnet der König den Mund, als wenn er solche verschlingen wollte. Außer den Menschenopfern werden noch eine Menge Schweine und vieles Zeug als Opfer dargebracht. Wenn die Huldigung der Vasallen beendigt ist, so nimmt der König den Maro, den er nur ein Mal bei dieser Gelegenheit trägt, ab, und legt ihn in dem Morai feierlich nieder; auch werden darin die heiligen Kähne, die die geopferten Menschen übergefahren haben, aufgestellt; dann geht es zu einem großen Mahle, das der König und die Häuptlinge zusammen einnehmen, und wobei besonders die berauschende Awa nicht gespart ist; Feste, Tanz und Spiel nehmen ihren Anfang und werden anhaltend fast zwei Monate lang fortgesetzt. — Der König und die Königin sind stets mit einem Gefolge umgeben, das aus Günstlingen oder Hoas, Bedienten und Trägern besteht, sämmtlich für Raa oder geheiligt angesehen wird, und blos dem Dienste der königl. Familie gewidmet ist, daher sich auch nicht verheirathen darf. Sie gelten für die verderbtesten Menschen auf der Insel.

Auf den König und die königl. Familie folgt der Adel der Insel. Er theilt sich in verschiedene Klassen: die Erihs oder Häuptlinge der verschiedenen Distrikte oder Inseln. Sie stehen zwar alle unter dem Könige, üben aber in ihren Distrikten fast eine gleiche Gewalt aus, und lehnen sich häufig gegen die Befehle des Monarchen auf, die sie im Grunde nur, wenn sie mächtig genug sind, als Bitten nach ihrem Gefallen befolgen. Sie sind völlige Eigenthümer ihrer Gebiete und der darin liegenden Ländereien; haben sie dergleichen in andern Distrikten, so verleihen sie solche an Vasallen, die den Namen Meduas führen, und als die zweite Klasse des Adels angesehen werden können, oder sie übergeben sie ihren Freunden zum völligen Eigenthum, wobei diese keine andere Verpflichtung, als die Bewirthung ihres Lehnsherrn, auf sich nehmen, wenn es ihm gefallen sollte, auf diese Güter zu kommen. Die dritte Klasse des Adels machen die Towhas aus. Verwandte oder jüngere Brüder der Erihs, die von denselben die größeren, der den Erihs unmittelbar unterworfenen Güter zu Lehn empfangen, und dann die vierte Klasse, die Ratirrahs, die die geringern Güter erhalten. — Das gemeine Volk besteht ebenfalls aus mehreren Klassen. Die Mahanuer sind darunter die vornehmsten; es sind die eigentlichen Bauern. Einige von denselben sind Raa oder heilig, andere gemein und unrein; letztere stehen unter Towhas und Ratirrahs, bauen für diese das Land, verfertigen ihnen die Kleidungsstücke und verrichten jede Art von Handarbeiten, die man von ihnen verlangt; doch sind sie nicht an die Scholle gebunden; auch können ihre Herren wechseln, wie es ihnen beliebt. Sie gleichen völlig unserm Gesinde, und heißen Tautaus, wenn sie sich dem Dienste eines Mannes, Tuti, wenn sie sich dem Dienste einer Frau widmen. Ueberhaupt

Digitized by Google

findet auf den Societätsinseln keine Sklaverei Statt; das Volk gehorcht mehr aus Gewohnheit, als aus Furcht vor Strafe. Auch findet wenig äußerer Unterschied unter den verschiedenen Ständen Statt; alle gehen auf demselben Fuße mit einander um, und es ist nichts Ungewöhnliches, den Monarchen zwischen seinen niedrigsten Unterthanen zu sehen. Indeß besitzt es gar kein Eigenthum, und Alles, was es erwirbt, kann der Adel oder der Herr an sich reißen, ohne es zu ersetzen; jeder Widerstand wird als Aufruhr angesehen. — Die Geburt allein bestimmt den Rang. Ein Erih bleibt immer ein Erih, wenn er auch seinen Distrikt verliert, oder ein erstgeborner Sohn in seine Stelle rückt, er behält Rang und Ansehen. Kein Towha oder Ratirrah kann je ein Erih werden, wohl aber kann ein Mahanuer zu dem Range eines Towha oder Ratirrah übergehen, wenn er mit einem Grundeigenthume beliehen wird. — Das Landeigenthum befindet sich allein in den Händen des Adels; es ist mit eigenen kleinen Flaggen bezeichnet, und dies wird immer wiederholt, wenn ein junger Towha oder Ratirrah geboren wird. Jedermann kennt indeß sein Eigenthum, und achtet mit der größten Gewissenhaftigkeit darauf, daß es erhalten werde und in die Hände seines Erben übergehe. Stirbt ein Landbesitzer ohne Erben und ohne Testament, so ist sein Tayo oder Gastfreund sein natürlicher Erbe.

Eine Art von Rechtszustand giebt es zwar auf den Inseln, aber bisher eigentlich keinen Richter, der bei vorfallenden Ungewißheiten und Streitigkeiten die Wage der Gerechtigkeit in die Hand nimmt. War ein Proceß im Entstehen, so legten die Partheien in der Regel ihren Nachbarn die Sache vor, und erwählten sie zu Schiedsrichtern; Jedermann beruhigte sich bei ihren Aussprüchen, und ein Pisangblatt wurde zum Zeichen der Versöhnung dargeboten und angenommen. Selten kam es wegen eines Processes zu persönlichen Thätlichkeiten. War aber ein Mord oder eine große Beleidigung zu ahnden, so nahm sie gewöhnlich die Familie des Beleidigten oder der ganze Distrikt auf sich und zog gegen die Beleidiger zu Felde, die, wenn sie die Fehde nicht annehmen wollten, mit Friedensgaben die Beleidigung sühnen mußten; nahmen sie sie an, so entschied das Recht des Stärkern, und endigte sich nur zu oft mit blutigen Scenen. Jetzt hat Tahiti einen Gerichtshof von wenigstens sechs Häuptlingen, ein Gesetzbuch und ein ordentliches gerichtliches Verfahren. Was die Criminaljustiz betrifft, so gab es auf den Inseln dafür bisher gar keinen Maßstab. Der Diebstahl wird nicht immer für ein Verbrechen gehalten, und auch dann nur mit Stockschlägen bestraft; tödtet ein Vornehmer einen Tautau, so büßt er gewöhnlich mit einem Theile seines Vermögens; ermordet ein Erih oder ein anderer Adeliger einen Menschen von gleichem Range, so übernimmt gewöhnlich die Familie die Blutrache. Für Gotteslästerung und andere Verbrechen scheinen die Insulaner gar keine Strafen zu haben, und nur das heimliche Gericht, welches die Menschenopfer vorschlägt, die Rache dadurch zu übernehmen, daß sie dergleichen Verbrecher dazu ausliefert.

Der König ist nicht oberster Richter, die Erihs sind es nicht, ob sie gleich häufig Menschen mißhandeln, häufig tödten lassen, aber dies geschieht aus bloßer Willkühr, oft aus Laune, und nicht um die Strafe an einem Verbrecher vollziehen zu lassen. — Die Einführung der christlichen Religion, die Einführung der Schrift, wird indeß bald die ganze bisherige Verfassung der Inseln, wie sie bisher bestand, auflösen. Schon hat sich der Nachfolger Pomarre's unter dem Schutze der Briten für einen unabhängigen Fürsten erklärt und Einrichtungen getroffen, die sich immer mehr den europäischen nähern. Sein Wappen ist ein weißer Stern in Roth; eine Flagge mit diesem Zeichen wehet jetzt auf der Stelle, welche Bougainville die Venusspitze genannt hat.

Eine ordentliche Kriegerschaar existirt auf den Inseln nicht. Hatte ein König Unbilden zu rächen oder einen Vasallen, der sich seiner Herrschaft entziehen wollte, zu demüthigen, so bot er die Mannen aus seinen erblichen Distrikten auf, und ließ solche durch Hilfstruppen von den ihm ergebenen Erihs verstärken. Mit diesen bemannte er dann seine Kriegsflotten, gab ihnen einen Admiral, und ließ sie gegen den empörten Distrikt ziehen, wo dann regelmäßig die erste gewonnene

Digitized by Google

oder verlorene Schlacht den Krieg entschied. Alle Mal aber wurde blos zur See gestritten; wer den Sieg erfocht, plünderte sogleich den nächstbelegenen Landdistrikt aus, und begab sich mit der Beute in seine Heimath zurück. Die Flotten sind ziemlich zahlreich bemannt; Cook und Forster sahen einst die Ausrüstung einer Kriegsfahrt betreiben, wozu 210 große Kriegsfahrzeuge und 20 kleinere Kähne in Bewegung gesetzt wurden. Cook rechnete die Bemannung der größeren zu 40, der kleineren Fahrzeuge zu 4 Mann, und für die gesammte Zahl der Krieger 9000 Mann. Allein dann mußten benachbarte Eilande zugestoßen sein, indem Tahiti allein eine so große Zahl nicht zu stellen vermögend ist. Wahrscheinlich ist daher eine Unrichtigkeit in der Zahl der Kriegsboote oder die Bemannung der Einzelnen zu groß angeschlagen.

6. Die Bewohner der niedrigen Inseln.

Der erste Seefahrer, der in die Gegenden des Archipels der niedrigen Inseln, des weitläuftigsten des ganzen Australoceans, kam, war 1606 der Spanier Quiros. Sämmtliche Inseln bilden einen weitschichtigen Archipel und sind niedrige Laguneninseln und Gruppen, und von der unbedeutendsten Größe; vielleicht ist keine einzige darunter, welche 3 bis 5 Q. Meilen Flächenraum enthält. — Alle diese Eilande sind von kreisförmiger Gestalt, alles Tafelberge, die steil aus dem Abgrunde aufsteigen, und von einem Meer bespült werden, in welchem das Senkblei keinen Grund findet. Die Brandungen sind so fürchterlich, daß sie alle Landungen verbieten, und nur, wenn man das Glück hat, einen Eingang in die Lagunen zu finden, sind die Eilande zugänglich. — Nirgends findet man süßes Wasser in Quellen oder Bächen, aber man erhält es durch Aufgraben, indem sich das Regenwasser, das die lockere Erde durchdringt, auf dem Gesteine gesammelt und ziemlich rein und genießbar erhalten hat. — Das Klima ist das der Tropen, aber die Hitze wird durch das Meer selbst und durch die Winde, die ungehindert über die Gruppen streichen, ungemein gemindert. Die Vegetation ist sehr blühend. — Von Vierfüßern haben die Eilande ursprünglich wohl keinen gehabt; Schweine und Hunde, die nicht bellen, und gegessen werden, sind von Außen eingebracht; auch die Ratte hat sich wahrscheinlich von europäischen Schiffen eingenistet.

Die Bewohner, ungefähr 500 bis 1000, gehören unbezweifelt zu der Malaienrasse, und erschienen den Seefahrern als stammhafte Menschen von starker Statur und kupfer- oder rothbrauner Farbe, die auf diesem Eilande mehr, auf jenem weniger bekleidet waren, auf einigen ganz nackend gingen. Sie gleichen in ihrem ganzen Habitus, in Sitten und Gebräuchen den Bewohnern der Societätsinseln, die den Inseln wahrscheinlich auch die ersten Bebauer gegeben haben, und reden eine Sprache, die ganz wie die von Tahiti klingt, und entweder dieselbe, oder doch ein Dialekt davon ist. Byron fand auf King George Islands ähnliche Morais, wie auf Tahiti. Die Kanots sind eben so gebaut, die Waffen die nämlichen, nämlich Streitkolben und lange Lanzen; nur fehlen Bogen und Pfeile.

7. Die Bewohner der Mandanas-Inseln.

Der Entdecker dieses Archipels war der Spanier Alvaro de Mandana de Neyra, welcher die südliche Gruppe desselben 1596 auffand, und sie nach dem Vicekönig von Peru, Marquis de Mendoza, benannte. Die nördliche Gruppe wurde erst 1791 von dem Nordamerikaner Ingraham aufgefunden. — Die Inseln dieses Archipels gehören zu den höhern Inseln des Australoceans, und tragen sämmtlich höhere oder niedere Berge, die zum Theil bewachsen sind, zum Theil als groteske Felsen dastehen. Die Gebirge schließen bald weitere, bald engere Thäler ein, die durch kleine Flüsse und Bäche gut bewässert sind. Im Ganzen ist der Boden im Gebirge steinig und felsig, am Strande sandig, in den Thälern Thon, Lehm und mit einer fruchtbaren Decke überkleidet. — Das Klima ist zwar im hohen Sommer sehr heiß; bei Langsdorfs Anwesenheit im Mai stand das Thermometer gewöhnlich zwischen 23 bis 25° Reaum.; im Juni stieg es nach Marchand auf 27°, und selbst im Winter fand Chanal es auf letzterer Höhe. Ungesund ist es nicht, wohl aber wird es zuweilen durch

Digitized by Google

seine zu große Trockenheit der Vegetation nachtheilig; zuweilen regnet es in 10 Monaten nicht, obgleich die tropischen Regen auch hier den Winter bilden. Bleibt der Regen zu lange aus, so entsteht oft die fürchterlichste Hungersnoth. Die herrschenden Winde sind der Ostpassat im hiesigen Herbste, der Südwest im Winter, in welcher Jahreszeit die Seeverbindung zwischen den verschiedenen Eilanden unterhalten wird, der Nordwind im Frühlinge und Herbste; West- und Nordwestwinde kennt man nicht, und Gewitter sind höchst selten. — Die Flora der Inseln ist nicht so mannichfaltig, als die der Gesellschaftsinseln, doch sind die vornehmsten dortigen Nahrungspflanzen auch hier zu Hause; so die Brodfrucht, die größer und schmackhafter sein soll, als auf irgend einer andern Australinsel, die Kokospalme, der Pisang u. s. w. Der Papiermaulbeerbaum, die Casuarina, der Bambus, werden wie zu Tahiti benutzt, von einer Palme die Blätter als Sonnenschirme gebraucht. — Von Vierfüßern des Landes hat man blos das Schwein und die Ratte, welche letztere wohl bei Hungerszeiten genossen wird; ersteres ist klein, aber schmackhaft und wird gezähmt. Hunde sind nicht vorhanden. Das Gefieder soll weniger zahlreich, weniger schön, als auf Tahiti sein. Eigne Fischarten werden nicht aufgeführt; wahrscheinlich bewohnen auch alle dieser Zone angehörige Fische diese Gegend des Tropenmeeres. Aus dem Mineralreiche ist von den Seefahrern fast nichts angemerkt.

Die Eingebornen gehören zu der Malaienrasse des Australoceans; von Krusenstern hält sie für die schönsten unter allen Malaienstämmen, und sieht es außerdem für einen Vorzug derselben an, daß die körperliche Schönheit nicht blos auf die edleren Klassen eingeschränkt sei, sondern sich über alle Stände verbreite; der Sohn des Niedrigsten im Volke gehe mit eben den körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet aus dem Schooße der Mutter hervor, wie der Sohn des stolzesten Häuptlings. In der Regel zeichnet die Mandanaer ein großer Wuchs, ein gutgebauter muskulöser Körper aus; der Hals ist lang und schön, die Gesichtszüge regelmäßig; aber es fehlt ein feuriges, sprechendes Auge, aus welchem vielmehr wohl Gutmüthigkeit, aber auch stumpfe Gleichgültigkeit hervorleuchtet. Ueberhaupt ist das Profil etwas breiter, als bei dem Europäer, die Nase mehr oder minder abgeflacht, die Lippen etwas aufgeworfen, aber doch durchaus nicht entstellend, und mitunter sieht man wahre Habichtsnasen, und Zähne so weiß wie Alabaster; alle Glieder des Körpers greifen so in einander, daß sowohl Cook, Forster und die Missionäre, als Krusenstern und Langsdorf übereinstimmen, daß man unter ihnen eben so wohl Modelle zu einem Herkules, als zu einem Adonis finden könne. — Ihre natürliche Leibesfarbe ist ziemlich licht und nähert sich dem Weiß der Europäer, nur daß sie etwas in's Gelbe schillert. Allein diese Farbe gehört hier nur Weibern und Kindern an, die Haut der Jünglinge und Männer ist theils durch die Tätowirung, theils durch die Einreibung von Farbe völlig schwarz. Verwachsene und gebrechliche Menschen sieht man so wenig, als Aussätzige; bei ihrer mäßigen Lebensart, die ihnen freilich die geringe Menge von Nahrungsmitteln gebietet, genießen sie einer festen, dauerhaften Gesundheit, und wissen daher auch nichts von innern Arzeneien; selbst die venerischen Uebel waren, als Krusenstern und Langsdorf da waren, noch völlig unbekannt. — Die Frauen sind zum Theil schön, aber nicht liebenswürdig. Sie haben zwar ein frisches, munteres Ansehen, einen gut gebildeten Kopf, der meistens oval ist, einen blühenden Teint, große funkelnde Augen, die schönsten Zähne, und ein gekräuseltes, schwarzes Haar, das sehr geschmackvoll mit einer weißen Binde umwunden ist. Allein ihr Wuchs ist mittelmäßig, die Statur klein, und ihr Körper ohne Haltung, so daß selbst junge Mädchen schon einen schleppenden, schwankenden Gang haben. Beine und Arme sind niedlich geformt, aber der Unterleib unverhältnißmäßig dick. Auch fehlt ihnen der Ausdruck von Sanftmuth und das gefühlvolle Lächeln, die über das Gesicht der übrigen Australindianerinnen eine so bezaubernde Anmuth verbreiten; ihre Mienen sprechen nur Frechheit aus.

Die Männer gehen beinahe ganz nackend, indem sie außer einem schmalen Gürtel, von Maulbeerrinde gemacht, den sie um die Lenden wickeln, ihren Körper gar nicht bedecken und Viele werfen auch diesen Gürtel weg. Hier und da sieht

Digitized by Google

man Einen, der sich eine kleine Matte, wie einen Mantel, um die Schultern geworfen hat. Zu ihrem Putz gehört: ein Schweinszahn, den manche im Barte tragen, und rothe Bohnen, die sie sich um den Hals hängen. Den Kopf ziert ein Aufsatz von schwarzen Vogelfedern, eine Binde mit Perlmutter oder ein Reif von weichem Holze, mit einer Reihe von Schnüren behängt. Die Ohren werden durch einen Schweinszahn aufgerissen, und darein mit Sand ausgefüllte Muscheln gehängt. Die Priester tragen um den Hals eine Art von Ringkragen von weichem Holze, in Gestalt eines Halbmondes, mit Reihen von rothen Bohnen besetzt. Der Bart wird bis auf einen kleinen Knebelbart oder ein Büschelchen Haare am Kinne abgeschoren. Den Kopf tragen sie bis auf zwei Stellen geschoren; an diesen beiden Stellen ist das Haar in Locken, die wie Hörner aussehen, aufgebunden. Die gemeinen Leute scheeren dasselbe gar nicht ab, sondern lassen es so kraus und kurz stehen, als es gewachsen ist. — Der ganze Körper ist tätowirt. Die reichern Häuptlinge und Besitzer vieler Brodfruchtbäume werden durch Männer, die in der Tätowirkunst bereits eingeweihet sind, ganz vorzüglich schön, die Aermern hingegen von Anfängern der Kunst, die niedrigste Klasse von Menschen, deren man jedoch nur wenige findet, gar nicht tätowirt. Wer sich von einem Meister tätowiren lassen will, muß demselben ansehnliche Geschenke machen. Der Knabe bleibt bis zum 12. oder 13. Jahre unpunctirt; dann wird der Anfang mit der Einzeichnung einiger Hauptfiguren gemacht, während welcher Zeit er Tabu und in einer besondern Hütte eingeschlossen ist. Im ersten Jahre werden blos Hauptverzierungen an Brust, Armen, Rücken, Schenkeln und Füßen beigebracht, kleine Nebenzierrathen aber in den folgenden nach und nach hinzugesetzt, so daß der Mann erst in seinem 30. oder 35. Jahre über und über mit seinem Hauptschmucke prangt. Mit zunehmendem Alter werden noch immer neue Figuren in und über die vorhandenen einpunktirt, so daß ein angesehener, bejahrter Häuptling über den ganzen Körper ein schwarzblaues, negerartiges Ansehen hat, obgleich die natürliche Hautfarbe weit weißer und heller ist als bei den übrigen Malaien. Die Figuren eines schön tätowirten Körpers sind jedem einzelnen Theile desselben anpassend gewählt, und haben für sich betrachtet, mit den Figuren à la Grecque die genaueste Aehnlichkeit. Die Meister in der Tätowirkunst verstehen außerordentlich schnell die Behandlung, und bedienen sich dabei statt der Nadeln des Flügelknochens der Tropikvögel, den sie zu den verschiedenen Figuren auch verschieden zurichten: die Knochen werden nämlich an einem Ende kammartig ausgezackt und zugespitzt, und bieten bald halbmondförmige, bald schmale, bald breite und gerade Spitzen dar, je nachdem der Künstler sie zu seiner Absicht für nöthig erachtet. Diese kammartig zugeschärften Knochen werden in einem spitzigen Winkel in das vordere Ende eines etwa fingerdicken und spannelangen Bambusstäbchens gesteckt, auf welches der Tätowirer so gelind und in kurzen Absätzen aufschlägt, daß die Spitzen kaum in die Haut eindringen. Dennoch ist die Operation höchst schmerzhaft. — Die Kleidung der Frauen besteht ebenfalls in einem Gürtel, den sie, wie die Männer, zwischen den Schenkeln durchziehen, und aus einem Stücke Zeuge, das ihnen zwar bis auf die Lenden herabhängt, aber doch den Körper nur dürftig bedeckt. Diesen Mantel und Gürtel legen sie ab, wenn sie sich in das Wasser begeben, und nehmen dafür nur ein grünes Baumblatt als Bedeckung des mittlern Körpers. Der ganze Körper wird täglich mit Kokosöl eingerieben, wodurch er Geschmeidigkeit und Glanz gewinnt, aber auch einen unerträglichen Geruch annimmt; das schwarze Haar wird ebenmäßig stark mit diesem Oele eingerieben, hinten dicht am Kopfe in einen Knoten gebunden, und mit einer weißen Kopfbinde umwunden. Selten sieht man sie ohne einen Fächer von rautenförmiger oder halbrunder Gestalt, der sehr künstlich von Gras geflochten und mit Muschelkalk weiß gefärbt ist. Sie haben gewöhnlich blos Arme, Hände, Ohrläppchen und Lippen tätowirt.

Die Nahrungsmittel bestehen in Yams, Arum, Pisangs, Brodfrucht, Zuckerrohr und Fischen, welche letztere sie ganz roh, blos in Meerwasser eingetaucht, verzehren. Schweinefleisch ist eine Lieblingsspeise, aber dieses Thier ist hier so selten, daß es nur auf den Tisch der Vorneh-

Digitized by Google

mern kommt; es wird ebenso gebraten, wie auf Tahiti, in Gruben, die in der Erde gemacht sind. Ihre Kochkunst ist übrigens weit einfacher; doch verstehen sie einen säuerlichen Pudding aus Arum und Brodfrucht zu bereiten, der nicht übel schmeckt und sich mehrere Monate lang hält. Er macht in den Monaten, wo die Brodfrucht fehlt, ihre vornehmste Nahrung aus, und wird für diese Zeit in Kellern, die bei jeder Wohnung angebracht sind, aufbewahrt. Häufig entsteht jedoch, wenn der Regen über die Zeit ausbleibt, Mangel an Nahrung und eine furchtbare Hungersnoth, wo sie sich dann wohl durch Menschenfleisch nähren, und diese ist es auch wohl allein, die sie zu Menschenfressern macht. Ihre Art zu essen ist ziemlich ekelhaft. Sie gebrauchen blos ihre Finger dazu, greifen damit in den Pudding und führen ihn mit vieler Gierigkeit zum Munde. Doch halten sie die Hände immer sehr sauber und waschen sie vor und nach der Mahlzeit. Ihre Schüsseln sind Pisangblätter; auf denselben bereiten sie auch die Speisen.

Ihre Wohnungen sind sehr einfach; sie bestehen aus einer schmalen, langen Hütte, die auf eingerammelten Bambuspfosten oder Pfeilern ruht, und deren Wände mit Kokosblättern und Farrenkraute durchflochten sind. Auf der Hinterseite der Hütte ist die Wohnung höher, als auf der Vorderseite, weshalb das Dach, das etwa ½ Fuß hoch mit trockenen Blättern vom Brodfruchtbaume belegt ist, sich immer nach einer Seite hinneigt. Das Innere des Gebäudes wird durch einen Balken, welcher auf der Erde durch die ganze Länge des Hauses geht, in zwei Theile getheilt: der vordere Theil des Hauses ist gepflastert, der hintere Theil mit Matten belegt, und dient zur Schlafstelle. Auf einer Seite sieht man noch ein abgesondertes Gemach, worin ihre kostbarsten Sachen aufbewahrt werden; ihre übrigen Geräthe, ihre Kalebassen, Waffen, Beile, Trommeln u. s. w. hängen an der Decke. In der Mitte dieser etwa 8 Fuß hohen Hütte ist die 3 Fuß hohe Thür. Uebrigens ist der Platz, worauf die Hütte angelegt, wegen der Tropenregen durchaus erhöhet. Vornehme haben neben ihrer Wohnhütte noch ein anderes Gebäude, das ebenfalls etwa 2 Fuß über der Erde steht, und vor sich eine Art Altan hat, der 10 bis 12′ breit und mit Steinen belegt ist. Dieser dient blos zum Speisesaal, und der Besitzer ist verbunden, darin täglich diejenigen Personen zu speisen, die mit ihm in eine Art Verbrüderung getreten sind. Der Hausrath ist sehr gering, und beschränkt sich auf Schlafmatten, auf Kalebassen und Kokosschalen, zum Trinken, und auf ihr Handwerksgeräthe oder die Werkzeuge, die sie zum Holzhauen u. s. w. nöthig haben.

Dem Mandanaer wächst fast Alles, was er zu seinem Lebensbedürfnisse braucht, in die Hand: die Brodfrucht, der Pisang, die Kokospalme erfordern keiner weitern Pflege, als daß er sie zu gehöriger Zeit, wenn sie noch jung sind, dahin verpflanzt, wohin er sie haben will; dazu bedarf es aber blos der Ausgrabung eines Lochs, wohin man den Schößling steckt, der dann ohne weitere Pflege aufschießt und Früchte liefert. Da diese aber nicht zu allen Zeiten zu haben sind, und auch nicht in so großer Menge gezogen werden können, so hat ihn die Noth gezwungen, auch Yams- und Arumpflanzungen anzulegen, deren indeß äußerst wenige sind. Dagegen wenden sie auf die Plantagen von Maulbeerbäumen, die ihnen ihre Matten liefern, und vom Taumelpfeffer, woraus der Kawa bereitet wird, mehrern Fleiß, hägen solche, wie auf Tahiti, ein und beachten dabei eine ordentliche Kultur. Hausthiere haben sie weiter nicht, als das Schwein und das Huhn; ersteres wird mit dem Abfalle ihres Mahles, mit Pisangs und Wurzelwerken genährt, und ist so zahm, daß es aus der Hand frißt. Uebrigens hassen sie Alles, was viele Mühe macht; selbst der Fischfang, der ihnen doch ein so nothwendiges Subsistenzmittel liefert, wird deshalb hintangesetzt und ist blos der ärmeren Volksklasse überlassen. Sie fischen theils mit Angeln, die künstlich aus Perlenmuscheln geschnitten, die Angelschnüre aus den Fasern von Baumrinde gedreht sind, theils mit Netzen, die jedoch nicht häufig angewendet werden. Auch verstehen sie es, die Fische zu betäuben, indem sie gewisse giftige Wurzeln, die zwischen Felsen wachsen, mit Steinen zermalmen und auf dem Meeresgrunde umherstreuen, wodurch die Fische auf die Oberfläche des Wassers heraufgetrieben werden

Digitized by Google

und sich leicht fangen lassen. — Die Männer beschäftigen sich blos mit dem Bauen der Häuser, mit der Verfertigung der Waffen und der wenigen Werkzeuge, deren sie zu ihren Handarbeiten bedürfen. Diese letztern waren vor Ankunft der Europäer blos ein scharf zugespitzter Stein, der als Bohrer gebraucht wurde, ein Beil aus Basalt oder einem andern schwarzen Steine, der sich bei ihnen häufig findet, geformt, und aus einem Messer, aus dem Zahne eines Haifisches, womit sie sich auch den Bart abnehmen. Jetzt haben sie eiserne Werkzeuge an ihre Stelle gesetzt. Ihre Kokosschalen und Kalebassen sind gewöhnlich zur Zierde mit den Fingerknochen der Feinde, die sie erschlagen und verzehrt haben, verziert. Die Weiber müssen den ganzen Haushalt versehen; sie haben die Sorge für die Erziehung der Kinder auf sich und sind im Ganzen viel fleißiger als die Männer, die den größten Theil des Tages mit Faulenzen verbringen. Sie sind es auch, die Alles, was zu der Bekleidung und zum Putze gehört, schaffen müssen; sie verfertigen die Matten, die zum Schlafen und zur Bedeckung gehören; sie bereiten die Gürtel, sie drehen die Stricke und Schnüre für den Fischfang u. s. w. Alle ihre Zeuge sind aus Baumrinde gemacht; sie unterscheiden sich in gröbere, aus den Fasern der Brodfrucht- und anderer Stämme gemacht, von Ansehen grau, und in feinere und blendend weiße, aus den Fasern des Papiermaulbeerbaums.

Den Charakter der Insulaner zeichnen die Seefahrer und Beobachter höchst verschieden; im Allgemeinen scheint es indeß, daß sie alle Tugenden und Fehler derjenigen Völker besitzen, die noch nicht weit über den Naturzustand sich erhoben haben, und daß Manches, was wir verabscheuen, bei ihnen Herkommen und Sitte heiligen. Darin kommen alle Seefahrer überein, daß sie sanftmüthig, freundschaftlich, zuvorkommend, aber auch äußerst sinnlich und leichtsinnig sich geben, und die Verdorbenheit und Tücke, deren sie Langsdorf beschuldigt, liegt wohl nicht in ihrem Charakter, sondern wird meistens durch Umstände herbeigeführt, deren Triebfedern nicht immer offen dargelegt sind. Daß sie Menschenfresser sind, ist nicht abzuleugnen; sie sollen nicht nur alle Kriegsgefangene verzehren, die in ihre Hände fallen, alle Feinde, die sie im Gefechte erlegen, sondern ihnen auch Löcher in den Hirnschädel schlagen, um ihr Blut zu trinken. Wenn der Hunger sie zwingt, sollen sie sogar Weiber und Kinder verzehren, ja die Weiber nach Menschenfleische eben so lüstern sein, wie der Mann, der Krieger!

Sie leben in Monogamie, jeder Mann hat nur ein Weib; indeß berichtet doch Wilson, daß er auf den südlichen Inseln Häuptlinge gefunden habe, die mehrere Weiber in ihrem Harem hatten. Ausschweifungen in der Liebe sind sehr gemein; nach Langsdorf ist der Ehebruch weder verboten, noch wird er bestraft; nur bei Weibern aus der königlichen Familie soll er geahndet werden. Dagegen sagt Wilson, daß Treue in der Ehe beobachtet werde, und daß, wenn eine Ehefrau sie bräche, sie Schläge erhielte und fortgejagt werde. — Die Weiber scheinen nicht in einer solchen Abhängigkeit, wie auf den übrigen Australinseln, zu stehen; zwar sah Chanal zuweilen, daß Männer ihre Weiber mißhandelten, zuweilen aber auch, daß Weiber auf ihre Männer schlugen. In der Regel essen und kochen sie für sich; zuweilen nehmen aber auch Weiber an der Tafel der Männer Theil, und nur von den Mahlzeiten der geheimen Gesellschaften sind sie für immer ausgeschlossen. Die Kinder werden von beiden Eltern sehr geliebt, die Großväter sogar mischen sich in ihre unschuldigen Spiele. Dafür hängen sie aber auch mit großer Zärtlichkeit an denen, die ihnen das Leben gaben, wovon wir bei den Seefahrern manche rührende Beispiele finden.

Von ihren übrigen Sitten und Gebräuchen, von ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben ist uns nur wenig bekannt. Eine Beschneidung ist bei ihnen nicht eingeführt. Die Todten scheinen sie zu begraben, nachdem die Vornehmen vorher auf den Morais ausgestellt worden, die Aermern aber den Wellen des Meeres zu übergeben. Im Ganzen lebt der Mensch in einer großen Ungebundenheit, und widmet den größten Theil des Tages seinen Vergnügungen. Wenn die Brodfrucht reif ist oder zur Zeit ihrer Ernte stellen die Häuptlinge ein großes Fest an, wo die Gäste mit Schweinen, Pisangs, Kokosnüssen, Yams und Arum bewirthet werden, und wo die Kawa,

Digitized by Google

in deren Genusse übrigens die Mandanaer lange nicht so sehr ausschweifen, als die Tahitier, fleißig herumgeht. Dabei fehlt es nicht an Tänzen und Musik. Der Tanz ist hier eine wilde Pantomime, die sich durch Schwingungen der Hände und Arme mehr, als durch Sprünge auszeichnet, mithin wohl ganz im Charakter der tahitischen Heivas ist; sie scheinen durch diese Pantomime wirkliche Gegenstände des Lebens darstellen zu wollen. Die Tänze werden durch Gesang und mit Trommeln begleitet. Letztere macht neben dem Kinkhorn oder der Muschel ihr einziges Instrument aus; beide begleiten sie nicht allein zu ihren Festen, sondern auch bei ihren Kriegszügen.

Ein anderes Vergnügen der Mandanaer ist das Stelzenlaufen. Sie stellen bei ihren Festen auf Stelzen Wettrennen an, wobei immer Einer dem Andern unterzulaufen, und auf einem Beine balancirend, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen sucht. Eben so geschickt sind sie, den höchsten Baum hinanzuklettern, und im Schwimmen suchen sie ihre Meister; selbst Weiber und Kinder wagen sich in die gefährlichsten Brandungen, und unter das Wasser tauchend können sie unglaublich lange darunter bleiben und den Athem an sich halten.

Daß es auf diesen Inseln eine Art von geheimen Gesellschaften gebe, berichtet Langsdorf. Jeder Häuptling steht an der Spitze einer dergleichen, und ist verbunden, die Mitglieder derselben täglich oder zu gewissen Zeiten zu bewirthen. Was aber das Geschäft dieser geheimen Gesellschaften sei, darüber konnte Langsdorf keine Auskunft erhalten. Nicht jeder kann darin aufgenommen werden. Vielleicht sind sie eine Nachahmung der tahitischen Arreoys, oder haben eine politische Bedeutung.

Ihre Sprache ist ein Dialekt der malaiischen, und ein Mandanaer und Tahitier können sich leicht verstehen. Nur verwechseln sie das P mit dem B, und der Buchstabe R scheint ihnen ganz zu mangeln. In der Astronomie sind sie wenig bewandert, vorzüglich da sie nicht zu Seereisen aufgelegt sind. In der Chirurgie sollen sie einige Kenntnisse zeigen, aber um die Heilung innerer Krankheiten sich nicht kümmern, da sie, wie die Tahitier, diese übernatürlichen Einwirkungen zuschreiben.

Von ihrer Religion haben wir gar keine Kenntniß. Daß sie aber an ein höchstes Wesen, einen Eatua, glauben, ist gewiß. Sie haben Priester, die für heilig geachtet werden, unverletzlich sind und eine besondere Tracht als Unterscheidungszeichen tragen. Diese Priester haben das Recht, das Tabu auszusprechen, das hier gleich heilig macht; sie besorgen die Begräbnißfeierlichkeiten, die meistens in Schmausereien bestehen. Aber ihren eigentlichen Gottesdienst zu beobachten, fehlte es den Seefahrern an Gelegenheit. Sie sahen blos ein Gebäude unweit einer Ortschaft, worin sie grob geschnitzte Bilder gewahr wurden, und Bühnen oder Altäre, worauf Opfer gelegt waren, die sie den Spaniern wegzunehmen nicht erlaubten, weil der Ort Tabu sei. Es giebt auch Morais oder Begräbnißplätze, die ebenfalls Tabu sind. Jede Familie besitzt ihren eigenen Morai. Glaube an Zauberei und Hexerei ist überall verbreitet; die Priester hält man für Zauberer.

Die Regierungsverfassung ist wahrscheinlich durch das malaiische Lehnssystem in das Leben getreten; aber die Inseln stehen nicht unter einem einzigen Monarchen, sondern unter Häuptlingen, deren mehrere auf den einzelnen Eilanden vorhanden sind. Diese führen zwar den Titel He-ka-ai oder Könige, haben aber nur eine sehr unbedeutende Macht, und wenig zu befehlen; ihr Ansehen hängt blos von ihrem Reichthum ab, und ihre Vasallen gehorchen ihnen nur nach Gutbefinden. Mit der Gerechtigkeitspflege haben die Häuptlinge nichts zu schaffen, auch können sie nicht strafen, weil die Selbstrache alle Strafen entbehrlich macht; den Mord rächen die Verwandten des Erschlagenen. Eine besondere Hofbedienung umgiebt stets die Person des Häuptlings; dies ist der Feuermacher, der gewissermaßen die Stelle des Kammerdieners vertritt, und wenn der Häuptling sich auf Tage von seinem gewöhnlichen Wohnorte entfernt, die Obliegenheit hat, die Gattin des Häuptlings zu bewachen, und bei ihr des Mannes Stelle einzunehmen.

Wahrscheinlich ist es, daß unter den Einwohnern ähnliche Rangabstufungen, als in allen

Digitized by Google

Malaienstaaten, bestehen; sie scheinen übrigens hier nicht auffallend hervorzutreten, und sich vorzüglich auf mehreren oder größeren Reichthum zu gründen; dieser Reichthum beruht auf dem Eigenthume mehrerer oder wenigerer Brodfruchtplantagen und scheint seine genau abgesteckten Grenzen zu haben. — Unter diesen Häuptlingen finden häufige und blutige Kriege Statt, die meistens nur deshalb unternommen werden, um sich Menschenfleisch zu verschaffen. Diese Kriege bestehen indeß nicht in eigentlichen Schlachten, sondern blos in Scharmützeln, Ueberfällen u. dgl., und endigen jedes Mal mit einem Waffenstillstande, wobei dann ein Tanzfest gefeiert wird. Gefangene und erschlagene Feinde werden ohne weitere Umstände gebraten und verzehrt. Zu Wasser führen sie nie Krieg; überziehen sie eine andere Insel, so suchen sie zu landen, und daselbst im Handgemenge ihre Sache auszufechten.

Ihre Waffen bestehen 1) in der Streitkolbe oder dem Páttu Páttuh, von schön politem Kasuarinaholze, 5 Fuß lang, 10 Pfund schwer und am Ende mit einem ausgeschnitzten Menschenkopfe verziert; 2) aus dem Speere von demselben Holze, 12 Fuß lang, in der Mitte einen Zoll dick, und an beiden Enden scharf zugespitzt, und 3) aus der Schleuder, worin an hübsch geflochtenen Schnüren ein breiter Streifen sich befindet, der den Stein faßt. Ihre Piroguen bilden drei grob zusammengesetzte Stücke, die aber nicht völlig wasserdicht sind; die Segel sind von Matten, dreieckig und vorn breit. Sie haben 20 bis 30 Fuß Länge, 1 oder 1½ Fuß Breite. Das Vordertheil ähnelt einem Fischkopfe, das Hintertheil einem S, jedoch nur flach in die Höhe gebogen und in einer Spitze endigend. Gewöhnlich ist ein Ausleger angebracht; zuweilen sind zwei dieser Piroguen vereinigt. Sie fassen 3 bis 7 Mann, doch sah Mandana einige, die 30 bis 40 Ruderer erforderten. Im Ganzen sind die Mandanaer schlechte Schiffleute und das Meer ist ihnen zuwider.

8. Die Bewohner der Oster-Insel.

Diese Insel ist 1721 von dem Holländer Roggeween in die Erdkunde eingetragen; 1774 landete Cook, 1786 la Perouse daselbst und 1816 legte v. Kotzebue bei ihr an. Seitdem haben noch mehrere Schiffer, besonders Nordamerikaner, sie besucht, wovon indeß die Erdkunde weiter keinen Gewinn gehabt hat. — Osterinsel, Ile de Pâques, wurde sie genannt, weil sie Roggeween am ersten Ostertage erblickte. Dieser Name ist ihr geblieben, obgleich der Name Davisinsel ihr, in Hinsicht des Entdeckers, wohl mit mehrerem Rechte gebührt hätte. Da indeß der Name, den ihr die Eingebornen beilegen, Waihu, bekannt ist, so dürften beide wohl diesem weichen müssen. — Sie liegt im Osten der niedrigen Inseln, nach Amerika hin, unter 27° 5′ 30″ s. Br. und 267° 47′ L. — Ihren Umfang geben die Seefahrer auf 6½ bis 8 Meilen an. — Die Insel bildet ein fast gleichschenkliges Dreieck. Sie erhebt sich mit breitgewölbtem Rücken aus den Fluten des Oceans und zeigt im Innern hohe Gebirge, die durchaus vulkanischer Natur sind. Forster sagt: der ganze Boden ist mit Felsen und Steinen von verschiedener Größe bedeckt, die alle ein verbranntes, schwammiges Ansehen haben, und einem heftigen Feuer ausgesetzt gewesen sein müssen; Rollin meint dagegen, die Insel sei von keiner so unfruchtbaren und widrigen Ansicht, als die Seefahrer sie ausgeben; zwar sei sie ganz von Holze entblößt, indeß gewährten die Hügel und Thäler dem Auge einen sehr angenehmen Anblick, und auch Chamisso erschien das Eiland als mit dem frischesten Grün angethan; die Erde überall, und selbst an den steilsten Abhängen der Berge, in geradlinige Felder abgetheilt, die sich durch anmuthige Farbenabstufungen unterschieden, und deren viele in gelber Blüthe standen. — Flüsse und Bäche sucht man vergebens, auch sollen keine Quellen vorhanden sein, dagegen sich im Innern Lachen von zusammengelaufenem Regenwasser und Sümpfe finden; die Eingebornen am Strande behelfen sich mit dem Pfützenwasser, das hier und da sich sammelt. — Das Klima ist so mild, daß die Eingebornen keiner Kleidung bedürfen. Regen scheint regelmäßig einzutreffen; als Kotzebue die Insel verließ, ruhten befruchtende Wolken auf ihren Höhen. — Die Flora ist bei dem steinigen, unfruchtbaren Boden höchst ärmlich; nur 20 Pflanzenarten zeichnet Forster auf. Brod-

Digitized by Google

sucht und Kokos fehlen, und die Bewohner besitzen keinen einzigen Baum, woraus sie ihre Kanoes verfertigen können. Doch schwimmt in gewissen Jahreszeiten eine Partie Floßholz an, und dieses scheinen sie zu diesem Zwecke zu benutzen. —

Die Bewohner, deren Zahl la Perouse auf 2000 schätzt, gehören zu dem Malaienstamme. Cook und Forster schildern sie als hagere Menschen von kleiner Statur, schmal und mager von Gesicht (s. Taf. XXVIII.), mit kleinen, schwarzbraunen Augen, deren Weißes aber nicht so grell wie bei den übrigen Stämmen ihrer Rasse durchsteche; Rollin fand dagegen eine ziemlich zahlreiche Völkerschaft, die auf der Osterinsel mehr Grazie und Schönheit zum Antheile erhalten hatte, als er auf irgend einer Australinsel beobachtete, und Chamisso führt sie uns als Menschen von schönen Gesichtszügen mit angenehmer, ausdrucksvoller Physiognomie, wohlgebildetem, schlankem und gesundem Körperbaue vor. Ihr früherer Beobachter, Roggeween, ward sogar versucht, sie in die Klasse der Riesen zu setzen. Das sind sie nun wohl nicht; ihr Körperbau ist nur mittelmäßig, aber die Figur angenehm; ihre Länge mißt etwa 5 Fuß, 4 Zoll und steht mit dem Umfange des Körpers in einem richtigen Verhältnisse. Nimmt man die Farbe aus, die in das Gelbliche spielt, so ist das Gesicht der Männer wenig von dem der Europäer verschieden. Haupthaar und Bart ist dünn, in der Regel schwarz, nur bei wenigen blond. Sie scheinen einer guten Gesundheit zu genießen, das Alter ohne Gebrechen zu sein; sie haben die Gewohnheit, sich zu bemalen, ihre Haut zu punctiren, und sich die Ohren zu durchstechen, deren Oeffnungen sie durch spiralförmig gerolltes Zuckerrohr dergestalt erweitern, daß die Ohrläppchen fast auf den Schultern hängen. Auch die Weiber vereinen, nach Rollin, mit einer regelmäßigen Bildung Gefälligkeit und Grazie in dem Umrisse ihrer Glieder; sie sollen ein angenehmes, ovales Gesicht, Sanftmuth und Feinheit in den Zügen haben, und ihnen nichts, als die kaukasische Gesichtsfarbe fehlen, um nach unserem Ideale schön zu sein; sie sind gut gewachsen, haben volles Haar und ein einnehmendes Wesen, welches die Empfindungen einflößt, die sie fühlen, ohne daß sie dieselben zu verhehlen suchen.

Männer und Weiber gehen, nach Rollin, fast ganz nackend; sie tragen blos eine Pagne um die Hüften, und einige ein Stück Zeug über die Schultern, das bis zur Hälfte der Schenkel herabfällt. Chamisso zufolge, schien dagegen an Bastzeugen kein Mangel zu sein, und weiße oder gelbe Mäntel davon waren allgemein. In den bald länger, bald kürzer abgeschnittenen Haaren wurden frische Laubkränze getragen; Kopfputz von schwarzen Federn war seltener, einige trugen zierlich anliegende Halsbänder, die vorn mit einer geschliffenen Patelle geschmückt waren; keine entstellenden Zierathen fielen auf. Nur waren alle Männer tätowirt, aber die bläulich breitlinige Tätowirung, die den Lauf der Muskeln kunstreich begleitete, machte auf dem bräunlichgelben Grunde der Haut eine angenehme Wirkung. Die bei einigen Greisen durchbohrten und erweiterten Ohrlappen waren zusammengeknüpft, in das Loch wieder durchgezogen und unscheinbar. Die Schneidezähne waren häufig ausgebrochen. Uebrigens ist es merkwürdig, daß auch hier durchgängig die Beschneidung eingeführt ist.

Ihr Charakter wird von den Seefahrern nicht günstig geschildert, indeß mag die Empfindlichkeit über ihre Begierde, Alles, was ihnen gefällt, sich zuzueignen, wohl das Meiste zu dieser ungünstigen Schilderung beigetragen haben, und im Ganzen diese Insulaner mit eben den Eigenschaften ausgestattet zu sein, die man bei allen Völkern des Australoceans findet. La Perouse sagt zwar von ihnen: „Bei uns in Europa sind die abgefeimtesten Betrüger lange so arge Heuchler nicht, als die Bewohner der Osterinsel. Alle ihre Liebkosungen und Schmeicheleien waren baare Verstellung. Nie drückten ihre Gesichtszüge eine Art von wirklicher Empfindung aus. Unter allen Indianern durften wir gerade denjenigen am wenigsten trauen, welche wir am reichlichsten beschenkten, und die uns zum Schein tausend kleine Gefälligkeiten zu erzeigen suchten.“ Allein wahrscheinlich haben diese Insulaner ganz andere Begriffe vom Eigenthume, als die Europäer, und noch wahrscheinlicher hat der Diebstahl in ihren Augen durchaus nichts Entehrendes; doch wissen

Digitized by Google

sie recht gut, daß auf die Entdeckung desselben eine Strafe steht, indem sie sogleich nach verübter That die Flucht ergreifen. In der Befriedigung der Wollust kennen sie keine Grenze, und die Frauenspersonen schienen in dieser Hinsicht selbst die Tahitierinnen zu übertreffen. La Perouse glaubt, daß keine Ehe zwischen beiden Geschlechtern stattfinde, daß die Weiber Gemeingut der Männer seien, und daß man die Kinder, sobald die Mütter sie entwöhnt haben, gewissen Weibern übergebe, die in jedem Bezirke ausdrücklich für ihre weitere körperliche Erziehung bestimmt seien. Uebrigens gesteht dieser Seefahrer den Bewohnern der Osterinsel doch auch manche gute Eigenschaft zu, lobt ihre Gastfreundschaft, ihre Gutmüthigkeit u. s. w.

Die Nahrung nehmen die Insulaner fast ganz aus dem Pflanzenreiche. Sie ziehen Yams, Bananen, Bataten, Zuckerrohr, eine Art Solanum und die Arumwurzeln. Der Feldbau scheint mit vieler Einsicht und Sorgfalt getrieben zu werden; sie haben ordentliche Pflanzungen, die regelmäßigen, länglichen Vierecken ähnlich sehen, aber weder eingezäunt, noch befriedigt sind. Ihre erste Arbeit besteht darin, daß sie die darauf stehenden wilden Kräuter und Pflanzen ausraufen, sie verbrennen und die Asche zum Düngen verwenden. Da die Franzosen keine Ackerwerkzeuge bei ihnen bemerkten, so vermuthet la Perouse, daß sie nach der Bestellung des Feldes mit spitzigen, hölzernen Stäben Löcher einbohren, und darin die Yams, Bataten und Arums pflanzen. Der Erfolg der Ernte hängt blos von dem regelmäßigen Regen ab; da sie kein fließendes Wasser haben, so sind sie auch nicht im Stande durch Bewässerung nachzuhelfen; indeß scheint dieser selten zu fehlen. Außer diesen Brodfrüchten pflanzen sie den Pisang oder die Banane und den Papiermaulbeerbaum auf ihren Pflanzungen nach der Schnur, dann Zuckerrohr und eine Art von Solanum; wilde Früchte, die zum Genusse dienen, haben sie eigentlich nicht, außer eine kleine Beere, die nicht weit vom Strande wächst, und mit jenen Weintrauben Aehnlichkeit hat, die man unter dem Wendezirkel in einigen Gegenden des atlantischen Oceans antrifft. Hühner sind nur in einer kleinen Anzahl vorhanden. Fischergeräthe bemerkten zwar die Seefahrer nicht, indeß kann es wohl sein, daß die Eingebornen verstehen, der Fische sich auf eine andere Weise zu bemächtigen, als mittelst der Netze und Angeln, und daß die Europäer vielleicht blos zu Zeiten an die Insel kamen, wo dieser Fang ruhete. Die Insulaner sind sehr geübte Schwimmer, und fürchten die stärksten Brandungen nicht. Wenn es an sonstigen Vegetabilien mangelt, nehmen sie zu Ratten und Seetang ihre Zuflucht. In der Kochkunst sind sie noch weit zurück; sie bereiten die Speisen auf die nämliche Art, wie die Gesellschaftsinsulaner, und braten oder backen sie in Löchern, die mit glühenden Steinen und Kohlen angefüllt sind. Ihr Getränk ist Wasser; wo sie kein Regen- oder Pfützenwasser haben können, da trinken sie ohne Schaden und Erbrechen Seewasser, an das sich ihre Magen so gut, wie die der Australländer gewöhnt haben.

Die Insulaner sind nicht ohne Industrie; sie verstehen recht artige Hütten aufzuführen, und verfertigen Zeuge aus dem Papiermaulbeerbaum, der trotz dem, daß er ordentlich angebaut wird, nicht sehr zahlreich ist, Hüte und Körbe aus Binsen, und kleine hölzerne, ziemlich nett ausgearbeitete Figuren. Ihre Häuser sind aus Schilf gebaut, das von kleinen Sparren getragen wird. Sie stellen eine Art von Hütten, 50 Fuß lang, 10 bis 12 Fuß breit und etwa eben so hoch, dar, die die Gestalt eines umgestürzten Boots hat; und auf einer Grundlage von zugehauenen Lavasteinen ruht; das Dach besteht aus künstlich in einander geflochtenen Matten von Zuckerrohr. An den Seiten haben sie mehrere Eingänge, deren größter im Durchschnitte nicht über 3 Fuß ist. Im Innern sind keine Abtheilungen angebracht; man sieht blos darin einiges geringes Hausgeschirr und die Matten, worauf sie schlafen. Einige dieser Hütten haben wohl 300 Fuß in der Länge, aber die Breite ist nie über 10 oder 12 Fuß. Außer diesen Hütten aber haben sie auch noch steinerne Wohnungen, die sie vielleicht nur in gewissen Jahreszeiten bewohnen. Diese werden aus Lavablöcken aufgeführt und sind elliptisch; der große Durchmesser hält etwa 24, der kleine gegen 6, die Höhe in der Mitte 7 Fuß. Die dicke Mauer hat nur eine schmale und niedrige Oeff-

Digitized by Google

nung am Ende der kleinen Achse, durch die man hineinkriecht, und die eben so wohl zur Thür, als zum Fenster dient. Etwa 10 Fuß vor dieser Thür ist das Magazin für ihre Vegetabilien, Viktualien und Geräthe. Dies ist unter der Erde und bildet ein in den Felsen gehauenes Gewölbe, das 30 Fuß tief und 11 Fuß weit ist; in dasselbe führt eine Treppe von 4 Stufen. Daneben steht jedes Mal der Backofen oder die Steingrube, worin sie, wie die Societätsinsulaner, ihre Speisen backen.

Von ihrer Religion konnten die Seefahrer nichts in Erfahrung bringen; vermuthlich herrscht hier ähnliche Vielgötterei, wie auf den übrigen Eilanden des Australoceans. Sie haben Morais so gut, wie diese, die mit einem großen Kraftaufwande vorgerichtet sind. Der Ingenieur Bernizet schildert einen solchen Morai: „Seine Grundlage bestand aus einem Mauerwerke von rothem vulkanischem Gesteine, das sich auf einer gewelleten Ebene allmälig erhob, und oben eine horizontale Fläche bildete, welche mit großen, viereckigen Steinen belegt war. Auf dieser horizontalen Fläche waren mehrere kolossale Bildsäulen aufgestellt, die den obern Theil des menschlichen Körpers bezeichneten. Genau unter den Bildsäulenreihen ist eine Grube in die steinerne Grundlage und in das Erdreich, worauf jene steht, gearbeitet, wozu man durch einen sehr engen Gang von der Seitenwand der horizontalen Fläche des Morais gelangt; man sieht darin blos Knochen und menschliche Gerippe; sie dienen daher zu Begräbnißgewölben, gehören aber gewiß einer frühern Vorzeit an, da die jetzigen Eingebornen sich nicht mehr die Mühe geben, dergleichen kolossale Denkmäler, die bei ihren unvollkommnen Werkzeugen die Zusammenwirkung einer großen Menge von Arbeitern voraussetzen, aufzurichten; statt deren aber kleine pyramidalische Steinhaufen über die Gräber ihrer verstorbenen Verwandten aufwerfen, um ihr Andenken zu ehren. Außer jenen Bildsäulen fand Forster auch noch eine andere Art von Bildhauerei auf dem Eilande; es waren artig ausgeschnitzte menschliche Figuren oder Theile des menschlichen Körpers und zwar aus Holzarten gebildet, die man auf der Insel gar nicht antrifft.

Ihre Boote haben die Gestalt der Boote auf den niedrigen Inseln, sind aber nicht aus ganzen Stämmen ausgehauen, die es hier nicht giebt, sondern aus Bretern zusammen gesetzt und mit Stricken verbunden; sie haben 8 Fuß Länge, an den Seiten kleine Ausleger, führen Ruder und können höchstens vier Mann fassen. Die Eingebornen verstanden sie geschickt zu handhaben, allein es sind ihrer so wenige, daß der russischen Mannschaft auf Kotzebue's Schiffe nur drei Boote entgegen kamen, ob sich gleich am Strande eine zahlreiche Menschenmenge versammelt hatte, die zu handeln Lust bezeigte. —

Ihre bürgerliche Verfassung ist vermuthlich die aller Malaienstaaten. Sie scheinen nur ein einziges Volk auszumachen, das sich aber in eben so viele Bezirke abtheilt, als es auf dem Eilande Morais giebt; bei jedem war ein Dorf angelegt, dem der Morai eigenthümlich zugehörte. Sie theilen sich in Eriks oder Häuptlinge und in Gemeine ab. Die Eriks scheinen häufig mit einander in Fehden begriffen zu sein. — Die Waffen der Eingebornen bestehen aus Lanzen und Streitkolben, aus sehr festem Holze; die Spitzen der Lanzen sind aus Lavaglase.

Gegen Kotzebue bewiesen sich die Eingebornen höchst mißtrauisch. — Der Grund davon war wahrscheinlich, weil 1800 ein Nordamerikaner versucht hatte, eine Anzahl dieser Insulaner nach dem Eilande Massafuero zu schleppen, um dort eine Kolonie Behuf des Robbenschlags zu gründen; er raubte auch wirklich nach einem mörderischen Kampfe 12 Männer und 10 Weiber; allein es gelang ihm nur die letzteren fortzuführen, indem die ersteren sich, sobald sie von ihren Banden befreit waren, sämmtlich in das Meer stürzten. Auch war das Schiff Albatroß 1809 auf diesen Menschenfang nach der Osterinsel gezogen.

Die Bewohner des Eilandes Mangera im Cookarchipel (s. Taf. XXVIII.),

haben große Aehnlichkeit mit den Societätsinsulanern, reden einen Dialekt ihrer Sprache, die ein Tahitier recht gut verstehen kann; ihre Häuser, das Zeug zu ihrer Kleidung, das Tätowiren, das Begrüßen mit der Nasenspitze, Alles wie zu

Digitized by Google

Tahiti, nur hatten sie, als Cook sie sah, die Ohrläppchen so weit aufgerissen, daß sie sogar ein Messer durchstecken konnten. Ihr Dialekt weicht in so fern von dem der Tahitier ab, daß er härter klingt, und mehr aus der Kehle gesprochen wird. — Die Hautfarbe dieser Eiländer ist braun, ihre Größe mittelmäßig; sie sind wohl proportionirt und stark. Ihre Kleidung besteht in einem Schurz; ihr Haar ist aufgebunden; ihre Schuhe verfertigen sie aus einer Art Gras. — Ihrer Angabe nach hat das Eiland Ueberfluß an Yams, Pisangs, Schweinen und Hunden.

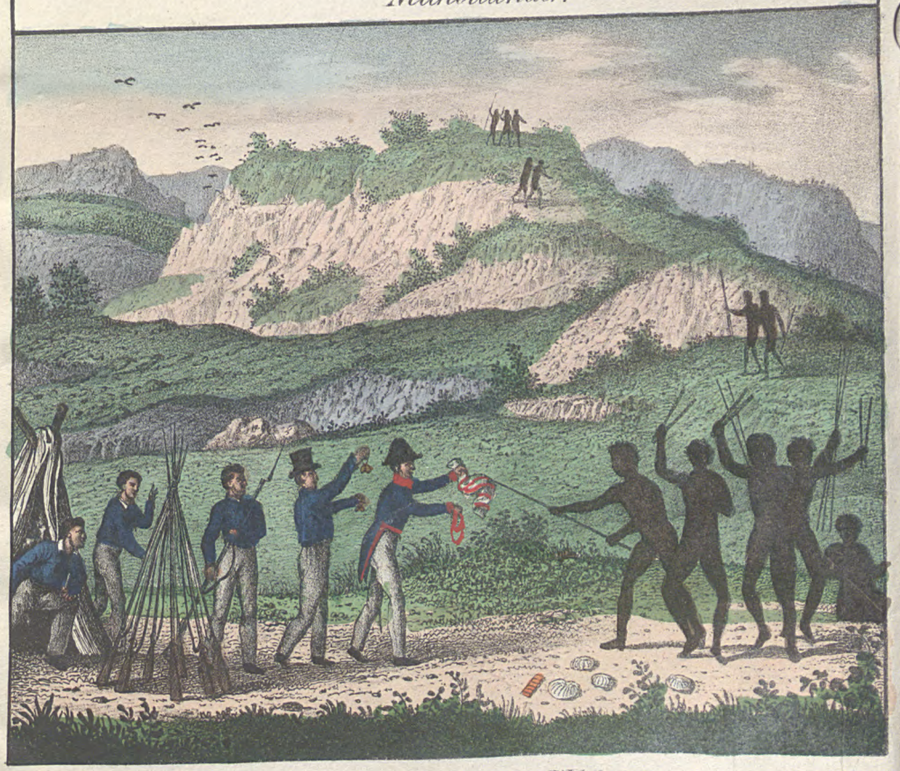
Die Bewohner der in demselben Archipel liegenden Insel Watiu (s. Taf. XXVIII.) gleichen in ihrem ganzen Habitus, in Gebräuchen und Sitten den Tahitiern; die Frauen hatten indeß, wie Cook berichtet, mehr oder weniger eine Olivenfarbe, waren untersetzt, aber doch von feiner, einnehmender Bildung, ihr Haar floß in langen, schwarzen Locken den Nacken herab. Unter den Jünglingen waren mehrere so zart gebaut, daß man sie leicht für Mädchen nehmen konnte. Ihre Häuptlinge unterschieden sich durch ein Ohrgehänge von rothen Federn; sie betrugen sich sehr ernsthaft, nahmen jedoch die Briten gütig auf, bewirtheten sie mit den ausgesuchtesten Früchten, und ließen vor ihnen einen Tanz, der von Gesang begleitet war, und ein Kampfspiel aufführen. Die Waffen der Männer bestanden aus Keulen. Uebrigens waren die Insulaner eben so sehr dem Diebstahl ergeben, als ihre Nachbarn und Stammverwandten. Hunde fand man auf der Insel nicht, wohl aber Schweine. Die Eingebornen sollen von einem Könige beherrscht werden, der auch über andere Eilande dieses Archipels gebietet.

Ende des zweiten Bandes.

Gedruckt bei Fr. Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

Neuholländer.



Zusammentreffen mit den Wilden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neuhollandischer Krieger. Neuhollanderin.

Neuhollandische Schiffahrt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Port_Jackson.

Beerdigungs Gebrauch der Wilden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sÿdneÿ.

Die Wilden der blauen Berge.

Digitized by Google

Digitized by Google

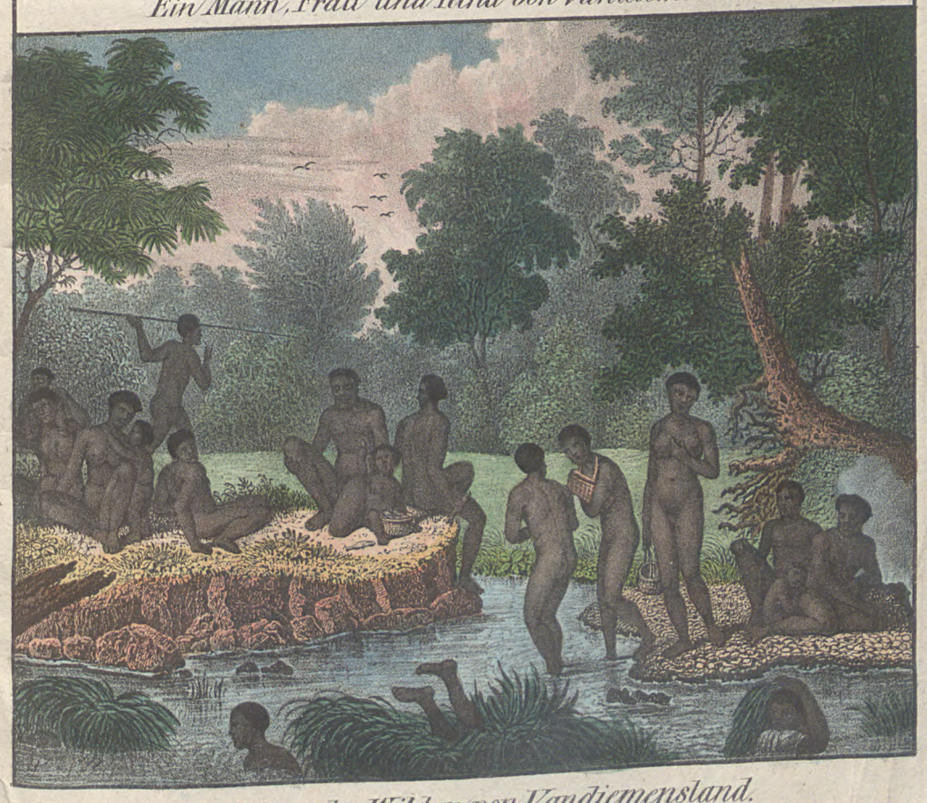
Die Kirche von Paramata.

Die Seehundsbai und grosses Nest auf der Insel Hartik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Mann, Frau und Kind von Vandiemensland.



Fischfang der Wilden von Vandiemensland.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hobart-Town.

Die Bewohner der Papusinsel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Papuas, als Küstenbewohner.

Bewohner der Insel Rawak.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Häuser auf Pfählen.

Götterbilder auf der Insel Ramak.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht der Admiralitätsinseln.

Neu Irland (Carterebai.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Gräber der Kinder auf den Salomonsinseln.

Kahn der Bewohner auf der Insel Arfaciden.

Digitized by Google

Digitized by Google

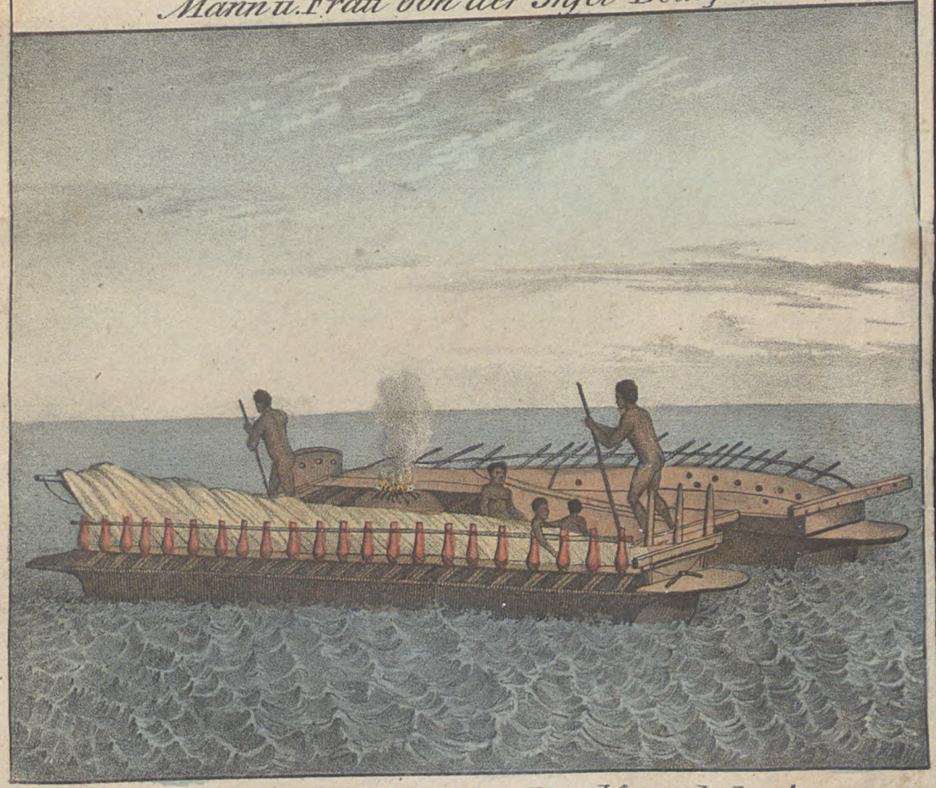
Ein Wilder der Admiralitätsinseln. Mann u. Frauen v. der Insel d. Aussätzigen.

Ein Wilder und eine Wilde aus Neukaledonien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mann u. Frau von der Insel Beauprée.



Doppelwasserfahrzeug der Neucaledonier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht der Insel Tinian.

Bewohner der Marianen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Frau der Insel Guam, u. eine Frau auf d. Wege zur Kirche.

Bewohner der Insel Guam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Kloster zu Agagna auf der Insel Guam.

Häusliche Beschäftigung auf Guam.

Digitized by Google

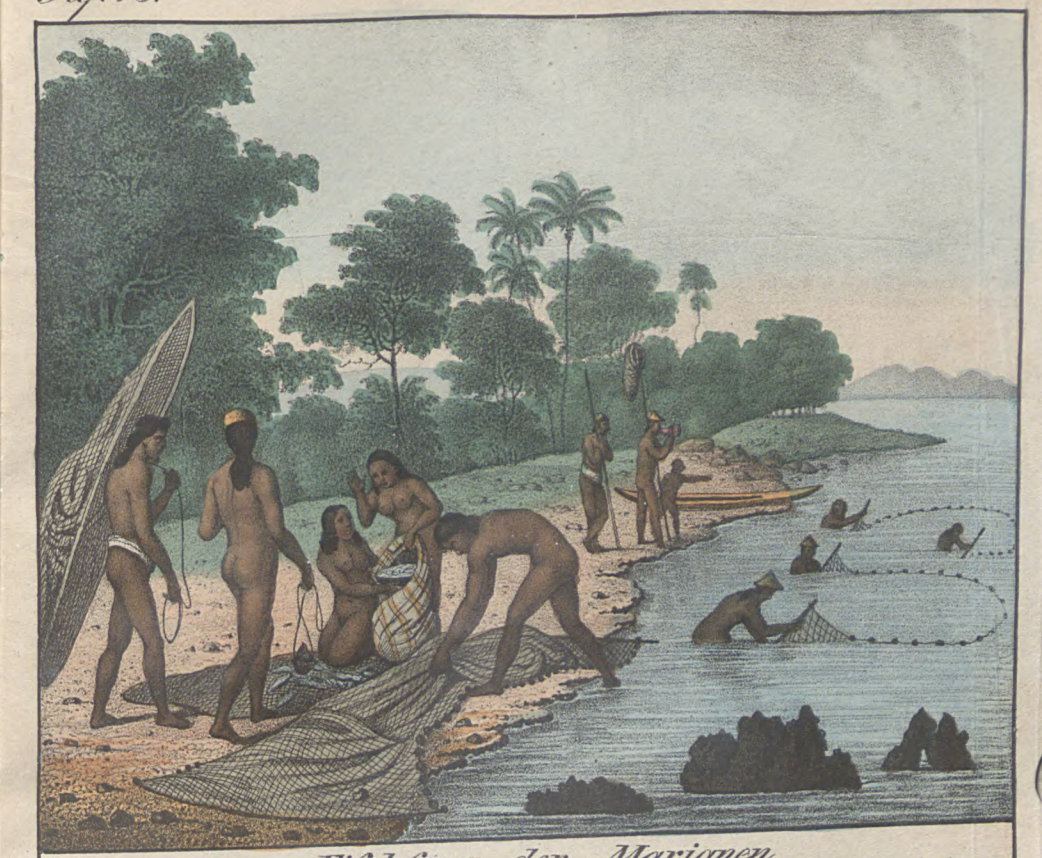
Digitized by Google

Ansicht des Gartens u. Palast d. Gouverneurs v. Agagna.

Landwirtschaftliche Arbeit der Marianen.

Digitized by Google

Digitized by Google



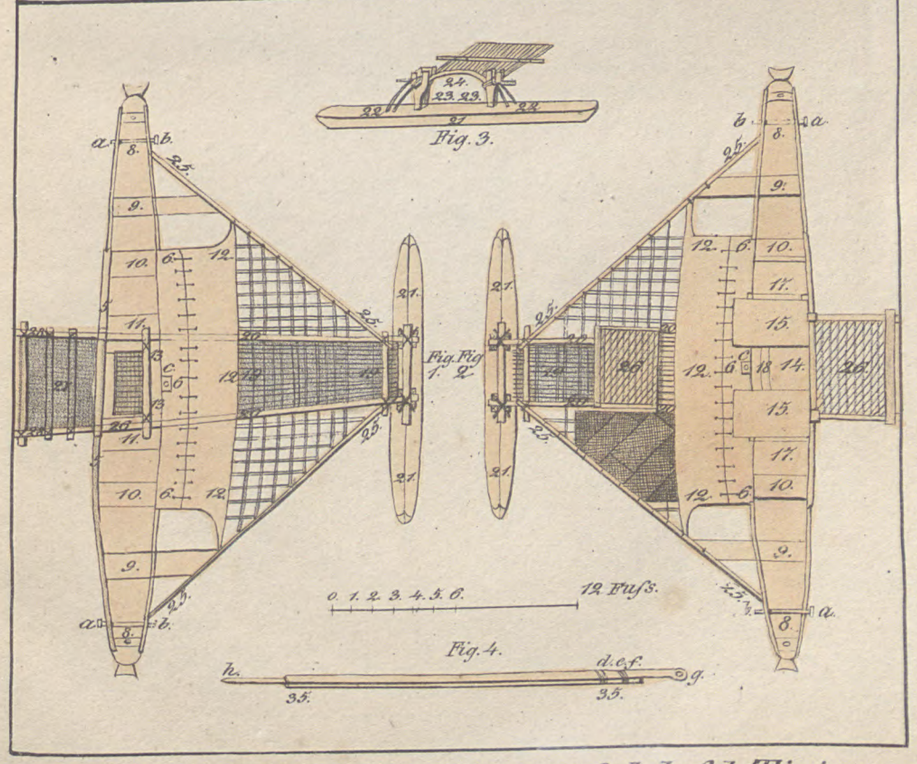
Fischfang der Marianen.

Ruinen alter Pfeiler auf der Insel Rota.

Digitized by Google

Digitized by Google

Trümmer merkwürdiger Säulen a. d. Insel Tinian.



Groſse Schiffe der Caroliner auf d. Insel Tinian.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ansicht einer Distillerie zu Agagna.

Costüm und Stellung der Tänzer u. Tänzerin.

Digitized by Google

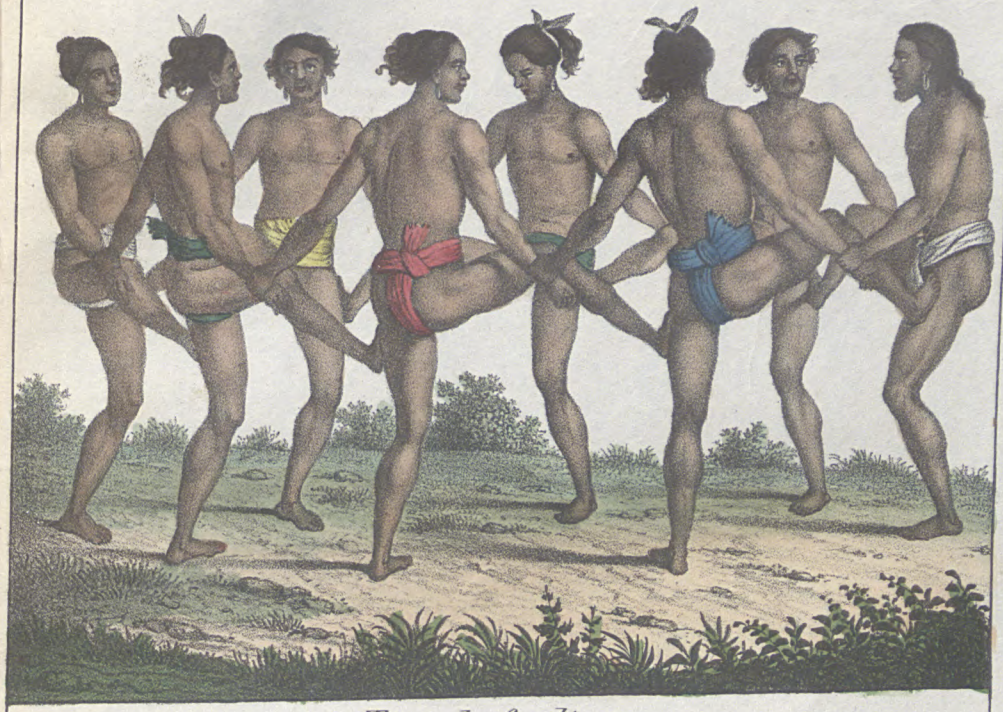
Digitized by Google

Carolinerinnen. Ein Caroliner.

Zwei tanzende Caroliner.

Digitized by Google

Digitized by Google



Tänze der Caroliner.

Portraits der Sandwichinsulaner.

Digitized by Google

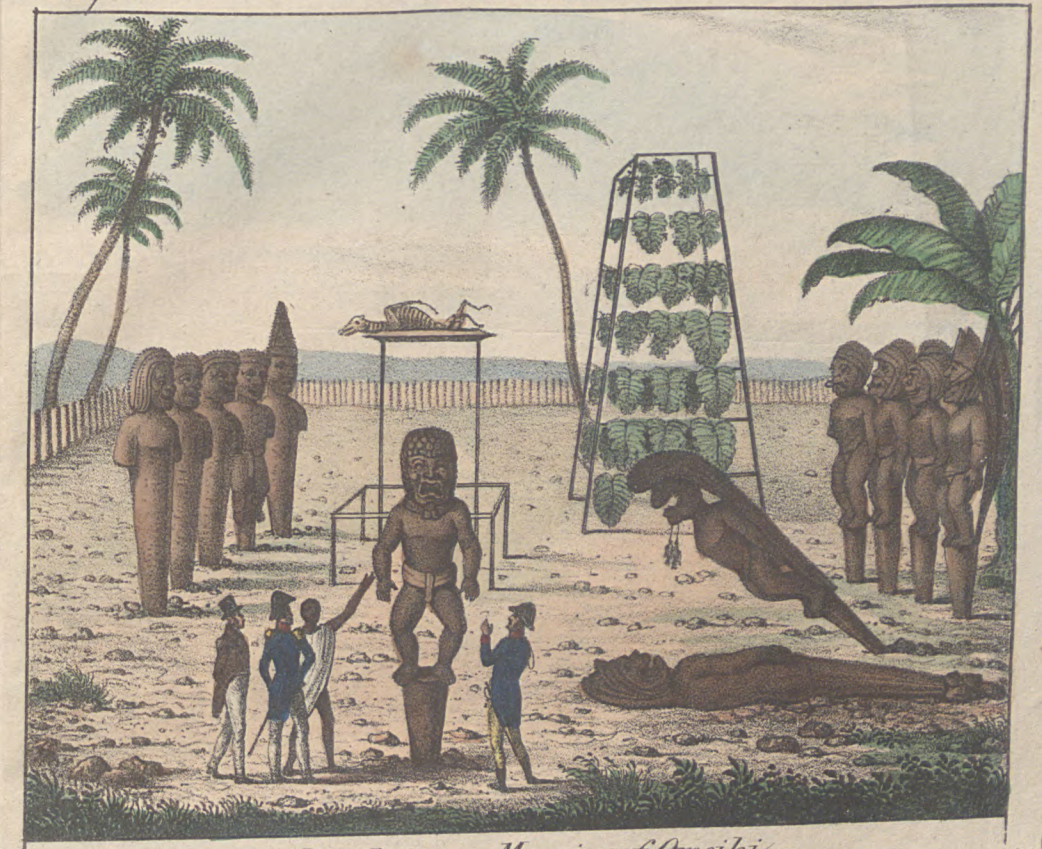
Digitized by Google

Ein Officier des Königs im grossen Ornate. Tänzer von den Sandwich Inseln.

Haus des ersten Ministers des Königs. Verfertigung verschiedner Stoffe.

Digitized by Google

Digitized by Google



Ansicht eines Morai auf Oweihi.

Tänzerin von der Insel Movi. Mann von den freundschaftl. Inseln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Wilder und eine junge Wilde von Neuseeland.

Tanz auf den Freundschafts-Inseln, bei einem Gastmahl in Gegenwart der Königin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Doppelfahrzeug auf den freundschaftlichen Inseln.

Die Insel Tonga-Tabu.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bewohner von den Fidschi-Inseln. Bewohner von der Insel Otahiti.

Ansicht der Insel Otahiti.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tänzerin von der Insel Otahiti. Eiländer von Wattiu. Mann aus Mangeéa.

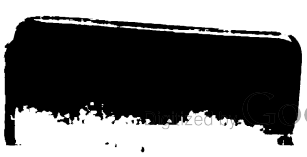
Bewohner der Ostra Inseln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Buchbinder
H. Pantele
8012 Ottobrunn
Telefon 6 01 63